

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Jubiläumsausgabe

15 Jahre GENDER – eine Standorterkundung

Corinna Bath, Judith Conrads, Sigrid Nieberle, Ralph Poole (Hrsg.)

Debatten und Diskurse

Such-Bewegungen feministischer Kritik | Die Position der Schwangeren in den Bundesverfassungsgerichtsurteilen zu Schwangerschaftsabbrüchen | Kapitalismus und Eingeschlechtlichkeit | E-Mail-Korrespondenz über Feminismus, Literatur und Gender

Methodologische Herausforderungen

Zum Verhältnis von cis Forschenden und trans* Beforschten in der Geschlechterforschung | Zur Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten in der empirischen Sozialforschung | Nachhaltigkeitsforschung und Geschlechterperspektiven | Migration und Geschlecht

Empirische Felder

Landrechte von Frauen im Kontext von neoliberaler Enteignung | Gender Planning im Schulbau | Einfluss des grammatikalischen Geschlechts auf die Konzeptualisierung der Welt | *Lustformen* in queerer Pornografie

Wissensproduktion im akademischen Raum

Subjektivitäten in der neoliberalen akademischen Welt | Intersektionale Unsichtbarkeiten und die *dekoloniale Wende* | Die Leibsprache der Geschlechter | Entwürfe einer queer-feministischen Theaterwissenschaft

3 | 24

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft | Journal for Gender, Culture and Society

Heft 3, 16. Jahrgang 2024

ISSN 1868-7245, ISSN Online: 2196-4467

Herausgegeben vom:

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (Koordinations- und Forschungsstelle)

Herausgeberinnen:

Dr.-Ing. Dr. h. c. Corinna Bath, Prof. Dr. Carola Bauschke-Urban, Prof. Dr. Judith Conrads, Prof. Dr. Bettina Dennerlein, Prof. Dr. Elisabeth Holzleithner, Dr. Beate Kortendiek, Prof. Dr. Sigrid Nieberle, Prof. (i. R.) Dr. Anne Schlüter

Redaktion: Dr. Sandra Beaufaÿs, Dr. Jenny Bünnig

Redaktionsanschrift:

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Redaktion GENDER

Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6–8, 45127 Essen

Tel. +49(0)201.183.2169/2655/6134, Fax +49(0)201.183.2118, redaktion@gender-zeitschrift.de, www.gender-zeitschrift.de

Beiträge:

Beiträge bitte über manuskripte@gender-zeitschrift.de einreichen. Aufsätze werden im double-blind peer review begutachtet. Richtlinien zur Manuskriptgestaltung bei der Redaktion oder auf www.gender-zeitschrift.de. Die Ausgaben der GENDER haben einen Heftschwerpunkt und einen Offenen Teil. Weitere Informationen dazu ebenfalls auf genannten Webseiten.

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Meike Sophia Baader, Prof. Dr. Gertrud M. Backes, Prof. Dr. Christine Bauhardt, Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt, Prof. Dr. Renate Berger, Prof. Dr. Ulrike Bergermann, Prof. Dr. Claudia Breger, Prof. Dr. Margrit Brückner, Prof. Dr. Jürgen Budde, Prof. Dr. Andrea D. Bührmann, Prof. Dr. Regina Dackweiler, Prof. Dr. Johanna Dorer, Prof. Dr. Walter Erhart, Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland, Prof. Dr. Harry Friebel, Ass.-Prof. Dr. Sabine Grenz, Prof. Dr. Gabriele Griffin, Prof. Dr. Rebecca Grotjahn, Prof. Dr. Sabine Hark, Prof. Dr. Gabriella Hauch, Prof. Dr. Sabine Hering, Prof. Dr. Barbara Holland-Cunz, Prof. Dr. Liisa Husu, Prof. Dr. Elke Kleinau, Prof. Dr. Gudrun Axeli Knapp, Prof. Dr. Ulrike Lembke, Prof. Dr. Ilse Lenz, Prof. Dr. Brigitte Liebig, Prof. Dr. Martin Lücke, Prof. Dr. Helma Lutz, Prof. Dr. Michiko Mae, Prof. Dr. Andrea Maihofer, Prof. Dr. Michael Meuser, Prof. Dr. Birgit Meyer, Prof. Dr. Sylvia Mieszkowski, Prof. Dr. Tanja Mölders, Prof. Dr. Mona Motakef, Prof. Dr. Julia Nentwich, Prof. Dr. Hildegard Nickel, Prof. Dr. Kerstin Palm, Prof. Dr. Tanja Paulitz, Prof. Dr. Andrea Pető, Prof. Dr. Ralf Poole, Prof. Dr. Susanne Rode-Breymann, Prof. Dr. Katja Sabisch, Prof. Dr. Ute Sacksofsky, Prof. Dr. Britta Schinzel, Prof. Dr. Sylka Scholz, Prof. Dr. Kyoko Shinozaki, Prof. Dr. Mona Singer, Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, Prof. Dr. Susanne Völker, Prof. Dr. Friederike Wapler, Prof. Dr. Christine Wimbauer, Prof. Dr. Heidemarie Winkel

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

GENDER erscheint dreimal jährlich mit einem Jahresumfang von rund 480 Seiten.

Das Jahresabonnement (print) kostet für Institutionen 56 €, für Privatpersonen 51 €, für Studierende 39,90 €, jeweils zzgl. Versandkosten.

Kündigungen bitte drei Monate vor Jahresende schriftlich (postalisch oder per E-Mail) an den Verlag. Ein Einzelheft (print) kostet 24,00 € zzgl. Versandkosten.

© 2024 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.

www.budrich.de



Ausgenommen von dieser Lizenz sind jegliche Textauszüge, Abbildungen, Tabellen etc. aus anderen Quellen. Deren Verwertung ist außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne Zustimmung des Verlages bzw. des jeweiligen Rechteinhabers unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Ausgabe steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/gender.v16i1>).

Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

Die Open-Access-Finanzierung erfolgt in Zusammenarbeit mit dem BMBF-geförderten Projekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) im Paket Sozialwissenschaften. Die finanzierenden Konsorten für die Jahre 2023–2025 können hier eingesehen werden: <https://projects.tib.eu/koala/konsorten/>.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disegno-kommunikation.de

unter Verwendung einer Grafik von fotolia.com/(c) Bocos Benedict

Satz: Susanne Albrecht-Rosenkranz, Opladen

Lektorat (Deutsch): Dr. Mechthilde Vahsen, Düsseldorf

Lektorat (Englisch): Ute Reusch, Berlin; Susanne Röltgen, Neustadt an der Weinstraße

Druck: Medienhaus Plump GmbH, Rheinbreitbach

Printed in Europe

Abonnements- und Anzeigenverwaltung:

Verlag Barbara Budrich, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen.

Tel. +49 (0) 2171.79491.50 – Fax +49 (0) 2171.79491.69 – info@budrich.de

www.budrich.de / www.budrich-journals.de

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

16. Jahrgang 2024

ISSN 1868-7245



Open Access © 2024 Autor*innen.  Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Vorwort 7

Schwerpunkt **15 Jahre GENDER –
eine Standorterkundung**
Corinna Bath, Judith Conrads, Sigrid Nieberle,
Ralph Poole (Hrsg.)

Debatten und Diskurse

Iris Mendel	Von der Betroffenheit zur Befreiung? Such-Bewegungen feministischer Kritik	12
Daniela Möller	„Einsicht“ in die eigene Unterwerfung?! Die Position der Schwangeren in den Bundes- verfassungsgerichtsurteilen zu Schwanger- schaftsabbrüchen	27
Barbara Grubner	Kapitalismus und Eingeschlechtlichkeit. Ge- schlechterideologie jenseits der Anrufung	43
Anne Fleig, Sigrid Nieberle	Wo stehen wir? Und wohin gehen wir? Eine E-Mail-Korrespondenz über Feminismus, Literatur und Gender	59

Methodologische Herausforderungen

Thomas Nestler, Monika Götsch	Dilemmata der Forschung über „Andere“. Zum Verhältnis von cis Forschenden und trans* Beforschten in der Geschlechterforschung	73
Sabrina A. Arneth	Ein Weg zu neuen Fragenstellungen. Zur Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten in der empirischen Sozialforschung	88



Theresa Herdlitschka, Johanna Dankers, Miriam Kienesberger, Katharina Kapitza, Tanja Mölders	Nachhaltigkeitsforschung und Geschlechterperspektiven: intersektionale Ansätze zur Analyse sozial-ökologischer Transformationen	104
Miriam Friz Trzeciak	Migration und Geschlecht. Eine Reflexion über die paradigmatischen Grundlagen gendersensibler Migrationsforschung	121

Empirische Felder

Devika Sharma, Lakshita Bhagat	„No Woman’s Land“: Eine Untersuchung der Landrechte von Frauen im Kontext von neoliberaler Enteignung und Geschlechterbeziehungen in Indien	138
Carla Schwaderer	Gender Planning im Schulbau. Bestandsaufnahme und ein Fallbeispiel	153
S. Maryam Fatemi	Der Einfluss des grammatikalischen Geschlechts auf die Konzeptualisierung der Welt. Eine systematische Literaturübersicht	168
Rahel Sophia Wehrlin	Von Seesternen und Sexspielen – Lustformen in queerer Pornografie	187

Wissensproduktion im akademischen Raum

Anukriti Dixit	Verhandlungen von Kaste, genderspezifischen und kolonialen Subjektivitäten in der neoliberalen akademischen Welt	203
Daniela Paredes Grijalva, Dominique Bauer	Wenn gute Vorsätze nicht ausreichen: intersektionale Unsichtbarkeiten und die <i>dekoloniale Wende</i> in der Wissenschaft	217
Tomke König, Benedikt Wolf	Die Leibsprache der Geschlechter. Eine Intervention	231
Eva Döhne, Lea-Sophie Schiel	Unruhe stiften. Entwürfe einer queerfeministischen Theaterwissenschaft	248

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Introduction 7

Essays **15 years of GENDER –
exploring the state of the art**
Corinna Bath, Judith Conrads, Sigrid Nieberle,
Ralph Poole (Eds.)

Debates and discourses

Iris Mendel On being affected. Personal experience and
feminist critique 12

Daniela Möller “Acceptance” of one’s own submission?! The
position of pregnant women in the German
Federal Constitutional Court’s rulings on
abortion 27

Barbara Grubner Capitalism and sexual indifference. Gender
ideology beyond interpellation 43

Anne Fleig,
Sigrid Nieberle Where do we stand? Where are we heading?
An exchange of emails about feminism,
literature and gender 59

Methodological challenges

Thomas Nestler,
Monika Götsch Dilemmas of research on “others”. On the
relationship between cis researchers and
trans* research participants in gender studies 73

Sabrina A. Arneth A path to new research questions. On
operationalising gender in empirical social
research 88



Theresa Herdlitschka, Johanna Dankers, Miriam Kienesberger, Katharina Kapitza, Tanja Mölders	Sustainability research and gender perspectives: Intersectional approaches to the analysis of socio-ecological transformations	104
Miriam Friz Trzeciak	Migration and gender: A reflection on the paradigmatic foundations of gender-sensitive migration research	121

Empirical fields

Devika Sharma, Lakshita Bhagat	'No woman's land': A study of women's land rights in context of neoliberal dispossession and gender relations in India	138
Carla Schwaderer	Gender planning in school building construction. A stocktaking and case study	153
S. Maryam Fatemi	The influence of grammatical gender on the conceptualization of the world: A systematic literature review	168
Rahel Sophia Wehrlin	Of starfish and sex games – Shaping pleasure in queer pornography	187

Knowledge production in academia fields

Anukriti Dixit	Negotiating caste, gendered and colonial subjectivities in the neoliberal academy	203
Daniela Paredes Grijalva, Dominique Bauer	When good intentions aren't enough: Intersectional invisibilities in academia and the decolonial turn	217
Tomke König, Benedikt Wolf	Genders and their (lived) body languages. An intervention	231
Eva Döhne, Lea-Sophie Schiel	Creating unrest. Queer feminist thinking about theatre and performance	248

15 Jahre GENDER – eine Standorterkundung

Corinna Bath, Judith Conrads, Sigrid Nieberle, Ralph Poole

Die Zeitschrift *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* hat zum Ziel, der Frauen- und Geschlechterforschung und den Gender Studies ein fachwissenschaftliches Forum im deutschsprachigen Raum zu bieten. 2009 ging das erste Heft der von Ruth Becker, Heike Kahlert, Beate Kortendiek, Sigrid Metz-Göckel, Sabine Schäfer und unserer Verlegerin Barbara Budrich ins Leben gerufenen Zeitschrift in Druck. Seitdem erscheint die *GENDER* regelmäßig mit drei Heften pro Jahr sowie zahlreichen Sonderausgaben, stets im Verfahren des Double Blind Peer Review und seit 2023 im Open Access.

Das „Premierenheft“ widmete sich „aktuellen theoretischen und sozialpolitischen Debatten [...], die sich insbesondere mit der Beziehung zwischen Familienpolitik und Gleichstellungspolitik“ beschäftigten. Bereits im zweiten Heft wurde diese Diskussionskultur systematisch erweitert, denn der große offene Teil brachte unter dem Titel „Debatten der Geschlechterforschung“ verschiedenste Disziplinen zur Geltung, aus deren Perspektiven theoretische wie empirische Beiträge zu vielfältigen geschlechterbezogenen Fragestellungen formuliert wurden. Auch das aktuelle Heft greift zunächst gegenwärtige Debatten und Diskurse des Forschungsfeldes auf. In weiteren Teilen werden methodologische Herausforderungen, empirische Felder sowie der akademische Raum selbst diskutiert. Bereits diese feingliedrigere Binnenstruktur des Heftes lässt sich als Anzeichen für die wachsende fachliche und interdisziplinäre Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung im historischen Vergleich lesen.

Das 15-jährige Jubiläum bietet Anlass, um eine Bestandsaufnahme der aktuellen Geschlechterforschung zu versuchen und diesem Thema ein ganzes Heft zu widmen. Ausgangspunkt unserer Überlegungen war zum einen die Beobachtung, dass Gender/ Geschlecht als epistemische Kategorie mittlerweile in zahlreichen Fächerkulturen mindestens als Querschnittsthema und immer häufiger auch als strukturelles Element im Wissenschaftsbetrieb etabliert werden konnte, wobei diese Entwicklung disziplinäre Unterschiede aufweist: Während einige Disziplinen derzeit noch beginnen, erste Ansätze der Gender Studies in ihre Erkenntnisinteressen zu integrieren, ist die Forschung in anderen Fächern theoretisch wie empirisch bereits sehr weit gediehen. Zum anderen erfordert diese breite Verankerung, sich immer wieder quer durch alle Disziplinen darüber zu verständigen, wie Gender jeweils konzipiert wird, was eine disziplinär ausdifferenzierte Geschlechterforschung leisten kann, worin Verbindungen, Übersetzungen und Gemeinsamkeiten bis hin zu einem interdisziplinären Feld der Geschlechterforschung bestehen und durch welche Entwicklungen diese sich derzeit herausgefordert sieht.

Die große Zahl der Einsendungen auf den Call for Papers zeigt das anhaltende Interesse an grundlegenden Fragestellungen und Themen der Geschlechterforschung. Sie treiben Forschende im Wissenschaftsbetrieb von Absolvent_innen bis zu erfahrenen Professor_innen um. Die in diesem Heft versammelten Beiträge geben einen Überblick über ein breites Spektrum von Forschungsansätzen, die, an dem einen Ende des Kontinuums, um große kollektive Problemfelder wie Gesellschaftstheorien oder Klimakrise kreisen und sich, am anderen Ende, zu einer konsequenten Priorisierung subjektiver Er-



fahrungen entschlossen haben – und immer wieder epistemologische Fragen aufwerfen sowie grundlegende Herausforderungen der Wissensproduktion thematisieren.

Die Autor_innen führen im ersten Teil **Debatten und Diskurse** um langjährig diskutierte Themen, die sowohl feministische und Geschlechterforschung als auch Aktivismus und Praxis beschäftigen, im Kontext neuer gesellschaftlicher und theoretischer Entwicklungen fort.

Persönliche Erfahrungen als Ansatzpunkte feministischer Kritik und damit auch Bezüge zwischen privater Betroffenheit und politischer Befreiung stehen im Mittelpunkt des Beitrags von *Iris Mendel*. Sie analysiert eine Sammlung von Briefen, die Aktivist_innen im Rückblick an ihr jugendliches Ich geschrieben haben, und zeigt die epistemologischen Impulse auf, die von solchen (Selbst-)Reflexionen für die Geschlechterforschung ausgehen.

Der Beitrag von *Daniela Möller* diskutiert mit dem Recht auf reproduktive Selbstbestimmung ein weiteres zentrales Thema innerhalb feministischer Debatten und der Geschlechterforschung. Anhand von Urteilen des Bundesverfassungsgerichtes zu Schwangerschaftsabbrüchen stellt die Autorin vor dem Hintergrund geschlechtertheoretischer Ansätze zum Gesellschaftsvertrag heraus, welche Argumentationsmuster herangezogen werden (könnten), um die Position von schwangeren Frauen innerhalb der gegenwärtigen Gesetzgebung zu stärken.

Barbara Grubner stellt Annahmen aktueller (queer)feministischer Kapitalismuskritik aus Sicht der feministischen Ökonomie infrage. In der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit erkennt sie die zentrale Herrschaftsdynamik spätkapitalistischer (Re-)Produktionsverhältnisse; der für Care-Arbeit zentrale Aspekt der Angewiesenheit wird darin nicht ausreichend berücksichtigt. Auf der Basis psychoanalytischer Konzepte sexueller Differenz plädiert sie für eine gesellschaftliche Organisation von Sorgearbeit, die Abhängigkeiten anerkennt und mystifizierende Verbindungen zum ‚Mütterlichen‘ auflöst.

Einen unkonventionellen Zugang zu aktuellen Debatten aus der Genderforschung innerhalb ihrer Disziplin wählen *Anne Fleig* und *Sigrid Nieberle*: In Form einer E-Mail-Korrespondenz diskutieren die beiden Autorinnen miteinander aktuelle Diskurse, etwa zu geschlechtlichen (Un-)Eindeutigkeiten, identitätsbezogenen (Un-)Sichtbarkeiten und der Notwendigkeit analytischer Kategorisierungen aus literaturwissenschaftlicher Perspektive; dabei entstehen mitunter auch Schlaglichter auf die feministische Literaturgeschichte.

Andere Beiträge eröffnen auf methodischer und/oder theoretischer Ebene neue Forschungszugänge, indem sie im zweiten Teil des Heftes **methodologische Herausforderungen** diskutieren, die sich dem selbstkritischen Anspruch stellen, Machtverhältnisse zu reflektieren und zugleich komplexe Ungleichheitslagen zu berücksichtigen.

Ein forschungsmethodologisches Dilemma stellen *Thomas Nestler* und *Monika Götsch* in den Mittelpunkt ihres Beitrags, indem sie fragen, wie ein machtreflektiertes Verhältnis zwischen hegemonial positionierten Forschenden und beforschten Angehörigen einer marginalisierten Gruppe aussehen kann. Am Beispiel von Konstellationen, in denen trans* Personen durch cis Personen beforscht werden, arbeiten sie das Risiko von Othinging-Dynamiken heraus und betonen demgegenüber die Notwendigkeit einer solidarischen Praxis, die sich kontinuierlich selbst hinterfragt und sich ihrer eigenen Grenzen bewusst ist.

Sabrina A. Arneth nimmt quantitative Erhebungen in den Blick und fragt nach adäquaten Optionen der Operationalisierung von Sex und Gender innerhalb standardisierter empirischer Sozialforschung. In ihrem Beitrag zeigt sie auf, wie wichtig es ist, die entsprechenden Items geschlechtertheoretisch zu fundieren, sie je nach Forschungsfrage flexibel einzusetzen und mögliche Reifizierungs-Effekte intensiv zu reflektieren.

Theresa Herdlitschka, Johanna Dankers, Miriam Kienesberger, Katharina Kapitzka und *Tanja Mölders* verorten sich im Feld der geschlechterbezogenen Nachhaltigkeitsforschung und loten anhand von empirischen Forschungsarbeiten zur Energiewende aus, auf welche Weise intersektional erweiterte Geschlechterperspektiven als heuristisches Modell eingesetzt werden können. Ziel ist es, mit ihrem machtkritischen Ansatz sozial-ökologische Problemlagen zu analysieren und damit verbundene gesellschaftliche Ungleichheiten aufzudecken.

Der Beitrag von *Miriam Friz Trzeciak* bietet einen Überblick über den Themenkomplex ‚Migration und Geschlecht‘ und zeichnet theoretische sowie methodologische Grundzüge einer gendersensiblen Migrationsforschung nach. Dabei zeigen sich geschlechtertheoretische Konzepte wie Doing Gender, Intersektionalität und Machtkritik in ihrer Übertragung auf migrationsbezogene Fragestellungen als besonders prägend, wie anhand von Perspektiven wie Doing Migration, den Queer Diaspora Studies oder Citizenship-Ansätzen sowie postkolonialen Bezügen verdeutlicht wird.

Die Beiträge des dritten Teils diskutieren im deutschsprachigen Raum bislang wenig berücksichtigte **empirische Felder** und machen damit die Vielfältigkeit und prinzipielle Unabgeschlossenheit des Erkenntnispotenzials geschlechterbezogener Analyseperspektiven deutlich.

Devika Sharma und *Lakshita Bhagat* untersuchen in ihrem Beitrag die rechtliche Situation in Bezug auf Landbesitz für Frauen in Indien und zeigen zugleich auf, inwiefern die Kategorie ‚Frau‘ intersektional betrachtet werden muss, um dabei unterschiedlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Dabei konstatieren sie eine Feminisierung der indischen Landwirtschaft, die jedoch nicht gleichermaßen mit Empowerment-Zugewinn für Frauen einhergeht.

Mit dem Zusammenhang der Dimensionen Raum und Geschlecht setzt sich *Carla Schwaderer* in ihrem Beitrag auseinander. Anhand einer qualitativen Interview-Studie mit Schüler_innen macht sie die Bedeutung einer gendersensiblen Architektur bei Planung und Bau von Schulgebäuden deutlich und ordnet die Befunde in die Entwicklung des Gender Planning als Teil von Stadtplanung und -entwicklungsprozessen ein.

Im Beitrag von *S. Maryam Fatemi* stehen sprachliche Genusformen und ihre Auswirkungen auf gesellschaftliche Geschlechtervorstellungen im Fokus. Die Autorin untersucht in einer systematischen Literaturübersicht verschiedensprachige linguistische Studien zum grammatikalischen Geschlecht und konstatiert ein begrenztes Erkenntnispotenzial durch eine Konzentration auf die binären sprachlichen Ausprägungen *weiblich* und *männlich* bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Neutrum-Formen in der methodologischen Anlage vieler Studien.

Basierend auf theoretischen und methodologischen Grundlagen aus Queer und Trans* Studies nähert sich *Rahel Sophia Wehrlin* in einer phänomenologischen Analyse queeren Pornofilmen. Sie erkundet die Möglichkeiten der Inszenierung und Erzeugung von sexueller Lust jenseits von binären und hetero- oder homonormativen Ordnungen

und hebt das subversive Potenzial queerer Pornografie, gedeutet als performative Praxis und Form der Kritik, hervor.

Neben grundlegenden Debatten, Herausforderungen und neuen Forschungsfeldern setzen sich weitere Beiträge mit den Bedingungen und Begrenzungen der **akademischen Wissensproduktion** auseinander. Indem sie unter anderem nach deren Verworfenheit mit intersektionalen Machtverhältnissen oder positiv gewendet nach wissenschaftstheoretischen Grundlagen fragen – und damit die Bedingungen der Möglichkeit des Forschens untersuchen und situieren –, knüpfen sie wiederum an Traditionen an, die die Geschlechterforschung seit ihren Anfängen auszeichnet.

Eine Reflexion über die Thematisierung eigener, insbesondere auf dem indischen Kastensystem basierender Privilegien bei gleichzeitiger Marginalisierungserfahrung als „Dritte-Welt-Frau“ im europäischen akademischen Raum nimmt *Anukriti Dixit* in ihrem Beitrag vor. In subjektivierungstheoretischer Lesart zeigt sie dabei die intersektionalen Verflechtungen auf, die im neoliberal geprägten akademischen Feld der Wissensproduktion bestimmte hegemoniale Positionen und damit verbundene Ausschlüsse produzieren.

Ausgehend vom konstatierten *decolonial turn* in Forschung und Lehre untersuchen *Daniela Paredes Grijalva* und *Dominique Bauer* in ihrem Beitrag, welche konkreten Umsetzungen dieser Anspruch in der akademischen Praxis erfordert. Mit dekolonial-feministischen Ansätzen plädieren sie für (Handlungs-)Praxen, die eine Reflexion eigener Involviertheit in (neo)koloniale Verhältnisse erweitern, indem etwa enge Kooperationen mit Aktivist_innen und Gemeinschaften des globalen Südens geschaffen und Wissenssysteme außerhalb traditionell akademischen Wissens anerkannt werden. Dekolonisierung der Wissensproduktion müsse auf subjektiven wie strukturellen Ebenen kontinuierlich erfolgen.

Der Beitrag von *Tomke König* und *Benedikt Wolf* beschäftigt sich mit dem in der Geschlechterforschung intensiv diskutierten Verhältnis von Körper und Sprache. In phänomenologischer Bezugnahme führen sie dieses in dem Begriff der Leibsprache zusammen und argumentieren, dass hiermit, anstatt von einer grundsätzlichen Entgegensetzung auszugehen, Körper und Sprache vielmehr als ununterscheidbar aufzufassen seien, was sie abschließend an Kim de l’Horizons Roman *Blutbuch* analytisch exemplifizieren.

Einen disziplinären Blick auf die deutschsprachige Theaterwissenschaft werfen *Eva Döhne* und *Lea-Sophie Schiel* in ihrem Beitrag. Dabei interessieren sie sich für queer-feministische Ansätze, die in subversiver Weise Normativitäten infrage stellen und die sie außerhalb der hegemonialen Wissenschaftstradition verorten. Sie diskutieren, wie diese zu einer Hinterfragung und Durchkreuzung patriarchaler Ordnungen in Theaterwissenschaft und -betrieb beitragen können.

Bei aller Vielfalt an Themen und Forschungsfragen, die in den Beiträgen diskutiert werden, finden sich in diesem Jubiläumsheft Leerstellen mit Blick auf unseres Erachtens relevante Konzepte, Methoden, Gegenstände und Debatten der Geschlechterforschung, die wir gern noch aufgenommen hätten. So bleiben Perspektiven etwa neo-materialistischer Feminismen, aus dem MINT-Bereich, den Bildungs- und Erziehungswissenschaften sowie der Trans*, Inter* und Queer Studies oder auch der kritischen Männlichkeitsforschung nicht gänzlich unsichtbar, aber doch verhältnismäßig unterbeleuchtet.

Erkenntnisprozesse, gar umfassende Paradigmenwechsel lassen sich bekanntlich in der stetigen Auseinandersetzung mit dem Individuellen und dem Kollektiven, den vielfältigen soziokulturellen wie sozioökonomischen Bedingungen sowie den auf subjektiver Erfahrung basierenden Erkenntnisprozessen einerseits und objektivierenden Verfahren der Wissensproduktion andererseits erzielen. Dieses Heft versteht sich daher als ein Forum, in dem diese verschiedenen Episteme und Ansätze ausgebreitet und für die Diskussion freigegeben werden, nicht zuletzt, um künftige Fragen und Perspektiven für die Geschlechterforschung anzuregen.

Der bereits im Premierenheft vor fünfzehn Jahren artikulierten Hoffnung, dass die Zeitschrift *GENDER* ihren Teil zur Vernetzung der deutschsprachigen und internationalen Geschlechterforschung beitragen wird, schließen wir uns erneut an. Ebenso bekräftigen wir – auch im Sinne aller Herausgeberinnen der Zeitschrift – die herzliche Einladung, sich aktiv an dieser diskussionsfreudigen Vernetzungsarbeit zu beteiligen.

Unser großer Dank gilt den zahlreichen Autor_innen, engagierten Gutachter_innen und den Beirat_innen der Zeitschrift wie auch dem Verlag Barbara Budrich sowie der in der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW beheimateten Redaktion der Zeitschrift, ohne deren professionelle Unterstützung die *GENDER* nicht das wäre, was sie heute ist: ein anerkanntes Publikationsorgan der trans-, inter- und disziplinären Geschlechterforschung, das Debatten anstößt, aufnimmt und weiterführt und damit einen wichtigen Platz im kritischen, vielfältigen und demokratischen Wissenschaftsbetrieb einnimmt.

Iris Mendel

Von der Betroffenheit zur Befreiung? Such-Bewegungen feministischer Kritik

Zusammenfassung

Persönliche Erfahrung war und ist umstrittener Einsatzpunkt feministischer Kritik. Im Beitrag diskutiere ich anhand theoretischer und autobiografisch inspirierter feministischer Texte das Verhältnis von Betroffenheit und Befreiung, Erfahrung und Kritik. In einer Analyse einer Sammlung fiktiver Briefe von Aktivist*innen verschiedener Generationen an sich selbst als Jugendliche gehe ich dem subjektiven Kritisch-Werden im gesellschaftspolitischen Kontext nach. Dabei geht es auch um die Frage, welches theoretische und methodologische Verständnis feministischer Kritik in den Briefen artikuliert wird und inwiefern dieses für eine (Selbst-)Reflexion der Geschlechterforschung relevant ist, nicht zuletzt im Hinblick darauf, wie diese geschrieben werden kann. Folgende Momente feministischer Kritik werden herausgearbeitet: Bewegung, Entfremdung, Un/Glück, Theorie, (Selbst-)Sorge, Risiko und Community. Abschließend diskutiere ich die Prekarität und das Potenzial eines solchen in persönlichen Erfahrungen und alltäglicher Praxis verankerten Kritikverständnisses.

Schlüsselwörter

Consciousness Raising, Erfahrung, Feministische Kritik, Storytelling

Summary

On being affected. Personal experience and feminist critique

Personal experience was and still is a controversial point of departure for feminist critique. In this article, I draw on theoretical and autobiographically inspired feminist texts to discuss the relationship between being affected and liberation. I analyze a collection of fictional letters that activists of different generations wrote to their teenage selves and explore their subjective processes of becoming critical in the socio-political context. I also examine which theoretical and methodological understanding of feminist critique is articulated in these letters and to what extent this is relevant for a (self-)reflection of gender studies, not least when it comes to how research can be written differently. The following aspects of feminist critique are identified: movement, alienation, un/happiness, theory, (self-)care, risk and community. Finally, I discuss the precariousness and potential of such an understanding of critique that is anchored in personal experience and everyday practice.

Keywords

consciousness raising, experience, feminist critique, storytelling

1 Einleitung

„Das Persönliche ist politisch“ lautet ein viel zitierter feministischer Slogan. Er verweist auf den feministischen Ansatz, ausgehend von der kollektiven Bearbeitung von Erfahrungen, gesellschaftliche Strukturen zu erkennen und zu verändern. Betroffenheit war und ist ein umstrittener Einsatzpunkt feministischer Kritik. In meinem Beitrag diskutiere ich durch das Ineinander-Lesen theoretischer und autobiografisch inspirierter feministischer Texte das Verhältnis von Betroffenheit und Befreiung, Erfahrung und Kritik.

Dafür ziehe ich eine Sammlung fiktiver Briefe von Aktivist*innen an sich selbst als Jugendliche heran und gehe dem subjektiven Kritisch-Werden und Ver-Suchen der



Befreiung von Herrschaftsverhältnissen im gesellschaftspolitischen Kontext nach. Das Ziel des Beitrags ist zu zeigen, was aus diesen Erzählungen über feministische Kritik, insbesondere in Bezug auf eine theoretische und methodologische Standortbestimmung der Geschlechterforschung, gelernt werden kann. Dabei begreife ich diese Briefe an das jugendliche Selbst als narrative Konstruktionsakte der Erinnerung und der Selbstverständigung: Erinnerungen werden geordnet und in Zusammenhang gebracht, bestimmte Momente werden erzählt und hervorgehoben, andere treten in den Hintergrund oder werden ausgelassen. Was und wie erzählt wird, hat auch damit zu tun, was unter Feminismus und feministischer Kritik individuell und gesellschaftlich verstanden wird. Denn Erinnern und Erzählen prägen die Erfahrung der Gegenwart und können alternative feministische Zukünfte eröffnen. In diesem Sinne geht es in dem Text auch um ein Nachdenken, Erzählen und Schreiben von Feminismus, das der Komplexität und Vielfalt feministischer Kämpfe kaum gerecht werden kann (vgl. z.B. Guest 2016; Hemmings 2011), und das dann auch immer mit der Frage verbunden ist, wer erzählt und wer unter welchen Bedingungen Gehör findet – oder auch nicht.

Die transdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Betroffenheit und Befreiung, Erfahrung und Kritik am Beispiel von Selbsterzählungen feministischer Aktivist*innen soll auch einen konzeptionellen Beitrag zu aktuellen Debatten um (feministische) Kritik leisten. Als „foundational characteristics of feminist, gender and queer studies“ betrifft Kritik das epistemologische und methodologische Selbstverständnis der Geschlechterforschung, die Bedingungen feministischer Wissensproduktion sowie die Frage, wie feministisch über „questions of transformation, emancipation, and of social justice“ (Liljeström/Peltonen 2017: 1) nachgedacht wird. In meinem Beitrag greife ich das in aktuellen Debatten artikulierte Unbehagen am „negativen“ Modus von Kritik auf, ohne diese zugunsten „affirmativer“ Kritik zu verabschieden. Bezugnehmend auf die in fiktiven Briefen beschriebenen Erfahrungen von Aktivist*innen sowie theoretische feministische Texte arbeite ich sieben Aspekte feministischer Kritik heraus: feministische Kritik und/als Bewegung, Entfremdung, Un/Glück, Theorie, (Selbst-)Sorge, Risiko und Community. Dabei argumentiere ich, dass gerade Alltagsbezogenheit und politische Handlungsfähigkeit im Zentrum feministischer Kritik standen und stehen und eine klare Grenzziehung zwischen „negativer“ und „affirmativer“ Kritik infrage zu stellen ist. Der Beitrag zur Standortbestimmung und (Selbst-)Reflexion der Geschlechterforschung ist also in feministischen Bewegungen verortet. Insbesondere geht es mir um die alltags- und bewegungspolitischen Impulse zur epistemologischen Entwicklung der Geschlechterforschung, nicht zuletzt im Hinblick auf die Frage, *wie* diese *geschrieben* wird.

2 Das Persönliche ist politisch, das Persönliche ist theoretisch: Erfahrung, Kritik und Befreiung

Inwiefern können Erfahrungen – von Sexismus, von Rassismus, von Ausbeutung – ein Zündfunke von Kritik, ein Schritt in Richtung Befreiung von Herrschaftsverhältnissen sein? Die Politisierung von Erfahrung, und das heißt auch, wie ich argumentiere, das Infragestellen und Theoretisieren von Erfahrungen, ist im Kontext der Zweiten Frauenbewegung zu verstehen. Anlässlich der Ignoranz von „Frauenfragen“ sowie des Sexis-

mus in den sozialen Bewegungen der Zeit, insbesondere der Studierendenbewegung, entstanden in den 1960er- und 1970er-Jahren Consciousness-Raising-Gruppen (in den USA vor allem im Kontext des radikalen Women's Liberation Movement). Dabei wurden Räume geschaffen, in denen Frauen zusammenkamen und ihre Erfahrungen teilten, um das Politische im vermeintlich rein Individuellen, Persönlichen, Privaten zu erkennen. Es ging um das Herausarbeiten kollektiver Betroffenheiten von Macht- und Herrschaftsverhältnissen mit dem Ziel, diese zu begreifen und zu verändern. Sowohl politische Praxis als auch politische Theorie als Selbstzweck wurden abgelehnt, wie Carol Hanisch (2006) in ihrem bekannten Text „The personal is political“ schreibt.

In ihrem Fokus auf die vernachlässigten Erfahrungen von Frauen, ihrer Herausforderung überkommener epistemischer Autoritäten sowie der Verortung feministischer Wissensproduktion in aktivistischen Zusammenhängen waren Selbsterfahrung und Consciousness Raising wichtig für die Entwicklung feministischer Forschung. So formuliert Maria Mies in ihren „Methodischen Postulaten der Frauenforschung“, dass die „*Entwicklung einer feministischen Gesellschaftstheorie* nicht in den Forschungsinstitutionen entstehen kann, sondern in der Teilnahme an den Aktionen und Kämpfen der Bewegung, in der theoretischen Auseinandersetzung über Ziele und Strategien und der dauernden Diskussion mit den ehemaligen Forschungsobjekten“ (Mies 2017: 70, Hervorh. im Original); für Catherine MacKinnon (1989) war Consciousness Raising *die* Methode feministischer Forschung und Sara Ahmed schreibt mehrere Jahrzehnte später in Bezug auf ihre philosophisch-aktivistische Auseinandersetzung mit persönlichen Erfahrungen und Gefühlen: „The personal is theoretical“ (Ahmed 2017: 10).

Neben der individualistischen Vereinnahmung und zunehmenden Entpolitisierung und Professionalisierung von Selbsterfahrung sowie der durchaus ambivalenten Akademisierung eines Teils feministischer Wissensproduktion ist allerdings auch grundlegendere Skepsis gegenüber der mitunter anzutreffenden Absolutheit und Verallgemeinerung „der Erfahrungen von Frauen“ angebracht. Kritik daran wurde schon sehr bald in innerfeministischen Auseinandersetzungen laut, denn die Erfahrungen von Frauen sind verwoben in rassistische, kapitalistische und ableistische Machtverhältnisse, in denen Frauen unterschiedlich positioniert sind. Eine weitere mögliche Schwierigkeit liegt in der Tendenz, den Erfahrungen von Frauen epistemische Autorität zu garantieren, wie es in Teilen des Consciousness Raising der Fall war (z. B. MacKinnon 1989: 105; vgl. kritisch Wylie 1994). Wenn Frauen zudem auf ihren Opferstatus festgelegt werden, versperrt dies die Einsicht, dass Frauen selbst an ihrer Unterdrückung beteiligt sind, indem sie die Logik der Macht zu ihrer gemacht haben und davon mitunter auch profitieren, dies aber auch kollektiv ändern können (vgl. kritisch z. B. Haug 2003 und ihre Methode der feministischen Erinnerungsarbeit sowie hooks 2000 in Bezug auf intersektionale Machtverhältnisse). Genau dies war der Punkt von Consciousness Raising, nämlich die Beziehung zwischen Erfahrung, Machtverhältnissen und Widerstand darzustellen, wie Teresa de Lauretis (2007: 190) betont, und zwar im Zusammenhang kollektiver feministischer Kämpfe.

Aber nicht nur die Auseinandersetzung mit Erfahrung ist feministisch umstritten. Seit einigen Jahren entspinnt sich auch eine Debatte um „negative“ und „affirmative“ Kritik, die über feministische Forschung hinausweist, aber von dieser wichtige Impulse erhalten hat. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang Eve Sedgewicks Unterschei-

derung von „paranoiden und reparativen kritischen *Praktiken*“ (Sedgewick 1997: 8, Hervorh. im Original [Übers. I. M.]) sowie Karen Barads (2007) Konzept der „diffraction“, das im New Materialism eine wichtige Rolle spielt und Differenz, Dialog und Verantwortung betont. Während die paranoide Kritik von Verdacht und negativen Gefühlen gekennzeichnet sei, sich auf die Suche nach verborgenen Wahrheiten mache und dabei immer wieder dasselbe finde (Sedgewick 1997: 9), stehe die reparative Kritik für Offenheit, für Überraschungen und Hoffnung, die eine andere Zukunft denkbar machen (Sedgewick 1997: 24). Sowohl Sedgewick als auch Barad kritisieren zudem die vermeintlich distanzierte, vom Alltag der Subjekte losgelöste Haltung von Kritik (Bargetz/Sanos 2020: 505), und es lässt sich in den affirmativen Ansätzen des New Materialism eine „Sehnsucht nach Handlungsfähigkeit“ (Bargetz 2019 [Übers. I. M.]) erkennen. Während ich den Einsatzpunkt der „reparativen“, „affirmativen“ Kritik nachvollziehen kann – z. B. beim Lesen eines literarischen Werks nicht sofort nach Machtverhältnissen und Komplizenschaft zu suchen, sondern bei der Wahrnehmung und den Gefühlen der Subjekte anzusetzen (Felski 2009), sowie politisch nicht nur gegen, sondern auch für etwas zu kämpfen (Bunz 2012) –, denke ich, dass diese mitunter „karikaturistische“ Kritik (Barnwell 2015: 12) an Kritik der Vielstimmigkeit, Ungleichzeitigkeit und den Spannungen feministischer Kritik nicht gerecht wird. In diesem Sinne stellen auch Sverre Raffnsøe, Dorthe Staunæs und Mads Bank in ihrem differenzierten und mehrstimmigen Text über „Affirmative Critique“ fest, dass „negative“ und „affirmative“ Kritik zwar unterschiedlich operieren, aber keine inkompatiblen Gegensätze darstellen (Raffnsøe/Staunæs/Bank 2022: 197).

In meinem Beitrag verstehe ich die Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen auch als kritische Praxis in Marx' Verständnis von Kritik „als Selbstverständigung der Zeit über ihre Kämpfe und Wünsche“ (Marx 1976: 346). Gerade in Zeiten, die ausweglos erscheinen, ist eine solche Selbstverständigung zentral und schwierig zugleich. In diesem Zusammenhang schlug Kornelia Hauser bereits vor über zehn Jahren vor, sich im Sinne der Kritik wieder stärker den konkreten Erfahrungen zuzuwenden, wie sie auch in biografischen Texten über Frauen zu finden sind: „Sammelt die vielen klugen konkreten Negationen zu den gesellschaftlichen Bedingungen ein. Sie sind kompetent formuliert, zusammen ergäben sie ein Netz von Widerspruch und Veränderungswillen“ (Hauser 2013: 747). In alltäglichen Erfahrungen steckt also kritisch-feministisches Wissen, das es zu explizieren gilt, was ich im Folgenden versuchen werde.

3 Feministische Kritik als/und ...

Um feministische Kritik solchermaßen entlang konkreter Erfahrungen aufzuspannen, ziehe ich eine Sammlung fiktiver Briefe von Aktivist*innen verschiedener Generationen an sich selbst als Jugendliche heran. Sheila Sampath, selbst Aktivistin und Bildungsarbeiterin in Toronto sowie Chefredakteurin des feministischen Jugendmagazins *Shameless*¹, hat diese unter dem Titel „Letters Lived. Radical Reflections, Revolutiona-

1 Ich lehne mich bei dieser und bei den folgenden Beschreibungen der Briefschreiber*innen an jene in „Letters Lived“ an.

ry Paths“² 2013 herausgegeben. Die Briefschreiber*innen sind unterschiedlichen Alters, schwerpunktmäßig (aber nicht ausschließlich) in Nordamerika und Europa verortet, allerdings finden sich in den Briefen auch transnationale und indigene Erfahrungen und politische Perspektiven. Im Folgenden arbeite ich anhand dieser fiktiven Briefe sieben Momente des subjektiven Kritisch-Werdens im gesellschaftspolitischen Kontext heraus, die mir aufschlussreich erscheinen für die Frage nach dem Verhältnis von Betroffenheit und Befreiung bzw. von Erfahrung und Kritik. Dabei verstehe ich diese Briefe als „Selbstverständigung“ über Feminismus, als Beitrag zu feministischer Theoriebildung. Es lässt sich an ihnen zeigen, dass in vermeintlich *negativer* Kritik eine *Affirmation der Veränderbarkeit* liegt, die in den „Kämpfen und Wünschen der Gegenwart“ enthalten ist.

... Bewegung

„Radical Reflections, Revolutionary Paths“ – so lautet der Untertitel der „Letters Lived“; es geht um verschiedene und doch zusammenhängende, individuelle und kollektive suchende *Denk-Bewegungen*. Wie Sampath in ihrer Einleitung schreibt: „That’s kind of the thing about activism, it isn’t really a *state* or *identity* as much as it is a *trajectory* or *path*. And we all start somewhere and end up somewhere else and move at different pace“ (LL 2013: ix, Hervorh. im Original). In den Briefen reflektieren Aktivist*innen ihren *Weg* seit ihrer Teenagerzeit, darüber, was sie damals gerne gewusst hätten. Es handelt sich um persönliche und politische Erkenntnisreisen im Zusammenhang mit Fragen von Körper, Familie, Sexualitäten, Geschlechtsidentitäten und der Community, im Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit und rassistische Diskriminierung. Das Kritisch-Werden, das sich in diesen Briefen zeigt, geht insofern über den Begriff Feminismus hinaus, als die oft spannungsgeladene und immer wieder neu zu verhandelnde Verknüpfung verschiedener, aber zusammenhängender Kämpfe bzw. intersektionaler Machtverhältnisse deutlich wird, worin ich ein wichtiges Moment für die Entwicklung (nicht Weiterentwicklung) feministischer Kritik sehe.

Es geht in den Briefen um das Teilen von Erfahrungen, die Reflexion von Aktivismus, und zwar über Generationen hinweg. Die Briefe sind, wie Grace Lee Boggs, die auf eine über 60-jährige persönliche und politische Geschichte des US-Aktivismus – von Arbeiter*innenbewegung, Bürgerrechts- und Frauenbewegung, Black Power, American Asian und Environmental Justice – zurückblickt, im Vorwort schreibt, „an effort to reach across one of the most destructive divides in our culture: the isolation of one generation from another“ (Boggs, LL 2013: i); sie sind eine Einladung, „kritische Verbindungen“ (Boggs, LL 2013: iv [Übers. I.M.]) herzustellen – in Bewegung zu kommen. Das Thema der Generationen in politischen Kontexten findet sich auch im Brief der 66-jährigen Shea Howell, die in einer Vielzahl von Organisationen in Nordamerika, insbesondere im Bereich Community Education and Development, aktiv ist, wenn sie an ihr imaginiertes Teenager-Selbst schreibt:

„The NAARPR [National Alliance Against Racist and Political Repression] held a gathering in Detroit. Angela Davis was the keynote speaker. You will walk into the church sanctuary and discover it packed

2 Im Folgenden werden die „Letters Lived“ als LL zitiert.

with people. To your astonishment, over half the audience will have grey hair. Only then will you realize how much of your political life had been spent with peers. [...] For the first time, you will begin to understand what it meant to be part of a radical tradition in America, that there had always been people struggling for a better country. And, perhaps most importantly, you will see the possibility that you can create a political life.“ (Howell, LL 2013: 56)

Das Kritisch-*Werden* lässt sich in den Briefen als eine Suchbewegung beschreiben, als Prozess der Verunsicherung und Offenheit, der auch das eigene Selbst betrifft. „Eventually you will regard gender as a huge social joke and wholeheartedly retire from bothering with it“, berichtet die kanadische Musikerin und Autorin Rae Spoon (LL 2013: 79) ihrem Teenager-Selbst. Und Juliet Jacques, die über Gender, Sexualität, Literatur, Film, Kunst und Sport schreibt, schildert in ihrem Brief ihre Neuerfindung als „angry young queer“ (Jacques, LL 2013: 68). Grundlegend geht es um die Öffnung in eine Zukunft, die noch nicht festgeschrieben ist, so die Musikerin, Schriftstellerin und Künstlerin Kit Wilson-Yang in ihrem Brief an sich selbst als Jugendliche: „I want to give you a life without expectations so you can grop in all the directions you can imagine. So you can flourish“ (Wilson-Yang, LL 2013: 102). Die Briefe sind also ein feministisches, queeres, rassismuskritisches Storytelling „[t]o create space and moments for knowing and feeling more-than what is already present“, wie Raffnsøe, Staunæs und Bank (2022: 188) in Bezug auf affirmative Kritik ausführen.

... Entfremdung

Ein zentraler Impuls für Kritik als Bewegung ist das Sich-nicht-Abfinden mit dem Bestehenden, oft aus der Erfahrung, dass eine*r selbst „anders“ ist, Gefühlen der Entfremdung und dem Begehren nach Aus- und Aufbruch. Wie die Sri-Lankisch-ukrainisch-irische Schriftstellerin und Kulturarbeiterin sowie Queer- und Disability-Aktivistin Leah Lakshmi Piepzna-Samarasinha an ihr Teenager-Selbst schreibt:

„When you were 16, all you wanted was *out*. I can feel it burning in us still. Every day. Every day I close my eyes, remember and give thanks. We are out. [...] You wanted out, and you snuck and dreamed *out* every way you could – through mail-ordering zines and listening to music, getting every scholarship to every young writers’ camp you could, checking out the maximum number of library books, sneaking out to punk shows at Worcester Artists Group, sleeping and dreaming as much as you could so you could access another reality, writing letters twice a week to the first girl you fell in love with and hers in your backpack ‘til they were worn soft.“ (Piepzna-Samarasinha, LL 2013: 33f.)

Motive des Andersseins und des Bruchs mit dem, was als „normal“ und selbstverständlich gilt, ziehen sich durch die Briefe – vom Gefühl, kein „cooles“ Kind zu sein, über Identitätskrisen, Depressionen, Erfahrungen von Mobbing oder sexualisierter Gewalt bis zum Suizidversuch. Die Autorin Lee Maracle, die sich u. a. mit kultureller Aufarbeitung in Aborigines-Gemeinschaften in Kanada beschäftigt, beginnt ihren Brief an ihr Teenager-Selbst mit der Schilderung eines Zusammenbruchs als Folge rassistischer Gewalt; gleichzeitig weist sie über die Ohnmacht im Zusammenhang mit Gewalterfahrung hinaus, indem sie aus der Perspektive einer Überlebenden schreibt: „You won’t feel like you will recover for a very long time, but you will“ (Maracle, LL 2013: 121). Maracle beschreibt aus der zeitlichen Distanz, wie die rassistische Normalität und das Begehren nach Einheit damit sie zunächst von sich selbst entfernen und von der Welt entfremden:

„You are so focused on the fact that white people don't like you, and because you are surrounded and tormented by them, day in and day out, you can't seem to sit and explore what you love. [...] You cannot admit it right now, but you want oneness with them, despite how they feel about you.“ (Maracle, LL 2013: 122)

Deutlich wird in ihrem Brief die Funktion von Rassismus als Ablenkung, wie von Toni Morrison (1975) beschrieben: „The function, the very serious function of racism is distraction. It keeps you from doing your work. It keeps you explaining, over and over again, your reason for being“ (Morrison 1975: o. S.). Entfremdung verstanden als Nicht-Zuhause-Sein in der Welt besteht bei Lee Maracle im Nicht-Eins-Sein mit der *weißen* Machtposition, worin auch ein kritisches Moment liegt. Kritik bedeutet dabei weder für Maracle noch für Morrison, sich an dieser Macht immer und immer wieder abzarbeiten und mit der eigenen Aufmerksamkeit darin verfangen zu bleiben: „Educating the conqueror is not our business. But if it were, the best way to do it is to not explain anything to him, but to make ourselves strong“ (Morrison 1975: o. S.). Auch Maracle beschreibt in ihrem Brief, wie sie über diese Form von „negativer“ Kritik hinausgeht:

„You will also learn to differentiate between struggling for something and struggling against something. You will learn when to resist oppression and when to accept others as they are. You will learn that the first transformation had to occur inside of you. You will fall in love with the sense of justice buried deeply underneath your anger, resentment and despair.“ (Maracle, LL 2013: 125)

Bei Kritik geht es in Foucaults Verständnis darum, dass alles, was ist, auch anders sein könnte (Foucault, zit. n. Maihofer 2013: 282). Die Briefe eröffnen in diesem Sinne die Möglichkeiten für ein Anderssein – von sich selbst und der Welt. Indem Entfremdung zum Thema gemacht wird, gehen die Briefeschreibenden gleichzeitig auf Distanz zu ihr, weisen sie in ihrer vermeintlichen Unausweichlichkeit zurück, kündigen Gleichgültigkeit und Beziehungslosigkeit, die mit Entfremdung oft einhergehen, auf. Maracle formuliert in diesem Zusammenhang eine politische und erkenntnistheoretische Perspektive, die mit entfremdeter Ohnmacht bricht und an jene Tradition feministischer Theorieproduktion anschließt, der es mit der Analyse auch um eine Veränderung von Machtverhältnissen geht: „No one can understand the world outside of their own agency in transforming and affecting it“ (Maracle, LL 2013: 122). Entfremdung wird in den Briefen zum Ausgangspunkt für kritisches Bewusstsein und politische Handlungsfähigkeit, indem über das Bestehende hinaus gedacht und *gefühlt* wird.

... Un/Glück

Die beschriebene Entfremdung hat auch eine emotionale Dimension und offenbart sich in einer Diskrepanz zwischen dem, was eine fühlt, und dem, was sie fühlen *sollte*, wofür die feministische Philosophin Sara Ahmed (2010, 2017) den Begriff „affect alien“ geprägt hat. „Affect aliens“ in Ahmeds Verständnis fühlen Wut, Ärger, Trauer, Scham, die oft als „ugly feelings“ (Ngai 2005) delegitimiert werden – „unangemessene“ Gefühle, in denen allerdings feministisches Potenzial steckt. Ganz im Sinne Ahmeds wird in den Briefen die (vermeintlich) zufriedene, glückliche Übereinstimmung mit der Welt, wie sie ist, aufgekündigt und andere Gefühle werden affirmiert: „I know, I know – some things hurt too much“, schreibt die kubanisch-amerikanische Illustratorin und Schrift-

stellerin Cristy C. Road (LL 2013: 47) an ihr Teenager-Selbst. Und weiter: „I want you to know, though, that your hurt is valid“ (Road, LL 2013: 48). Die Briefe reihen sich damit ein in eine lange Tradition feministischer Kritik an Glück als emotionale Stabilisierung einer patriarchalen und rassistischen Normalität, wie sie von Simone de Beauvoir, Audre Lorde, Shulamith Firestone, Arlie Hochschild u. v. m. formuliert wurde. Gefühle sind insbesondere seit Consciousness Raising, das auch als eine Kollektivierung von Unglück verstanden werden kann, in der die Möglichkeit von Glück entsteht, eine – wenn auch ambivalente und zu hinterfragende – Erkenntnisquelle für feministische Kritik. Ahmed (2010: o. S.) affirmiert die Freiheit, unglücklich zu sein: „Feminist consciousness could be understood as consciousness of unhappiness“, und zwar in dem Sinne einer eigenwilligen Verweigerung, über jene Bedingungen hinwegzusehen, die eine unglücklich machen. „[C]onsciousness is pain, it is not something someone hands you as a gift“, schreibt Rozena Maart (LL 2013: 107), Professorin für Gender Studies an der Universität von Kwa Zulu Natal in Durban, Südafrika, sowie Aktivistin gegen Gewalt an Frauen, ihrem jugendlichen Selbst. Maart zeigt hier auf, dass die kollektive, oft schmerzhaft Auseinandersetzung mit Erfahrungen von Gewalt, Rassismus, Sexismus eine transformative Lernerfahrung sein kann. In der Anerkennung von Unglück steckt auch die Wiederaneignung der Möglichkeit von Glück, auf das in den Briefen immer wieder beharrt wird. Das betrifft auch den eigenen Aktivismus, wenn es etwa darum geht, „that we keep our politics not only human, but filled with a sense of joy and beauty“ (Howell, LL 2013: 62). In diesem Glücksanspruch steckt auch etwas Eigenwilliges in Ahmeds Sinne, ein humorvolles Trotz-Allem, das Hoffnung gibt: „And now for some partin words: Never lose your smile and your laughter, not even your whistle“ (Maart, LL 2013: 112).

... Theorie

Weder Entfremdung noch erfahrenes Leid führen allerdings direkt zu Kritik, Gefühle sind keine direkte Quelle von Wissen. Das hat damit zu tun, dass die strukturellen Zusammenhänge der eigenen Erfahrungen und Gefühle „nicht unmittelbar erkennbar sind“, sprich Kritik strukturell verhindert wird, so Hanna Meißner (2016: 63) in ihrer feministischen Auseinandersetzung mit Kritik. Meißner zufolge kann dies durch Theorien durchbrochen werden, die etwas sichtbar machen, das sonst nicht erkennbar wäre, und die Meißner daher mit Donna Haraway als „sighting devices“ (Haraway, zit. n. Meißner 2016: 66) begreift. Diese *Visualisierungen* eröffnen laut Meißner wieder die Möglichkeit für *Visionen*, indem sie die Bedingungen der Gegenwart als verfügbar in den Blick rücken.

Die Bedeutung von Theorie wird auch in den Briefen sichtbar: „What happens to turn you from a confused, closeted boy in 1998 into the confident, creative women of 2013? Well, you’ll be delighted to hear, it’s *theory*“ (Jacques, LL 2013: 69, Hervorh. im Original). Immer wieder ist wie in dem Brief von Juliet Jacques an ihr Teenager-Selbst nicht nur von literarischen und musikalischen Gegenwelten, sondern auch von der Bedeutung von Büchern, Bibliotheken und Theorie die Rede, die einen Raum für Auseinandersetzungen eröffnen, eine Sprache für die eigenen Erfahrungen finden und diese begreif- und sprechbar machen: „Most importantly, they [transgender theorists;

ergänzt I. M.] developed a new language to express themselves, one which helps you to understand and explain yourself to people around you“, schreibt Jacques (LL 2013: 70) und betont weiter, wie hilfreich das Konzept „queer“ für sie war. Jacques beschreibt hier, was bell hooks „Theorie als Ort der Heilung“ und „Theorie als befreiende Praxis“ (hooks 1994 [Übers. I. M.]) nennt. hooks entwickelt diese Konzepte in ihrem Buch „Teaching to Transgress. Education as the Practice of Freedom“, in dem sie ihre eigenen Erfahrungen in einer patriarchalen Familie und rassistischen Gesellschaft reflektiert:

„Living in childhood without a sense of home, I found a place of sanctuary in ‚theorizing,‘ in making sense out of what was happening. I found a place where I could imagine possible futures, a place where life could be lived differently. This ‚lived‘ experience of critical thinking, of reflection and analysis, beca[m]e a place where I worked at explaining the hurt and making it go away. Fundamentally, I learned from this experience that theory could be a healing place.“ (hooks 1994: 61)

Wenn Entfremdung die Erfahrung des Nicht-Zuhause-Seins beschreibt, so eröffnet Theorie einen Zufluchtsort, nicht zuletzt, weil sie Entfremdung und die damit einhergehenden Gefühle von Trauer, Unglück, Scham, Angst etc. begreifbar macht. Juliet Jacques beschreibt in ihrem Brief an sich selbst als Teenager, wie die Erkenntnis, dass sie in einer transfeindlichen Gesellschaft lebt, alles für sie verändert:

„This changes *everything*: You see that it is not *you* at fault for feeling so detached from everything but your world for excluding you in all sorts of subtle and not-so-subtle ways. It is this that motivates you to find pockets of resistance and create your own, giving a power to your friendships that would never have existed if you did not feel so oppressed. (It is important to remember, though, that despite your gender issues, you otherwise have all sorts of privileges. Use them responsibly!) You turn your self-loathing outward, identifying targets and developing tactics, dedicating yourself to the fight against conservatism wherever you see it.“ (Jacques, LL 2013: 73, Hervorh. im Original)

hooks' Konzeption von Theorie erweist sich auch in anderer Hinsicht als aufschlussreich für das Verhältnis von Betroffenheit und Befreiung bzw. das Verständnis feministischer Kritik. So betont hooks, dass persönliche Erfahrung ein „fruchtbarer Boden für befreiende feministische Theorieproduktion“ (hooks 1994: 70 [Übers. I. M.]) ist, wovon ihre eigenen Werke zeugen. Erfahrung ist dabei in zweifacher Weise Bezugspunkt von Theorie – diese nimmt in konkreten Erfahrungen ihren Ausgangspunkt und soll dorthin kritisch zurückführen. Theorien sind für hooks (1994: 60) auch kollektive Interventionen in den Status quo, die das Denken und Leben transformieren können. hooks (1994: 63f.) hinterfragt in ihrem Text also nicht nur eine exkludierende Praxis feministischer akademischer Theorieproduktion, die bestimmte Formen des (erfahrungsbasierten) Wissens und Schreibens delegitimieren, sondern macht sich auch für das spekulative Moment von Theorie stark, das über das Gegebene hinausweist. Vor diesem Hintergrund, und das ist zentral für das Kritikverständnis von bell hooks wie auch jenes, das sich in den „Letters Lived“ zeigt, gibt es keinen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis: „When our lived experience of theorizing is fundamentally linked to processes of self-recovery, of collective liberation, no gap exists between theory and practice“ (hooks 1994: 61).

... (Selbst-)Sorge

Im Zusammenhang mit Schmerz und Heilung wird in den kritischen Reflexionen der eigenen Erfahrungen immer wieder ein weiterer Punkt betont: die Notwendigkeit der differenzierten (Selbst-)Sorge, des Auf-sich-Acht-Gebens, des Selbstvertrauens. Victoria B. Robinson, Schwarze deutsche Aktivistin und Autorin sowie Gründungsmitglied des Black European Women's Council und Gründerin von ISD SiSTARS (Initiative Schwarzer Frauen in Deutschland), bejaht in ihrem Brief an ihr jugendliches Selbst unter Bezugnahme auf bell hooks und andere Schwarze Aktivistinnen „wellness‘ [...] as an act of political resistance“ (hooks 2015: 7). Wellness ist dabei nicht als neoliberale Selbstoptimierung zu verstehen, sondern als Wohlbefinden in einer rassistischen und sexistischen Gesellschaft, die genau dies für Schwarze Frauen nicht vorsieht. Vor diesem Hintergrund formuliert Robinson so etwas wie eine Haltung der (Selbst-)Sorge, die u. a. darin besteht, die eigenen Kräfte sorgfältig einzusetzen und nicht jeden Kampf zum eigenen zu machen, sowie in der Einsicht, dass politische Veränderung eine*n selbst einschließt und die Anerkennung von Verletzbarkeit und Schmerz nicht notwendigerweise Leiden bedeutet. Robinson schreibt:

„But keep your distance from those who are destructive and violent. It is not your job to help or heal them. Help and heal yourself. And allow others to help you, too. It's okay to not always be strong. [...] You can make the choice to accept the pain and gain strength out of overcoming it. And you will be so much more powerful as a result.“ (Robinson, LL 2013: 87f.)

(Selbst-)Sorge spielt auch im Aktivismus eine Rolle, nicht nur um diesen nachhaltig, sondern auch um ihn lustvoll zu gestalten, wie Robinson weiter schreibt: „You have come to the conclusion that activism only makes sense if it doesn't kill your spirit, and it must not leave you feeling weak and hurt“ (Robinson, LL 2013: 88).

Sorge ist etwas zutiefst Relationales, betrifft unsere Beziehungen mit anderen, mit der Welt und mit uns selbst. Wie für Victoria B. Robinson geht es dabei für Selma James, antisexistische, antirassistische, antikapitalistische Autorin und Aktivistin sowie Mitbegründerin der Internationalen Lohn-für-Hausarbeitskampagne (1972) und Mitinitiatorin des Globalen Frauenstreiks (2000), um so etwas wie die eigene Integrität bei allen widersprüchlichen Verwicklungen:

„I am convinced that if you live your principles, you are concerned about the lives of other people and creatures as one continuum with your own life, and thus you must be anti-capitalist and lead a life rejecting capitalism. That is the most fulfilling way to live. It is the basis of personal relations that are true to your feelings, and it is a way of knowing what your feelings are, and enjoying them, despite the crass nonsense and dross, which for most of our waking hours is poured into our ears and eyes by commercial media and also by what passes for education.“ (James, LL 2013: 29)

... Risiko

Sorge kann auch das sorgfältige Denken meinen, die in den Briefen formulierte Aufforderung, sich nicht von Macht verführen zu lassen, sondern ein eigenes Urteil zu bilden. So schreibt Selma James an ihr Teenager-Selbst:

„Learn how not to be prejudiced by power. It is so hard to support or even quietly respect – let alone show interest in and work to understand – people and areas of human endeavor that are not respected and supported by the powers that be. And yet, my experience it that it's precisely through backing what you believe whether or not it is popular or approved of or done by the ‚right‘ people, that you develop and maintain an independent judgment, the principles by which you want to live and guide your relationships, and how you want to try to spend your time, which happens to be the key component of your life.“ (James, LL 2013: 28)

Kritik ist – durchaus im Sinne von Kants *sapere aude!* – ebenfalls als Wagnis zu verstehen, bei dem es auch darum geht, Verantwortung zu übernehmen: „I want to help you skip all those lonely years. I want you to stop waiting for instructions. I want you to figure out what you want – and go out and get it by yourself“, schreibt Elisha Lim (LL 2013: 115). Lim ist künstlerisch aktiv und schreibt Graphic Novels. Die Briefe zeugen vom Mut, sich zu zeigen und zu positionieren, sowie von jener Eigenwilligkeit in Ahmeds Sinne (2010, 2016), die Energie freisetzen kann, wie Robinson schreibt:

„Speaking of criticism: you will lean not to give a fuck. And that is one of the most important lessons: all the energy and time you spend on trying to please other people, trying to prove yourself, trying to explain yourself... I can tell you one thing: it's not worth it. Eventually you will learn to focus on understanding yourself and expressing yourself authentically.“ (Robinson, LL 2013: 88)

Für die postkoloniale feministische Wissenschaftlerin María do Mar Castro Varela (2002) ist Kritik mit Risiko verknüpft, anders formuliert: Es steht dabei etwas auf dem Spiel. Castro Varela bezieht sich auf Foucaults Auseinandersetzung mit dem griechischen Konzept der „*parrhesia*“, der machtkritischen Rede, des Wahr-Sprechens gegenüber der Macht, ungeachtet des damit verbundenen Risikos. Kritik ist also riskant, verlangt Mut und kann Freiheit bringen, wie auch Coco Guzmán – Guzmán ist künstlerisch aktiv und schreibt verschiedene Zines – an sich selbst als Teenager schreibt: „We have your courage and my freedom and a bag full of stories, mistakes, dreams, lessons, friends, poems and pencils“ (Guzmán, LL 2013: 46).

... Community

Immer wieder wird in den Briefen die *Community* genannt, die Erfahrung, nicht allein zu sein, die sich mitunter als lebensrettend erweist:

„And this is the point. Movement means you are never alone, unless you want to be. The queer and trans, feminist of colour, anti-colonial, disability-loving, broke-ass genius movement you are a part of has saved your life over and over again.“ (Piepzna-Samarasinha, LL 2013: 38)

Auch Lee Maracle schildert, wie Community eine zentrale Unterstützung für die Selbst- und Weltveränderung ist:

„You will find a tiny group of six people who have moved past ‚knowing enough of what's wrong‘ to knowing how to change it. This group will have the audacity to call itself Red Power. This is what you will fall in love with. They have the cheek and brass to demonstrate against the church for abusing children at Residential School in 1968 – all six of them. You will fall in love with this too. You will find your own fearlessness along with them, and even though you won't win as many battles as you fight, you will be happy taking up the standard over and over and insisting on being a free agent.“ (Maracle, LL 2013: 125)

Die Philosophin Nina Power beschreibt ihrem Teenager-Selbst ihr Misstrauen gegenüber Gruppen und Zugehörigkeit, das sich allerdings durch die Erfahrung politischen Protests verändert: „The desire you have to help, to make things better, to change things for good can only be – and this is what you don’t yet know – collectively expressed. [...] You would do well to think of yourself as less atomized and less isolated“ (Power, LL 2013: 24).

Kritik ist in den Briefen daher nicht nur, wie eingangs ausgeführt, eine *Suchbewegung*, sondern auch eine *soziale Bewegung* oder *Community*. Lorgia García-Peñas Konzept von Community als Praxis bringt diese beiden Bedeutungen zusammen: „To have community, we must commune. That is, we must insist on *community* as an action, as a verb“ (García-Peña 2022: 50). Als Praxis verstanden bleibt Community etwas Unabgeschlossenes, Offenes, das es immer wieder herzustellen gilt. An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass García-Peña ihr Konzept von Community als Praxis als „Überlebensstrategie“ für Wissenschaftlerinnen of Color in einer rassistischen und sexistischen Universität entwickelt, es also in einem Spannungsverhältnis zu akademischem Feminismus steht – wie auch das aktivistische Kritikverständnis, das sich in den fiktiven Briefen artikuliert. Auch in den Briefen findet sich ein durchaus kritischer Blick auf die Universität, aber auch bestimmte Bewegungen sowie das Infragestellen von Sicherheiten, wo Verbündete zu finden seien. So schreibt Juliet Jacques an ihr Teenager-Selbst:

„This brings me to another disappointment (sorry). The people and places that you expect to be radical will often prove to be anything but. This is true for those you find at university, but particularly for the LGBT activism that exists when you’re an adult“ (Jacques, LL 2013: 73).

Die Kritik an akademischem Feminismus aufgreifend, meint Bewegung daher auch die Aufforderungen an *weiße* Wissenschaftler*innen wie mich, die eigene Kompliz*innenschaft mit der Universität und ihrer Wissensproduktion anzuerkennen und jenen, die von Ausschluss und Gewalt dieser Strukturen betroffen sind, zuzuhören (vgl. García-Peña 2022: 73).

4 Resümee

(Feministische) Kritik artikuliert sich in den Briefen als eine riskante Such-Bewegung, die eine theoretische Reflexion der eigenen Erfahrung umfasst, Verunsicherung und Mut zur Positionierung, Entfremdung und Community, Unglück und Glück, Sorge um andere und sich selbst. Die kritisierte Alltagsferne bzw. das Misstrauen gegenüber den Alltagstheorien der Subjekte, die Kritik laut Sedgwick (1997) oder Barad (2007) oft auszeichnen, lässt sich für feministische Kritik nicht behaupten. Vielmehr waren und sind alltägliche Erfahrungen wichtiger Bezugspunkt feministischer Kritik. Die fiktiven Briefe der Aktivist*innen eröffnen darüber hinaus einen Möglichkeitsraum für die gemeinsame Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse und Befreiung.

Das Aufgreifen der Erfahrungen von Aktivist*innen für aktuelle (akademische) Debatten um feministische Kritik geht allerdings auch mit der Gefahr einer Aneignung der Kämpfe anderer sowie der Entkontextualisierung einher. Die Briefe lassen sich nicht umstandslos in feministische Kritik im Singular einlesen; die in den Briefen beschriebene

ne kritische Praxis nimmt in verschiedenen intersektionalen Kämpfen und Bewegungen ihren Ausgangspunkt, öffnet die Kategorie „Frau“ und bewegt sich im Spannungsverhältnis zwischen feministischem Aktivismus und akademischem Feminismus.

Inwiefern aber ist eine Kritik erfolgreich, die nicht aus wissenschaftlicher Distanz formuliert ist, die das Persönliche des Politischen und umgekehrt stark macht? Mit der Verankerung in persönlicher Erfahrung oder auch Betroffenheit geht Andrea Maihofer (2013) zufolge eine besondere „Prekarität feministischer Kritik“ einher. Denn, so Maihofer, eine solche Kritik bricht mit der hegemonialen wissenschaftlichen Ordnung und läuft Gefahr, als persönliche Befindlichkeit desavouiert zu werden:

„Der Rekurs auf die *eigene* Betroffenheit unterstreicht also nicht etwa die Überzeugungskraft der vorgebrachten Fakten und Argumente. Im Gegenteil, er mindert ihre Wirkung. Dass Frauen gar ihre persönlichen und privaten Angelegenheiten in die Öffentlichkeit tragen, beweise, so die herrschende Logik, wie wenig Frauen in der Lage sind, von sich abzusehen und die Dinge *objektiv* und von einem *allgemeinen* Standpunkt aus zu sehen.“ (Maihofer 2013: 290, Hervorh. im Original)

Ich verstehe die fiktiven Briefe als eine affirmative Kritik genau dieser hegemonialen Position, die feministische Kritik durch Personalisierung delegitimiert. Für eine Standortbestimmung und Selbstreflexion der Geschlechterforschung scheint mir das insofern relevant, als die Geschlechterforschung die epistemologischen und methodologischen Grenzen von Wissenschaft immer wieder produktiv herausgefordert hat, ohne die Bedeutung von Wissenschaft zu verabschieden.

„Welche politische Schreibstrategie könnte gar dazu beitragen, die bestehende symbolische Ordnung zu verschieben oder zu verändern?“, fragt Maihofer (2013: 284) weiter; die „Letters Lived“ können als eine mögliche Antwort gelesen werden. Der Titel des Bandes ist dabei aufschlussreich: „Letters Lived“ nimmt einerseits Bezug auf die *gelebte Erfahrung* und macht gleichzeitig deutlich, dass die Briefschreiber*innen ihren Erfahrungen im *Schreiben* Form geben – sie anordnen, als bedeutsam erachten, mit Theorie in Beziehung setzen und so zu Erkenntnissen kommen. Es wird also mit der Transparenz von Erfahrung gebrochen, diese ist immer auch diskursiv. Die solchermaßen errungenen Erkenntnisse weisen über das Persönliche hinaus, indem die Verknüpfung des Persönlichen mit dem Politischen von den Schreibenden selbst hergestellt wird. Schreiben ist dabei eine kreative, epistemische Praxis der *Reflexion von Betroffenheit, die betroffen macht* (vgl. Lykke 2022: Kap. 7). Indem die Schreiber*innen an ihr (imaginiertes) jugendliches Selbst schreiben, verknüpfen sie Gegenwart und Vergangenheit auf spekulative Weise und öffnen so mögliche Zukünfte für ihre (vielleicht auch jüngeren) Leser*innen, ohne diese für sie zu entwerfen und damit wieder zu schließen. Indem sie sich mit ihrem imaginären früheren Selbst *in Beziehung* setzen, zeigen sie eine Praxis der sorgsam und transformativen Selbstkritik. Welche Geschichte(n) wie erzählt werden, prägt die Selbstverständigung und das Selbstverständnis, auch der Geschlechterforschung. Feministische Kritik und feministische Forschung sowie dieser Beitrag sind in diesem Sinne mit Haraway auch (aber nicht nur) als ver-antwortungsvolles, spekulatives Storytelling zu begreifen, „as a practice of caring and thinking“ (Haraway 2016: 37).

Anmerkung

Großer Dank an Brigitte Bargetz für ihre wertvollen Anregungen und Hinweise in Bezug auf feministische Kritik, die Motivation, diesen Text weiterzuschreiben, und ihr hilfreiches Feedback dazu, sowie an Dortha Staunæs, die mich als Gast an ihrem inspirierenden PhD-Seminar „Critique beyond Criticism“ in Kopenhagen teilnehmen ließ.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2010). Feminist Killjoys (And Other Willful Subjects). *The Scholar and Feminist Online*, 8(3). Zugriff am 31. Januar 2024 unter http://sfonline.barnard.edu/polyphonic/print_ahmed.htm.
- Ahmed, Sara (2017). *Living a Feminist Life*. Durham, London: Duke University Press.
- Barad, Karen (2007). *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.
- Bargetz, Brigitte (2019). Longing for Agency: New Materialism's Wrestling with Despair. *European Journal of Women's Studies*, 26(2), 181–194. <https://doi.org/10.1177/1350506818802474>
- Bargetz, Brigitte & Sanos, Sandrine (2020). Feminist matters, critique and the future of the political. *Feminist Theory*, 21(4), 501–516. <https://doi.org/10.1177/146470012096731>
- Barnwell, Ashley (2015). Entanglements of Evidence in the Turn Against Critique. *Cultural Studies*, 30(6), 906–925. <https://doi.org/10.1080/09502386.2015.1035735>
- Bunz, Mercedes (2012). *Facing Our New Monster: On Critique in the Era of Affirmation*. Position Paper for 'Terra Critica: Re-visioning the Critical Task of the Humanities in a Globalized World'. Utrecht University. Zugriff am 30. Januar 2024 unter http://terracritica.net/wp-content/uploads/Bunz_positionpaper.pdf.
- Castro Varela, María do Mar (2002). Interkulturelle Kommunikation – ein Diskurs in der Krise. In Georg Auernheimer (Hrsg.), *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität* (S. 35–48). Opladen: Leske + Budrich.
- Felski, Rita (2009). After Suspicion. *Profession*, 1, 28–35.
- García-Peña, Lorgia (2022). *Community as Rebellion. A Syllabus for Surviving Academia as a Woman of Color*. Chicago: Haymarket Books.
- Guest, Carly (2016). *Becoming Feminist. Narratives and Memories*. London: Palgrave Macmillan.
- Hanisch, Carol (2006 [1969]). *The personal is political. The women's movement Classic with a new explanatory introduction*. Zugriff am 31. Januar 2024 unter <https://www.carolhanisch.org/CHwritings/PIP.html>.
- Haraway, Donna (2016). *Staying with the trouble. Making Kin in the Chthulucene*. Durham, London: Duke.
- Haug, Frigga (2003). *Lernverhältnisse. Selbstbewegungen und Selbstblockierungen*. Berlin: Argument.
- Hauser, Kornelia (2013). Der gerissene Faden. Kritik als Haltung und Geschlecht als Gegenstand. *Das Argument*, 304, 733–747.
- Hemmings, Clare (2011). *Why Stories Matter: The Political Grammar of Feminist Theory*. Durham, London: Duke University Press.
- hooks, bell (1994). *Teaching to Transgress. Education as the Practice of Freedom*. New York, London: Routledge.
- hooks, bell (2000). *Feminism is for Everybody*. Cambridge, MA: South End Press.
- hooks, bell (2015). *Sisters of the Yam. Black Women and Self-Recovery*. New York, London: Routledge.

- Lauretis, Teresa de (2007). *Figures of Resistance. Essays in Feminist Theory* (Hrsg. v. Patricia White). Urbana, Chicago: University of Illinois Press.
- Liljeström, Marianne & Peltonen, Salla (2017). On Feminist Epistemic Habits and Critique. *Feminist Encounters*, 1(1), 1–5.
- Lykke, Nina (2022). *Vibrant Death. A Posthuman Phenomenology of Mourning*. London: Bloomsbury.
- MacKinnon, Catherine A. (1989). Feminismus, Marxismus, Methode und der Staat. Ein Theorieprogramm. In Elisabeth List & Herlinde Studer (Hrsg.), *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik* (S. 86–134). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Maihofer, Andrea (2013). Virginia Woolf – Zur Prekarität feministischer Kritik. In Bettina Hünersdorf & Jutta Hartmann (Hrsg.), *Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit?* (S. 281–301). Wiesbaden: Springer VS.
- Marx, Karl (1976). [Marx an Arnold Ruge, März 1843]. In *Marx-Engels-Werke 1* (S. 337–346). Berlin: Dietz.
- Meißner, Hanna (2016). Eine Renaissance der Kapitalismuskritik? Feministische Suchbewegungen zur Erneuerung radikaler Emanzipationsvisionen. *Feministische Studien*, 33(1), 55–69. <https://doi.org/10.1515/fs-2015-0106>
- Mies, Maria (2017 [1978]). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In Martina Althoff, Magdalena Apel, Mechthild Bereswill, Julia Gruhlich & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung* (2. Aufl.) (S. 63–70). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13750-2_1
- Morrison, Toni (1975). *A Humanist View. From Portland State University's Oregon Public Speakers Collection: "Black Studies Center public dialogue. Pt. 2", May 30 1975*. Transkribiert von Keisha E. McKenzie. Zugriff am 31. Januar 2024 unter https://mackenzian.com/wp-content/uploads/2014/07/Transcript_PortlandState_TMorrison.pdf.
- Ngai, Sianne (2005). *Ugly Feelings*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Raffnsøe, Sverre; Staunæs, Dorthe & Bank, Mads (2022). Affirmative Critique. *ephemera: theory & politics in organization*, 22(3), 183–217.
- Sampath, Sheila (Hrsg.). (2013). *Letters Lived. Radical Reflections, Revolutionary Paths*. Toronto: Three'O Clock Press.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1997). Paranoid reading and reparative reading; or, you're so paranoid, you probably think this introduction is about you. In Eve Kosofsky Sedgwick (Hrsg.), *Novel Gazing: Queer Readings in Fiction* (S. 1–37). Durham, London: Duke University Press.
- Wylie, Alison (1994). Reasoning About Ourselves. Feminist Methodology in the Social Sciences. In Michael Martin & Lee C. McIntyre (Hrsg.), *Readings in the Philosophy of Social Science* (S. 611–624). Cambridge, London: MIT Press.

Zur Person

Iris Mendel, Dr. phil., geb. 1980, Universitätsassistentin am Institut für Bildungsforschung und PädagogInnenbildung der Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: Feministische Theorien, Bildung und soziale Ungleichheit, feministisches Schreiben und Storytelling.

Kontakt: Institut für Bildungsforschung und PädagogInnenbildung, Universität Graz, Elisabethstraße 41/1, 8010 Graz

E-Mail: iris.mendel@uni-graz.at

„Einsicht“ in die eigene Unterwerfung?! Die Position der Schwangeren in den Bundesverfassungsgerichtsurteilen zu Schwangerschaftsabbrüchen

Zusammenfassung

Dieser Beitrag verfolgt das Ziel, aufzuzeigen, dass es für die Verwirklichung des Rechts auf reproduktive Selbstbestimmung eines verfassungsrechtlichen Paradigmenwechsels bedarf, der in feministischen Debatten teils nicht explizit in den Blick genommen wird. Um dies plausibilisieren zu können, wird die Position der Schwangeren in den beiden einschlägigen Urteilen des Bundesverfassungsgerichts herausgearbeitet, was hinter der Folie des Geschlechtervertrags im klassischen Gesellschaftsvertrag sowie des Neuen Geschlechtervertrags erfolgt. Dabei wird sich zeigen, dass die Gesetzesänderung 1993 im Strafgesetzbuch, die in erster Linie die Beratungspflicht und die daran anschließende Möglichkeit des straffreien, aber nicht legalen Schwangerschaftsabbruchs beinhaltet, nicht die Selbstbestimmungsrechte der Schwangeren fokussiert, sondern einen Strategiewechsel im Schutzkonzept des „ungeborenen Lebens“ markiert.

Schlüsselwörter

Reproduktive Selbstbestimmung, Geschlechtervertrag, Kontraktualismus, Schwangerschaftsabbruch

Summary

“Acceptance” of one’s own submission?!
The position of pregnant women in the German Federal Constitutional Court’s rulings on abortion

This article aims to show that realizing the right to reproductive self-determination requires a constitutional paradigm shift which is sometimes not explicitly considered in feminist debates. To validate the plausibility of this claim, the position of pregnant women in the two relevant rulings of the Federal Constitutional Court will be identified. This will be done by drawing on the notions of the sexual contract in the classical social contract as well as the “new sexual contract”. It will become clear that the 1993 amendment to the German Criminal Code – which primarily introduced the obligation to provide counseling and abortion not being legal but going unpunished – does not focus on pregnant women’s rights of self-determination but marks a change in strategy in the concept of protecting “the unborn life”.

Keywords

reproductive self-determination, sexual contract, contractualism, abortion

1 Einleitung

Die Streichung des § 219a StGB in Deutschland, die Verankerung reproduktiver Rechte in der französischen Verfassung, die Verschärfung des Abtreibungsrechts in Polen sowie die Aufhebung des Urteils „Roe v. Wade“ durch den US-amerikanischen Supreme Court zeigen mehr als deutlich, dass die verfassungsrechtliche Fixierung von Reproduktionsrechten progressiven sowie reaktionären Verschiebungen unterliegt. Diese Reproduktionsrechte sind also stets (rechtlichen) Aushandlungen unterworfen, weshalb einmal



erreichte Reproduktionsrechte auf Dauer verteidigungsbedürftig bleiben. Gerade die Erfolge der „Pro Life“-Bewegung zeigen dies sehr deutlich, rücken jedoch in diesem Beitrag in den Hintergrund.¹ Ich möchte vielmehr darauf fokussieren, wie auf der Grundlage von liberalen Argumentationsmustern Frauen reproduktive Rechte vorenthalten werden, ohne dabei offenkundig gegen die Prämissen eines liberalen Staates zu verstoßen. Aus meiner Sicht ist es wichtig, diese Argumentationslinie genau nachzuzeichnen, um einen soliden Standpunkt entwickeln zu können, von dem aus gegen die jetzige Rechtslage argumentiert werden kann. Denn mit der von der Regierungskoalition SPD, B'90/Grüne, FDP am 31.03.2023 eingesetzten Kommission zur Prüfung der Streichung des § 218 StGB hat die Debatte an erneuter Brisanz gewonnen. Es besteht gerade hier Klärungsbedarf, weil die im Vorfeld zur Streichung des § 219a StGB geführte Debatte offenlegt, dass argumentative Unschärfen gerade aufseiten derjenigen vorliegen, die eine Stärkung reproduktiver Rechte anstreben.

Zur Klärung der argumentativen Unschärfen werde ich mich zunächst der liberalen Theoriegeschichte zuwenden, um mit Carole Pateman (1988) und Angela McRobbie (2016) darzulegen, welche Begründungsfiguren sich im Geschlechtervertrag des klassischen Gesellschaftsvertrags sowie im Neuen Geschlechtervertrag finden lassen (Kap. 2). Diese Figuren sollen im weiteren Verlauf als Folie zur Betrachtung der beiden in der BRD einschlägigen Urteile zum Schwangerschaftsabbruch (BVerfG 39, 88) dienen (Kap. 3). Dies wird Schlussfolgerungen zur Position der Schwangeren in der Verfassung ermöglichen, die zeigen werden, dass es eines grundsätzlichen *Paradigmenwechsels* in der Rechtsauslegung der Verfassung bedarf, um eine Stärkung der reproduktiven Rechte von Schwangeren antizipieren zu können (Kap. 4).

2 Die Gesellschaft der Gleichen und Freien

Thomas Hobbes und John Locke haben im 17. Jahrhundert jeweils eine vertragstheoretische Legitimation von Staatlichkeit vorgelegt, die als klare Abgrenzung zum damaligen vorherrschenden Patriarchalismus verstanden werden muss, in dem Herrschaft stets unmittelbar über Gott begründet wurde. Königliche Herrscher waren bisher als Söhne Adams aufzufassen, als „Urvater“ und somit als Ursprung aller politischen Herrschaft. Der Staat sollte als Ausdruck von Gottes Willen verstanden werden (vgl. Filmer 1991: 237). Mit Hobbes und Locke änderte sich dies grundlegend, denn mit ihnen veränderte sich die Legitimationsrichtung: Der Begründungsanker für Staatlichkeit wurde von ihnen im Individuum verortet.

2.1 Der Geschlechtervertrag

Damit wurde die *individuelle* Zustimmung konstitutiv für Herrschaft, was allerdings die Frage aufkommen ließ, wie ein Staat als legitim betrachtet werden kann, dem die darin lebenden Bürger_innen nie *ausdrücklich* zugestimmt haben. Aus kontraktualistischer

¹ Einen eingängigen Überblick darüber, wie bspw. die Evangelikalen in den 1970er-Jahren begannen, Abtreibungen strikt abzulehnen und damit dieses Thema strategisch zur Gewinnung von Anhänger_innen einzusetzen, liefert Annika Brockschmidt (2022).

Perspektive liegt die Legitimation in einem imaginierten Naturzustand begründet, da dieser offenlegen soll, dass die Individuen sich *vernünftigerweise* für die Einsetzung eines Staates mittels Gesellschaftsvertrag entschließen würden. Weil bspw., wie Hobbes sagt, im Naturzustand davon auszugehen sei, dass die Menschen in stetiger Unsicherheit miteinander leben würden – was er auf die bekannte Formulierung „ein Krieg aller gegen alle“ zuspitzte (Hobbes 1995: 119) –, würden sich alle Naturzustandsbewohner_innen² für die Monopolisierung von Herrschaft mittels Vertrag entscheiden.

Demnach wird die Staatsgründung formal als eine Übereinkunft zwischen freien und gleichen Bürger_innen gedacht. Der Naturzustand als Negativfolie zum Staat liefert somit die Argumente, warum trotz *fehlender* ausdrücklicher Zustimmung die Herrschaft als legitim zu betrachten ist. Die Einsetzung dieser vertragstheoretischen Begründung des Staates kann einerseits als emanzipatorisch betrachtet werden, da grundsätzlich von gleichen und freien Individuen ausgegangen wurde, deren Willen Ausdruck in der Regierungsform findet. In dieser Hinsicht scheint der Kontraktualismus einen deutlichen ideengeschichtlichen Fortschritt mit sich zu bringen, denn die gottgewollte Autorität und Herrschaft wird von der vernünftigen Übereinkunft der Individuen abgelöst.

Paradoxerweise wird die Frau als Vertragspartnerin und zugleich als dem Mann untergeordnet imaginiert. Kuster weist darauf hin, dass, wenn im Kontraktualismus „Herrschaft grundsätzlich nur auf Zustimmung basierend gedacht werden kann [...], es zumindest (denk)möglich [ist], das Verhältnis von Mann und Frau grundlegend anders als in herkömmlicher Art auszugestalten“ (Kuster 2019: 79). Diese in dem liberalen Ansatz der Vertragstheoretiker sich eröffnende Denkmöglichkeit provoziert eine Begründungsbedürftigkeit der Unterordnung der Frau, denn es müsste gezeigt werden, warum die Frau nicht gleichermaßen *gleich* und *frei* sei. Warum der „Ehegatte“ das Recht dazu habe, grundsätzlich „seinen Willen gegenüber dem der Frau dominieren zu lassen“ (Locke 1977: 104), und Hobbes aus der Staatengründung durch Männer einen Herrschaftsanspruch gegenüber der Frau ableitet (Hobbes 1966: 168), bleibt eine „signifikante und aussagekräftige Lücke im System“ (Kuster 2019: 75). Erst mit Rousseau, der mit der Konzeptualisierung der „polarisierten Geschlechtscharaktäre“ die erste „philosophische Geschlechtertheorie“ (Kuster 2019: 86f.) in seinem Erziehungsroman *Emile* (2019) formulierte, wird diese Lücke mit dem „Gesetz der Natur“³ gefüllt: „Die Frau ist eigens dazu geschaffen, dem Mann zu gefallen [...] und sich zu unterwerfen“ (Rousseau 2019: 386). Weiter heißt es: „Wird der Zwang [...] richtig angewendet, so festigt er die Anhänglichkeit, statt sie zu lockern, denn die Abhängigkeit ist ein natürlicher Zustand der Frauen und die Mädchen fühlen, daß sie zum Gehorchen geschaffen sind“ (Rousseau 2019: 400). Rousseau geht davon aus, dass Frauen selbst „ihr“ Gesetz der Natur erkennen, indem sie ihre Bestimmung – die „Folgsamkeit“ – erkennen lernen und sich dementsprechend an ein zwangvolles Leben gewöhnen (Rousseau 2019: 401). An diesem Punkt wird die ambivalente Position der Frau im Gesellschaftsvertrag deutlich. Sie wird nicht als dem Mann gleichrangig betrachtet, denn Hobbes, Locke und Rousseau stimmen darin über-

2 Ob Frauen im Naturzustand als Vertragspartnerinnen gedacht werden, ist Gegenstand breiter Diskussionen, denen hier im Einzelnen nicht nachgegangen werden kann. Einen profunden Überblick verschafft bspw. Brigitte Hansen (1994).

3 Rousseau sieht in der Natur das Kriterium, anhand dessen die Erziehung von Jungen und Mädchen ausgerichtet sein sollte: „Wollt ihr gut beraten sein, dann folgt der Natur. Alles, was das Geschlechtliche betrifft, muß als naturgegeben geachtet werden“ (Rousseau 2019: 392).

ein, dass die Frau dem Mann zu gehorchen habe. Gleichzeitig ruft das liberale Dogma der Gleichheit und Freiheit aller die Begründungsbedürftigkeit der Unterordnung der Frau hervor. Die Frau wird daher nicht einfach als Unterworfenen gedacht, sondern es wird eine *Einsicht* in die eigene Unterwerfung angenommen. Ausgehend von einem Grundvertrag („original contract“), der sich in den Gesellschaftsvertrag („social contract“) und den Geschlechtervertrag („sexual contract“) aufspaltet (Pateman 1988: 1; vgl. auch Krause 2003: 88), werden die Frauen *nicht* im Naturzustand zurückgelassen. An dieser Stelle wird die *implizite* Zustimmung zum Verlassen des Naturzustandes angenommen, auch wenn dies für sie bedeutet, dass sie im zweiten Schritt aus dem Gesellschaftsvertrag ausgeschlossen werden und so ihre Unterordnung durch den Geschlechtervertrag besiegelt wird. Während sich die Männer im Gesellschaftsvertrag auf ein Herrschaftsmonopol einigen und so das Verhältnis der Männer zueinander organisiert wird, regelt der Geschlechtervertrag das *allgemeine* Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Er legt fest, dass Frauen lediglich vermittelt über den Vater oder den Ehemann in der öffentlichen Sphäre repräsentiert werden. Der Ehevertrag regelt hingegen das *individuelle* Verhältnis von Mann und Frau und stützt damit maßgebend den *allgemeinen* Geschlechtervertrag. Anders als beim Verlassen des Naturzustandes wird die Zustimmung der Frau beim Ehevertrag nicht als implizit angenommen, sondern diese muss explizit erfolgen. Das „Ja“ der Frau ist demnach konstitutiv für die Eheschließung. Damit wird angenommen, dass Frauen zugleich der *allgemeinen* Unterordnung unter Männer implizit zustimmen. Die *individuelle* Unterordnung der Frau unter den jeweiligen Ehemann verlangt hingegen nach einer expliziten Zustimmung. Folglich ist die Position der Frauen in den klassischen Vertragstheorien von der Gleichzeitigkeit des Ein- und Ausschlusses gekennzeichnet: Im Grundvertrag werden sie mitgedacht, aus dem Gesellschaftsvertrag werden sie ausgeschlossen.

Hier schließt sich die Frage an, warum Frauen ihrer eigenen Unterwerfung zustimmen würden. Rousseau beantwortet dies so, dass die Frau die Einsicht haben *solle*, sich befehlen zu lassen, was sie wolle (Rousseau 2019: 446). Diese Ambivalenz von Aktivität und Passivität bezüglich der Position der Frau in den klassischen Vertragstheorien bringt Pateman wie folgt auf den Punkt: „Modern contractual patriarchy both denies and *presupposes women's freedom* and could not operate without this presupposition“ (Pateman 1988: 231f., Hervorh. im Original).

2.2 Der Neue Gesellschaftsvertrag

Die rechtliche Position von Frauen ist heute eine andere als zu Zeiten der klassischen Kontraktualisten. Wurde die (bürgerliche) Frau damals mittels des impliziten Geschlechtervertrags ohne die Möglichkeit der öffentlichen Teilhabe in die private Sphäre verbannt, gibt es heute ein Modell „weiblicher Staatsbürgerschaft“ (McRobbie 2016: 75). Doch sieht McRobbie den Geschlechtervertrag damit nicht gänzlich aufgehoben, sondern sie geht davon aus, dass dieser in einen *neuen* überführt wurde. Inhalt dieses *Neuen Geschlechtervertrags* sei, dass Frauen „das Angebot gemacht wird, öffentlich sichtbar zu werden, die Möglichkeiten des Arbeitsmarktes zu nutzen, sich weiterzubilden, reproduktive Selbstbestimmung zu praktizieren“ (McRobbie 2016: 75). Diese feministischen Fortschritte sind als Resultat der Frauenbewegungen zu deuten, die u. a. dafür gesorgt

haben, dass Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens, inklusive reproduktiver Rechte, Eingang in das Selbstverständnis von Frauen gefunden haben. Nicht zuletzt Kampagnen wie die 1971 stattgefundene „Wir haben abgetrieben“⁴ haben dazu beigetragen. Dieser Fortschritt wird allerdings gegenwärtig von einer zunehmenden Aushöhlung feministischer Werte überdeckt. Denn im Zuge dessen, dass im fortschreitenden Neoliberalismus „Gleichheit [...] durch einen Ansatz von Gewinnern und Verlierern“ ersetzt und „Freiheit selbst [...] auf Marktverhalten eingengt“ wurde (Brown 2018: 45), werden Probleme von gesellschaftlichen Strukturen entkontextualisiert wahrgenommen und dem eigenen individuellen Verantwortungsbereich zugeschrieben. Dies führt letztendlich dazu, dass Frauen ihre soziale Rolle nicht als *zugeschrieben* wahrnehmen (können), sondern als erworben betrachten (müssen) (McRobbie 2016: 64). Eine mögliche Kritik an asymmetrischen Geschlechterverhältnissen wird zu einer „Rhetorik der individuellen Wahlfreiheit“ hin aufgelöst (McRobbie 2016: 37).

Daran anknüpfend legt McRobbie offen, dass der Topos der *Wahlfreiheit* in Folgendem ein einschränkendes Moment in sich birgt: In dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Klima bestehe nicht nur eine *Wahlfreiheit*, sondern stets ein *Wahlzwang*, die richtige Entscheidung treffen zu müssen. Für das Individuum erscheint die Wahlfreiheit als ein Zugewinn von Freiheit, wenn es Entscheidungen zur Lebensführung fällen kann, doch lässt sich hierzu kritisch anführen:

„So werden zwischen denjenigen, die für fähig gehalten werden, sich dem Diskursregime über persönliche Verantwortung unterzuordnen, und denjenigen, die diesbezüglich jämmerlich versagen, neue Trennlinien gezogen“ (McRobbie 2016: 27).

McRobbie geht also davon aus, dass die persönliche Verantwortung für „Entscheidungen“ als ein strukturierendes Prinzip in der Gesellschaft funktioniert. Begleiterscheinung dessen ist, dass Probleme in der eigenen Biografie stets sich selbst zugeschrieben werden; sie werden folgerichtig auch nur als Probleme wahrgenommen, die im Privaten im Sinne einer persönlichen („freien“) Wahl verortet werden. Unzufriedenheit mit dem eigenen Werdegang muss dem eigenen Versagen zugeschrieben werden, weil alle Handlungen als *eigenverantwortlich entschieden* eingeordnet werden. Das heißt, die Mutter, die sich über Einbußen bei der Karriere beklagt, zieht keine Frage nach einer politischen Lösung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie nach sich, sondern es folgt ein Vorwurf, sich eben falsch, nämlich für ein Kind, entschieden zu haben. Damit ist das „neue weibliche Subjekt“ dazu angehalten, sich nicht über mögliche (strukturelle) Handlungsbegrenzungen, wie Geschlechterungleichheiten, zu beklagen, „wenn es als moderne und kultivierte junge Frau gelten möchte“ (McRobbie 2016: 25).

Zusammenfassend kann hier festgehalten werden, dass der von Pateman herausgearbeitete implizite Geschlechtervertrag die klassischen Vertragstheorien begleitet. Die Wirkmächtigkeit dieser Ideengeschichte, die letztlich auf lange Zeit die Verdrängung der Frau aus der öffentlichen Sphäre mitlegitimierte, wurde erst auf Drängen der Frauenbewegungen erschüttert. Die Frau fand sowohl durch die Erlangung politischer Rechte als auch durch die Erwerbsintegration zunehmend Repräsentanz im öffentlichen Raum. Gegenwärtig können nach wie vor bestehende Geschlechterungleichheiten in

4 In dieser Kampagne bekannten sich 374 Frauen in der Zeitschrift *Der Stern* öffentlich dazu, abgetrieben zu haben.

einer zunehmend neoliberal strukturierten Gesellschaft mit Blick auf den Neuen Geschlechtervertrag schwerlich erkannt werden, da diese unter dem Schleier der individuellen Wahlfreiheit verdeckt werden. Wie diese Verschiebungen auch in Urteilen des BVerfG Eingang gefunden haben, wird das nächste Kapitel zeigen.

3 Die Bundesverfassungsgerichtsurteile 39 und 88

1974 wurde mit knapper Mehrheit im Bundestag die „Fristenregelung“⁵ beschlossen. Zur Begründung der Einbringung dieses Gesetzesentwurfs brachte die damalige Koalitionsregierung aus SPD und FDP vor, dass das „strafrechtliche Verbot“ nicht den „Schutz des ungeborenen Lebens“⁶ gewährleisten könne, da die Schwangere Wege für einen Abbruch finden würde. Daher müsste von einer Strafvorschrift Abstand genommen werden, damit mit der Schwangeren zusammen die „schwerwiegende Konfliktsituation“ bearbeitet werden könne, die Fortführung der Schwangerschaft zu sichern (BVerfG 39: 16).

3.1 Das Mittel der Strafandrohung

Was in der Begründung hervorsticht, ist, dass es hier nicht darum geht, das Selbstbestimmungsrecht der Frauen zu stärken, sondern ein anderes *Mittel* zur Durchsetzung des „Schutzes des ungeborenen Lebens“ zu wählen als das Strafrecht. Dass sich Frauen von dieser Strafandrohung nicht gänzlich abschrecken ließen, machte die bereits angesprochene Kampagne „Wir haben abgetrieben“ offenkundig. Folglich trägt der Vorstoß von SPD und FDP begründungslogisch nicht der Emanzipation der Frau Rechnung. Stattdessen ging es darum, mit einem Beratungskonzept wieder „Zugriff“ auf die Schwangere zu bekommen, die sonst „in jedem Fall einen Weg“ finden würde, einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen. Erfolgsversprechend könnte das Beratungskonzept allerdings nur sein, wenn die Schwangere nach einer Beratung, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht als verpflichtend konzipiert wurde, *legal* abtreiben könnte. Damit wollte man der Frau Rechtssicherheit verschaffen. Anders sah man keine Möglichkeit, dass die „zum Schwangerschaftsabbruch neigende Frau [...] eine Beratungsstelle aufsuchen würde“ (BVerfG 39: 10), in der „der Schutz des werdenden Lebens nach Lage der Dinge am ehesten gewährleistet sei“ (BVerfG 39: 12). Letztlich sei also die „Entkriminalisierung des Schwangerschaftsabbruchs“ nicht der Zweck des Gesetzes an sich, sondern mittels „Beratung als vorbeugende Maßnahme“ auf die „Einsicht und die Selbstverantwortung der Frauen“ zu setzen (BVerfG 39: 27ff.). Andere Parteien sa-

5 Mit Fristenregelung ist der legale Schwangerschaftsabbruch bis zu einer festgelegten Schwangerschaftswoche gemeint. Die Entscheidung obliegt der Schwangeren und ist nicht an Auflagen gebunden.

6 Ich werde im Folgenden von Fötus/Embryo sprechen, da ich mit dieser Doppelnennung markieren möchte, dass ich in der Entwicklung graduelle Unterschiede sehe. Deshalb verwende ich nicht den rechtswissenschaftlichen Begriff „Nasciturus“, da dieser auf die Entwicklung *als* Mensch und nicht auf die Entwicklung *zum* Menschen abzielt. Dieser Begriff umfasst das „werdende Leben“ ab dem Zeitpunkt der Nidation, d. h. ab der Einnistung der Zygote in der Gebärmutter-schleimhaut (vgl. BVerfG 88: 203, 254).

hen gerade darin eine Gefahr, die Letztentscheidung bei der Frau zu belassen: Dies hinterlasse eine „Schutzlücke“, denn die Frau werde so „wenig die Neigung verspüren, sich diese Entscheidung durch Ermahnungen des Beraters erschweren [zu] lassen“ (BVerfG 39: 22). Dem „werdenden Leben“ werde daher in den ersten zwölf Wochen die „sozial-ethische Wertschätzung“ entzogen. Es wäre zwar denkbar, die Indikationstatbestände⁷ in der BRD „näher [zu] konkretisieren“, doch dürften Schwangerschaftsabbrüche nie aus „Gleichgültigkeit oder reiner Bequemlichkeit“ erfolgen (BVerfG 39: 21). Diese Gefahr ließe sich jedoch kaum abwenden, wenn man den Embryo/Fötus „der völlig freien Verfügungsgewalt der Frau“ ausliefern würde (BVerfG 39: 55).

Demnach sahen die Reformbefürworter_innen in der Beratung das Mittel zur Realisierung des „Lebensschutzes“; Kritiker_innen sahen in der „Letztverantwortung“ der Frau eine Gefahr für den „Lebensschutz“. Dies lässt sich argumentationsstrategisch auf zwei Positionen hin präzisieren: Die eine Seite sieht in der Aktivierung des Verantwortungsgefühls der Frau die beste Möglichkeit, auf diese den Zugriff zu sichern. Hier gilt es also, den Willen der Frau in den Dienst der Sache zu stellen. Die andere Seite präferiert, (ggf.) gegen den Willen der Frau mittels Strafandrohung zu arbeiten. *Beide* Positionen setzen den Lebensschutz des „ungeborenen Lebens“ absolut. Abwägungen zum Selbstbestimmungsrecht der Frau finden sich in diesem Zusammenhang nur wenige, obwohl doch der erste Satz des Art. 2 Abs. 2 – „Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit“ (GG) –, der durchweg für die positive Schutzpflicht des Staates gegenüber dem Embryo angeführt wird, in gleicher Weise Geltung für die Schwangere hat.⁸ Es sei zwar davon auszugehen, so das BVerfG, dass die Frau „durch Schwangerschaft, Geburt und Kindeserziehung in manchen Entfaltungsmöglichkeiten beeinträchtigt“ werde; das „ungeborene Leben“ werde allerdings durch den Schwangerschaftsabbruch „vernichtet“ (BVerfG 39: 42).⁹

Das BVerfG hat sich in diesem ersten Urteil zum Schwangerschaftsabbruch zum Mittel der Strafandrohung zur „Eindämmung der Abtreibungsseuche“ (BVerfG 39: 59) bekannt und folglich das Reformvorhaben der Fristenregelung mit angestrebter Beratungspraxis gekippt. Doch auch das BVerfG sah einen „Vorrang der Prävention vor der Repression“ als geboten, weshalb es neben der Bereitstellung ausreichender Hilfsmittel für Schwangere wichtig sei, „umfassende Erziehungsarbeit“ zu leisten. Hierzu heißt es:

„Dabei wird es hauptsächlich darauf ankommen, die Bereitschaft der werdenden Mutter zu stärken, die Schwangerschaft eigenverantwortlich anzunehmen und die Leibesfrucht zum vollen Leben bringen. Bei aller Schutzpflicht des Staates darf nicht aus den Augen verloren werden, daß das sich entwickelnde Leben von Natur aus in erster Linie dem Schutz der Mutter anvertraut ist. Den mütterlichen Schutzwillen dort, wo er verlorengegangen ist, wieder zu erwecken und erforderlichenfalls zu stärken, sollte das vornehmste Ziel der staatlichen Bemühungen um Lebensschutz sein.“ (BVerfG 39: 44)

7 Damals gab es medizinische, eugenische und kriminologische Indikationen, die dann mit dem Urteil 1975 um die soziale Indikation erweitert wurden. Die Entscheidung lag demnach bis 1993 ganz bei den jeweiligen Ärzt_innen.

8 Dass es zur Kollision beider Rechtsgüter („Schwangere“ versus „Embryo“) kommen kann, zeigen die eugenischen und ethischen Indikationen, denn hier wird zwischen beiden Leben zugunsten der Schwangeren abgewogen. Dieser Aspekt wird jedoch nur als eine Randnotiz angeführt, ohne ihn argumentativ aufzugreifen und auszuführen (vgl. BVerfG 39: 31).

9 Darüber hinaus heißt es: „Die einschneidenden Wirkungen einer Schwangerschaft auf den körperlichen und seelischen Zustand der Frau sind unmittelbar einsichtig und bedürfen keiner näheren Darlegung“ (BVerfG 39: 48).

Das Argument dafür, dass der Staat von einer „Pflicht zur Austragung der Schwangerschaft“ (BVerfG 39: 44) ausgeht, gründet in der anthropologischen Annahme, dass die von Anfang an „im menschlichen Sein angelegten potenziellen Fähigkeiten genügen, um die Menschenwürde zu begründen“ (BVerfG 39: 41). Gegen diese dürfe demnach nach Art. 1 Abs. 1 (GG) nicht verstoßen werden. Nach Auffassung des BVerfG handelt es sich bei der Entwicklung des Embryos/Fötus um eine *kontinuierliche* Entwicklung, in der sich keine scharfen Einschnitte bestimmen ließen. Das Recht auf „Leben“ komme jedem menschlichen Leben zu, ein Bewusstsein für das eigene Leben bedürfe es dazu nicht (BVerfG 39: 37). Hiervon ausgehend sieht das Gericht sich in der Pflicht, in der Rechtsordnung „die Mißbilligung des Schwangerschaftsabbruchs klar zum Ausdruck“ (BVerfG 39: 44) zu bringen. So sei die Beratung durchaus ein hilfreiches Mittel, doch dürfe das Gesetz nicht nur als „Instrument zur Steuerung gesellschaftlicher Prozesse nach soziologischen Erkenntnissen“ aufgefasst werden, sondern es sei „bleibender Ausdruck sozialemischer [...] Bewertung menschlicher Handlungen; es soll sagen, was für den Einzelnen Recht und Unrecht ist“ (BVerfG 39: 59).

Dass das BVerfG die Würde eines jeden einzelnen „menschlichen Lebens“ zum Kern des Grundgesetzes macht, begründet es historisch. Der Nationalsozialismus habe die „schränkenlose Herrschaft über alle Bereiche des sozialen Lebens“ zum Wohle des „Volkes“ für sich beansprucht. Die in der Verfassung verankerten „Grundrechtsnormen“ müssten sich an dem „Lebensschutz“ eines *jeden* orientieren, sodass nicht die „Volksgesundheit“ zum Kriterium für „wertes“ oder „unwertes“ Leben werden könne. Vor dieser historischen Folie sei das Grundgesetz zu betrachten (BVerfG 39: 67). Hierzu lässt sich einwenden, dass die NS-Diktatur zwar durchaus über den Wert des einzelnen Lebens hinweggegangen ist, wenn dieses nicht in ihrem Sinne dem „deutschen Volk“ zugutekam, und umfangreich Euthanasie betrieben hat, aber diese historische Betrachtungsweise ist einseitig. Wie Richterin Rupp von Brünnek und Richter Simon in ihrer zum gerade erläuterten Urteil abweichenden Meinung festhielten, übergeht dies die Tatsache, dass in der NS-Diktatur eine „strikte Anwendung der Strafbestimmungen“ bezüglich Fremd- und Selbstabtreibung sowie Werbung für Abtreibungen und Abtreibungsmittel durchgesetzt wurde. Darüber hinaus wurden diese Strafen 1943 deutlich verschärft: Frauen, die abgetrieben hatten, bekamen nicht mehr nur eine Gefängnisstrafe, sondern mussten ins Zuchthaus oder es drohte gar die Todesstrafe. Daher kommen die Richter_innen Rupp von Brünnek und Simon in ihrem abweichenden Urteil zu dem Schluss:

„Vielmehr gebietet die mit dem Grundgesetz vollzogene, entschiedene Abkehr vom totalitären nationalsozialistischen Staat eher umgekehrt Zurückhaltung im Umgang mit der Kriminalstrafe, deren verfehlter Gebrauch in der Geschichte der Menschheit schon unendlich viel Leid angerichtet hat“ (BVerfG 39: 77).

3.2 Urteil II – Das Prinzip „Hilfe statt Strafe“

Nachdem ab 1975 die *erweiterte* Indikationslösung durch die behandelnden Ärzt_innen galt, die neben medizinischen und kriminalistischen Indikationen auch die soziale Indikation vorsah, sah sich das BVerfG 1993 dazu veranlasst, erneut zu Schwangerschaftsabbrüchen zu urteilen. Dies hatte zwei Gründe: Da in der DDR seit 1972 bis

zur 12. Woche ein Schwangerschaftsabbruch legal war, sah sich das BVerfG nach der Wiedervereinigung vor die Aufgabe gestellt, das „in unterschiedlicher Weise geprägte Rechtsbewußtsein der Bevölkerung zusammenzuführen“ (BVerfG 88: 265). Zum anderen sah sich das Gericht mit dem empirischen Fakt konfrontiert, dass trotz der bisherigen Gesetzesregelung „die Abtreibung eine Massenerscheinung gewesen und geblieben ist“ (BVerfG 88: 264).

Zu Beginn der Urteilsbegründung bekräftigte das Gericht die schon 1975 getätigte normative Annahme, dass die „Grundrechte der Frau [...] nicht so weit [tragen], daß die Rechtspflicht zum Austragen des Kindes – auch nur für eine bestimmte Zeit – generell aufgehoben wäre“ (BVerfG 88: 204). Auch ging es weiterhin davon aus, dass es durchaus „Ausnahmelagen“ geben könnte, in denen man der Frau diese Rechtspflicht nicht notwendigerweise auferlegen müsste. Weiterhin stellt das BVerfG fest, dass es sich bei dem Ungeborenen „um [ein] individuelles, in seiner genetischen Identität“ einzigartiges Lebewesen handelt, „das [...] sich nicht erst zum Menschen, sondern als Mensch entwickelt“ (BVerfG 88: 251f.). Daher gäbe es kein „Mehr oder Weniger an Rechten“ (BVerfG 88: 255) seitens des Ungeborenen, womit die Grundannahmen des BVerfG aus dem vorherigen Urteil weiterhin Bestand haben.

Was sich allerdings geändert hat, ist das *Mittel*, mit dem das Gericht den Schutz des Ungeborenen realisiert sieht. Hat das Gericht vorher auf die Strafandrohung bei Abtreibungen (inklusive Indikationslösung) gesetzt, ist es jetzt die verpflichtende Beratung:

„[Die Beratung] bietet vielmehr gerade die Chance dafür, daß normative Orientierungen und Prägungen, die auch bei der Ratsuchenden vorhanden sind, angesprochen werden. Ein Schwangerschaftskonflikt erwächst in aller Regel aus einem elementaren Zwiespalt zwischen der Erkenntnis, schutzbedürftiges menschliches Leben in sich zu tragen, dem Wunsch, das Kind haben zu wollen einerseits und andererseits der Sorge, der damit verbundenen Aufgabe nicht gewachsen, schweren Konflikten im persönlichen Umfeld ausgesetzt zu sein oder eigene Lebensvorstellungen zurückstellen zu müssen. Eine Beratung, die diesen Zwiespalt aufdeckt und sich darum bemüht, die dem Kinderwunsch entgegenstehenden Umstände bewältigen zu helfen und die Frau zum Austragen der Schwangerschaft zu ermutigen, ist deshalb keine von außen kommende Fremdbestimmung. Daß die Frau solcher Hilfe bedarf, belegen auch psychische Folgeprobleme, die nach einem Schwangerschaftsabbruch nicht selten auftreten“ (BVerfG 88: 283f.).

Das Gericht geht also davon aus, dass die Schwangere *eigentlich* danach strebe, die Schwangerschaft fortzuführen, doch wisse sie vielleicht selbst nicht unmittelbar darum. Deshalb bedürfe sie der „Hilfe“, diesen Wunsch bei sich zu entdecken sowie „entgegenstehende Umstände“ aus dem Weg zu räumen. Sie konzipieren folglich die Beratung als eine „Hilfe“, die die Frau vor psychischen Problemen bewahrt. Gegen den möglichen Vorwurf der „Manipulation und Indoktrination“ (den es also hier schon selbst antizipatorisch benennt) führt es die Relevanz an, durch den „anteilmehmenden Rat“ „die Frau in ihrem Konflikt nicht allein“ lassen zu dürfen (BVerfG 88: 284.). Dieser Schritt weg von der Strafandrohung hin zu einer verpflichtenden Beratungsregelung ist dahingehend zu deuten, dass „der Gesetzgeber [...] nicht mehr auf eine Verbesserung des Lebensschutzes [...] durch die geltende Indikationsregelung“ hoffen konnte. Im Sinne dessen müsse die Strafandrohung wegfallen, um in der Beratung eine Atmosphäre zu schaffen, in der die Frau zu einer „wirklichkeitsgetreuen Darstellung ihrer Lage“ bereit sei (BVerfG 88: 245).

Das Gericht ist zu dem Schluss gekommen, dass es seinen Schutzauftrag des ungeborenen Lebens „nur mit der Mutter“ und nicht *gegen sie* realisieren kann, weshalb es daher naheliege, auf die *Mitwirkung* der Schwangeren zu bauen (vgl. BVerfG 88: 266). Deshalb solle die Frau als „handelnde Person“ ernstgenommen und an ihr Verantwortungsbewusstsein appelliert werden (BVerfG 88: 267), damit sie eine in „voller Kenntnis des Für und Wider verantwortliche Entscheidung“ (BVerfG 88: 277) treffe. Oder in anderen Worten: Der Appell an die Verantwortung soll „eine irrtumsfreie Entscheidung der Frau“ (BVerfG 88: 245) gewährleisten. Aus Sicht des Gerichts mutet man der Frau zu, auf die „persönliche Entlastung“ durch die Entscheidung Dritter zu verzichten (BVerfG 88: 271f.), weil nur dann davon auszugehen sei, dass sie „ihre Verantwortung unmittelbarer und stärker empfinde“ (BVerfG 88: 268). Es sei aber davon abzusehen, eine „Gesprächs- und Mitwirkungsbereitschaft“ in der Beratung zu erzwingen, da sonst ggf. die Eigeninitiative sowie die bewusste Verantwortungsübernahme verhindert werden würden. Im Zuge dessen versucht das Gericht, zwischen Strategie und Ziel klar zu trennen, was an folgendem Punkt zu inhaltlichen Widersprüchen führt:

„Die Beratung ist zwar ergebnisoffen zu führen, weil dann am ehesten erwartet werden kann, daß sich die Frau an der Suche nach einer Konfliktlösung beteiligt. Doch darf die Beratung nicht ergebnis- und zieloffen, sondern muß auf den Schutz des ungeborenen Lebens hin orientiert sein“ (BVerfG 88: 306).

Teil des Schutzkonzepts ist, neben der Bemühung, die Frau mittels zielorientierter Beratung für die Fortsetzung zu gewinnen, „den rechtlichen Schutz des ungeborenen Lebens im allgemeinen Bewußtsein [zu] erhalten und [zu] beleben“ (BVerfG 88: 261), weshalb das Gericht davon absieht, Abtreibungen grundsätzlich als nicht rechtswidrig zu betrachten. Demnach bleibt eine Abtreibung nach der obligatorischen Beratung lediglich straflos, nicht straffrei. Aus Sicht des Gerichts ist es von hoher Relevanz, dass nicht der Eindruck entstehe, „der Gesetzgeber“ würde Abtreibungen grundsätzlich billigen. In diesem Licht wird auch die Annex-Funktion des § 219a StGB deutlich, denn aus Sicht der vorherigen Gerichtsurteile würde, wenn Ärzt_innen neutral über die Durchführung von Abtreibungen berichten würden, eine nicht gewollte Normalisierung dieser Dienstleistung eintreten.

3.3 Die Aktivierung der Frau

Nach der Darlegung beider Gerichtsurteile soll nun der Strategiewandel des Gerichts auf der ideengeschichtlichen Folie liberaler Staatslegitimierungen betrachtet werden. Hieraus lassen sich meines Erachtens drei Deutungslinien herausarbeiten:

Erstens haben liberale Werte, wie bspw. *frei* über den eigenen Lebensverlauf entscheiden zu können, in die allgemeine Selbstauffassung der Frau als Resultat fortwährender feministischer Bemühungen Eingang gefunden. Deshalb kann der Frau nicht verboten werden, Schwangerschaftsabbrüche durchführen zu lassen, ohne dass ein liberaler Staat gegen seine eigene Legitimierung – die Gewährleistung von Gleichheit und Freiheit *aller* Bürger_innen – verstoßen würde. Daraus folgt, dass die starke Einschränkung reproduktiver Rechte im Lichte zunehmender Selbstbestimmung anachronistisch wirken muss, weshalb von einer offen patriarchalen Gesetzgebung zu einer „eigenverantwortlichen Praxis“ übergegangen wurde. Damit soll hier nicht suggeriert werden,

dass hinsichtlich der Geschlechtergerechtigkeit von einer reinen Fortschrittserzählung auszugehen ist.¹⁰ Doch muss festgestellt werden, dass die *juristische* Situation der Frau heute eine gänzlich andere als in den 1970er-Jahren ist. Dementsprechend schwerlich, so meine These, fügt sich die starke Begrenzung reproduktiver Rechte in das daraus sich ergebende weibliche Selbstverständnis ein. Deshalb wird im Sinne des Neuen Geschlechtervertrags auf die Letztverantwortung der Schwangeren gesetzt. In der Stärkung des Verantwortungsbewusstseins der Schwangeren wird aus Sicht des Gerichts eine „Appellfunktion“ (BVerfG 88: 268) erfüllt, aufgrund derer sich die Schwangere eher für die Annahme des Embryos/Fötus entscheide. Folgerichtig wird mit der „Zustimmung“ der Frau gearbeitet.

Der Aspekt der Zustimmung führt zur *zweiten* Deutungslinie: Die *verpflichtende* Beratung basiert auf *unterstellter* Zustimmung, wie sie in den klassischen Vertragstheorien zu finden ist. Analog dazu, wie die Unterordnung der Frau gegen die liberalen Werte der klassischen Vertragstheorien verstößt und demnach begründungsbedürftig geworden ist, muss auch die strikte Beschränkung von Schwangerschaftsabbrüchen begründet werden, weshalb in der Urteilsbegründung die Idee entfaltet wird, dass die Schwangere bei der Entscheidungsfindung der Unterstützung bedarf. Demnach ist die Beratung lediglich als notwendige „Hilfe“ und als Prävention „psychischer Leiden“ für die Schwangeren zu sehen. Folglich würde die Schwangere der Beratung zustimmen, wenn sie sich nicht in einer solchen „Ausnahmesituation“ befinden würde. Des Weiteren wird von der Annahme ausgegangen, dass die Schwangere sich für die Fortführung der Schwangerschaft entscheiden würde, würden nicht gewisse Störfaktoren (wie finanzielle Sorgen) für einen Zwiespalt sorgen. Grundsätzlich wird demnach eine Bejahung der Schwangerschaft *unterstellt*, die jedoch von Zweifeln getrübt wird. Ab Eintritt in die Beratungssituation wird darauf hingearbeitet, diese Zweifel aus dem Weg zu räumen. In der Folge soll eine Annahme des Embryos/Fötus seitens der Schwangeren eintreten, die sie als *eigenverantwortliche* Entscheidung auffasst, womit der *Neue Geschlechtervertrag* zum Vorschein kommt. Der angenommene Zwiespalt wird zur Bejahung der Schwangerschaft hin aufgelöst. Dies hat gleichzeitig zur Folge, dass die Verantwortung für die Entscheidung der Frau voll und ganz zugeschrieben wird.

Drittens kann mit McRobbies Hinweis auf den modernen *Wahlzwang* darauf aufmerksam gemacht werden, dass, sofern sich die Schwangere gegen die Fortführung der Schwangerschaft entscheidet, sie aus gerichtlicher sowie gesellschaftlicher Sicht eindeutig die *falsche Entscheidung* getroffen hat. Die Schwangere entzieht sich der vom Gericht festgelegten moralisch gebotenen „Pflicht zur Austragung der Schwangerschaft“ (BVerfG 39: 44). Sie hat folglich keine „gewissenhafte Entscheidung“ (BVerfG 88: 210) getroffen, mit der sie die Würde des Embryos/Fötus achtet. Sie hat anstelle dessen im Entscheidungsprozess „jämmerlich versag[t]“ (McRobbie 2016: 27). Demnach ist zwar der rechtliche Status der Frau samt der daran anschließenden (formalen) Entscheidungsgewalt nicht mehr über den Vater oder Ehemann vermittelt gegeben, doch Pateman stellt hierzu fest: „A separate legal personality has been granted to women, but their formal legal status is contradicted by social beliefs and practices“ (Pateman 1980: 156). In diesem Fall fallen die „social beliefs“ bezüglich Schwangerschaftsabbrüchen nach den Urteilen des BVerfG in den staatlichen Verantwortungsbereich. Er sieht

10 Vgl. hierzu z. B. Fraser 2019.

es als seine Aufgabe an, für die gesellschaftliche Missbilligung zu sorgen, um damit die *richtige* Entscheidung seitens der Schwangeren zu sichern.

Insgesamt zeigt sich in der Beratungspflicht die *unterstellte* Zustimmung der Frau. Zugleich wird als Beratungsergebnis eine „eigenverantwortliche Entscheidung“ angenommen und aufgrund des klar umrissenen normativen Ziels, die Frau zur Fortführung der Schwangerschaft zu bewegen, ein ‚Zwang‘, die ‚richtige‘ Wahl zu treffen. Darüber hinaus ist der Staat nicht nur aufgrund der veränderten Position der Frau dazu angehalten, die Zugriffsstrategie zu verändern, sondern auch, weil er in der Verlegenheit ist, in existenzieller Weise von Schwangeren abhängig zu sein: Sie sind es, die dafür Sorge leisten, dass sich die Gesellschaft reproduzieren kann.¹¹ Das BVerfG diagnostiziert demnach als signifikante Hürde, dass die Frau ihre Schwangerschaft als „höchstpersönlich“ (BVerfG 88: 265) wahrnimmt und sich deshalb gegen die Bewertung Dritter wehren könnte. Soll also eine verantwortliche Gewissensentscheidung „nicht losgelöst von der durch die Verfassung vorgegebene[n] Grundentscheidung für den Schutz des Lebens“ (BVerfG 88: 221) sichergestellt werden, kann dies nur dadurch geschehen, dass die Frage der Schwangerschaftsfortsetzung zu einer gesellschaftlichen erklärt wird.

4 Argumentative Unschärfen

Dass es eine einheitliche Zwecksetzung in den Urteilen des BVerfG gibt, habe ich im vorherigen Kapitel zeigen können. Mit dem Beratungsmodell hat sich lediglich das Mittel zur Fortsetzung der Schwangerschaft geändert. Selbstbestimmungsrechte der Frau finden hier so gut wie keine Berücksichtigung.

Die gegenwärtige Koalition aus SPD, B'90/Grüne und FDP führt allerdings in Bezug auf die erfolgte Streichung des § 219a StGB die „sexuelle und reproduktive Selbstbestimmung der Frau“ (Deutscher Bundestag 2022a: 1) an. Zugleich geht sie davon aus, dass die Aufhebung des „Werbeverbots“ für Schwangerschaftsabbrüche mit dem vom BVerfG formulierten Schutzkonzept für das „ungeborene Leben“ vereinbar wäre (vgl. Deutscher Bundestag 2022a: 1). Die AfD kommentiert dies dahingehend, dass „die bisherige Konzeption der Beratungspraxis [...] durch den Wegfall des § 219a StGB konterkariert werden [würde], weil dadurch nicht dem Schutz des ungeborenen Lebens oberste Priorität eingeräumt wird, sondern ausschließlich einem Recht der Frau auf reproduktive Selbstbestimmung“ (Deutscher Bundestag 2022b: 3). Dieser Hinweis findet sich auch in der rechtswissenschaftlichen Debatte in ähnlicher Weise wieder, denn Kritiker_innen der Streichung betonen die Verschränkung des § 219a StGB mit dem Schutzkonzept des „ungeborenen Lebens“, auf dem die §§ 218ff. StGB in Gänze fußen. Zieht man an dieser Stelle die zuvor herausgearbeitete einheitliche Zwecksetzung des Gerichts hinzu, wird plausibel, warum in diesem Zusammenhang oftmals von einer Annex-Funktion des § 219a StGB im rechtlichen „Gesamtgefüge“ der §§ 218ff. StGB die Rede ist (vgl.

¹¹ Dies zeigt sich bspw. deutlich an der Situation in Südkorea, wo zurzeit die niedrigste Geburtenrate besteht. In der südkoreanischen Gesellschaft, in der nach wie vor eine starke „patriarchal culture“ vorherrscht und bspw. arbeitende Mütter massiv diskriminiert werden, wird die Gruppe an Frauen, die sich bewusst gegen Kinder entscheiden, gegenwärtig immer größer. Auch konkrete Maßnahmen zur Förderung der Geburtenrate laufen bis dato ins Leere (Yoon 2023).

bspw. Berghäuser 2018).¹² So trägt das „Werbeverbot“ durchaus dazu bei, das von dem BVerfG angestrebte „allgemeine Rechtsbewusstsein“ zu sichern. Es erscheint plausibel, dass Kritiker_innen der Streichung des § 219a StGB in der Informationsbereitstellung zu Schwangerschaftsabbrüchen im *BVerfG-Urteil* einen Schritt hin zur Normalisierung dieser Praktik sehen, die nicht hinnehmbar erscheint.

Solange es aufseiten des BVerfG nicht einen Paradigmenwechsel in der Rechtsprechung gibt, ist dem m. E. insofern folgerichtig zuzustimmen, als dass der § 219a StGB im Gefüge der §§ 218ff. StGB „anerkannt und erkannt“ (Berghäuser 2018: 216) werden muss. Wird die einheitliche Zwecksetzung übergangen, so öffnet man an dieser Stelle Tor und Tür für einen – durch die genannten BVerfG-Urteile *abgesicherten* – Einspruch, wie er von der AfD, aber auch in der rechtswissenschaftlichen Debatte (vgl. bspw. Pietsch 2022) vorgebracht wird.

Das gerade Dargelegte soll als ein Appell verstanden werden, in der Debatte zur reproduktiven Selbstbestimmung von Frauen auf die rechtliche Absicherung der „restriktiven“ Kräfte zu fokussieren. So scheint es mir wichtig zu sein, nicht nur auf diejenigen zu schauen, die ihre Abneigung gegenüber der Stärkung reproduktiver Rechte artikulieren, sondern zugleich ihre verfassungsrechtliche Grundlage hinzuzuziehen. Nur so können Einordnungsfehler in den Blick genommen werden, wie bspw. die §§ 218ff. StGB im Nachhinein als einen Kompromiss zu deuten, der dazu diene, „dass [...] divergente politische Gruppen – Konservative wie Progressive – in einem sogenannten dilatorischen Formelkompromiss“ (Berghäuser 2018: 216) abgebildet werden. Es besteht zwar spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine tiefe Zerrissenheit zwischen Befürworter_innen und Kritiker_innen reproduktiver Rechte, doch verdeckt Berghäusers Sichtweise die fortdauernde Absicht des Gerichts, die Fortsetzung von Schwangerschaften zu sichern. Dementsprechend falsch ist die Einschätzung Gelinskys (2018), dass diese Gesetzeslage den „Schutz des ungeborenen Lebens und das Selbstbestimmungsrecht schwangerer Frauen gesellschaftspolitisch und rechtlich austariert“ (Gelinsky 2018: 2).

5 Fazit

In diesem Beitrag konnte gezeigt werden, dass den Urteilen des BVerfG zu Schwangerschaftsabbrüchen eine kohärente Zwecksetzung zu entnehmen ist (die teils von Unschärfen in der Debatte zu den §§ 218ff. StGB verdeckt wird): Nach wie vor ist das Ziel der geltenden Gesetzeslage, Schwangerschaftsabbrüchen entgegenzuwirken und nicht dem Willen von Schwangeren einen Wert an sich beizumessen. Nachdem die Indikationslösung in dem ersten Urteil des BVerfG für die richtige Strategie erachtet wurde, die Quote der Schwangerschaftsabbrüche möglichst gering zu halten, wurde 1993 eingesehen, dass diese gescheitert war, weshalb im Nachgang zur Wiedervereinigung von DDR und BRD zur verpflichtenden Beratungspraxis übergegangen wurde. Anhand der Beratung kann der Zugriff auf die Schwangere gewährleistet und die Schwangere davon überzeugt werden, sich „eigenverantwortlich“ für die Fortführung der Schwangerschaft

¹² Hierzu kritisch vgl. Merkel (2018).

zu entscheiden. Dieser Strategiewechsel lässt sich, wie im Beitrag dargelegt, anhand des Übergangs vom „alten“ zum „neuen“ Geschlechtervertrag deuten: Dadurch, dass reproduktive Selbstbestimmung Eingang in das weibliche Selbstverständnis gefunden hat, kann der Schwangerschaftsabbruch nicht mehr auf *offen* illiberale Weise verhindert werden, sondern es muss *anhand* des Willens der Frau agiert werden. Dass also gegenwärtig die Letztverantwortung bei der Schwangeren liegt, ist nicht als „Konsequenz aus einem gewandelten Verständnis von der Personalität und Würde der Frau“ (BVerfG 88: 341f.) zu verstehen, sondern nimmt aus Sicht des Gerichts eine „Appellfunktion“ ein, sich der „Verantwortung gegenüber dem ungeborenen Leben“ bewusst zu sein (BVerfG 88: 267f.). Die unterstellte Zustimmung zeigt sich in dem angenommenen Zwiespalt seitens der Schwangeren, bei dem immer auch davon ausgegangen wird, dass ein Kinderwunsch besteht, der allerdings durch *externe* Hindernisse getrübt wird. In der Beratung soll somit auf eine Annahme des Embryos/Fötus hingewirkt werden, die als *eigenverantwortlich* aufgefasst wird.

Letztlich muss also festgehalten werden, dass sich nur die Strategie zur Fortführung der Schwangerschaft geändert hat, indem die Selbstbestimmung der Frau ‚funktional‘ integriert wurde. Dieser Punkt wird in Debatten nicht selten unterschlagen, wenn es bspw. heißt, 1993 sei eine „Vollliberalisierung in Form eines Fristenmodells“ (Budde 2015: 23) eingetreten. Dies übergeht, dass die Schwangere nach wie vor zu einer Beratung sowie zu einer dreitägigen Bedenkzeit verpflichtet ist und ein Abbruch nach wie vor verboten ist. Auch die Entscheidung für einen Abbruch wird nicht als Ausdruck der Selbstbestimmung der Frau gesehen, sondern juristisch lediglich geduldet und als normatives Scheitern eingeordnet. Damit sind wir weit davon entfernt, dass die Verantwortung der Schwangeren nicht nur auferlegt, sondern ihr auch *anvertraut* wird. Sie wird demnach nach wie vor nicht als vollmündiges Mitglied der Gesellschaft betrachtet, sondern obliegt der patriarchalen Einhegung.

Das Urteil des BVerfG 1975, das den Gesetzesentwurf des Bundestags zur Einführung der Fristenregelung wieder aufhob, provozierte eine „Aktion gegen das Bundesverfassungsgericht“ von den „Frauen der REVOLUTIONÄREN ZELLEN“ (FrauenLesbenBande 2022: 136). Diese begründeten ihre Aktion inhaltlich nicht damit, dass „die Verfassung gegen das Verfassungsgericht zu schützen“ sei, sondern damit, dass wir „vor der Verfassung“ geschützt werden müssen (FrauenLesbenBande 2022: 136). Der Beitrag endet diesbezüglich mit der offenen Frage, ob die angestrebte Vollliberalisierung des Abbruchs im ersten Trimester der Schwangerschaft wohlmöglich *innerhalb* des verfassungsrechtlichen Rahmens gedacht werden kann oder es dazu einer Verfassungsänderung bedarf. Zu prüfen sei dahingehend, inwiefern die gegenwärtige Verfassung implizit den (Neuen) Geschlechtervertrag stützt oder ob sie gerade einen Hebel darstellt, diesen aufzubrechen.

Literaturverzeichnis

- Berghäuser, Gloria (2018). Streit um die Werbung ist (nicht) Streit um den Abbruch der Schwangerschaft. Zugleich eine Besprechung der Gesetzentwürfe zu einer Aufhebung oder Änderung des § 219a StGB. *Kriminalpolitische Zeitschrift*, (4), 210–217.
- Brockschmidt, Annika (2022). *Amerikas Gotteskrieger. Wie die Religiöse Rechte die Demokratie gefährdet*. Hamburg: Rowohlt Polaris.
- Brown, Wendy (2018). *Die schleichende Revolution. Wie der Neoliberalismus die Demokratie zerstört*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Budde, Emma T. (2015). *Abtreibungspolitik in Deutschland. Ein Überblick*. Wiesbaden: Vieweg. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-09724-0>
- Bundesverfassungsgericht (BverfG) (1975). *Schwangerschaft 1. Akz.*: 39,1. Urteil des Ersten Senats vom 25.02.1975.
- Bundesverfassungsgericht (BverfG) (1993). *Schwangerschaft 2. Akz.*: 88,203. Urteil des Zweiten Senats vom 28.05.1993.
- Deutscher Bundestag (2022a). *Entwurf eines Gesetzes zur Änderung des Strafgesetzbuches – Aufhebung des Verbots der Werbung für den Schwangerschaftsabbruch (§ 219a StGB)* (Bundestags-Drucksache 20/1635), 02.05.2022.
- Deutscher Bundestag (2022b). *Staatliche Schutzpflicht des ungeborenen Lebens – Keine Aufhebung des Verbots der Werbung für den Schwangerschaftsabbruch nach § 219a des Strafgesetzbuches* (Bundestags-Drucksache 20/1866), 18.05.2022.
- Filmer, Robert (1991). *‘Patriarcha’ and Other Writings*. Cambridge: University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511812644>
- Fraser, Nancy (2019). *The old is dying and the new cannot be born. From progressive neoliberalism to Trump and beyond*. London: Verso.
- FrauenLesbenBande (2022). *Mili bittet zum Tanz. Auf den Spuren des militanten Feminismus der Roten Zora*. Münster: Unrast.
- Gelinsky, Katja (2018). *Paragraph 219a StGB ist kein Anachronismus. Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche dient dem Schutz ungeborenen Lebens*. Konrad Adenauer Stiftung (Hrsg.), Reihe Analysen und Argumente Nr. 317, September 2018. Zugriff am 28. April 2024 unter https://www.kas.de/documents/252038/253252/7_dokument_dok_pdf_53828_1.pdf/3811799a-9482-c4b9-69ec-bbaf05dc9e47?version=1.0&t=1539654051543.
- Hansen, Brigitte (1994). Egalität und Androzentrismus. Zur Kritik der politischen Anthropologie von Hobbes und Locke. In Elke Biester (Hrsg.), *Demokratie oder Androkratie? Theorie und Praxis demokratischer Herrschaft in der feministischen Diskussion* (S. 131–156). Frankfurt/Main: Campus.
- Hobbes, Thomas (1966 [1651]). *Vom Menschen./Vom Bürger*. Hamburg: Felix Meiner.
- Hobbes, Thomas (1995 [1651]). *Leviathan*. Stuttgart: Reclam.
- Kant, Immanuel (1995). *Werke in sechs Bänden. Band 5*. Köln: Könenmann.
- Kant, Immanuel (2004). *Kritik der praktischen Vernunft/Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Krause, Ellen (2003). *Einführung in die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Kuster, Friederike (2019). *Philosophische Geschlechtertheorien. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Locke, John (1977 [1690]). *Zwei Abhandlungen über die Regierung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- McRobbie, Angela (2016). *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes*. Wiesbaden: Springer VS.
- Merkel, Reinhard (2018). § 219a StGB – Zur notwendigen Korrektur eines kriminalpolitischen Irrwegs. *Zeitschrift für Lebensrecht*, 27(3), 114–120. <https://doi.org/10.3790/zfl.27.3.114>

- Pateman, Carole (1980). Woman and Consent. *Political Theory*, 8(2), 149–168.
- Pateman, Carole (1988). *The Sexual Contract*. Stanford: University Press. <https://doi.org/10.1177/009059178000800202>
- Pietsch, Benedict (2022). Verbot als Gebot? Zur geplanten Streichung des „Werbeverbots“ für den Abbruch der Schwangerschaft (§ 219a StGB) aus verfassungsrechtlicher Perspektive. *Kriminalpolitische Zeitschrift*, (2), 74–82.
- Rousseau, Jean-Jacques (2019 [1792]). *Emile oder Über die Erziehung*. Stuttgart: Reclam.
- Schrupp, Antje (2019). *Schwangerwerdenkönnen. Essay über Körper, Geschlecht und Politik*. Roßdorf bei Darmstadt: Ulrike Helmer Verlag.
- Yoon, JeongMee (2023). *Women in South Korea Are on Strike Against Being 'Baby-Making Machines'*. Zugriff am 26. Oktober 2023 unter <https://www.nytimes.com/2023/01/27/opinion/south-korea-fertility-rate-feminism.html>.

Zur Person

Daniela Möller, M.A., Promotionsstudentin, Fakultät für Kulturwissenschaft, Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtertheorie, erziehungswissenschaftliche Ideengeschichte, politischer Liberalismus.

E-Mail: daniela.moeller@uni-paderborn.de

Kapitalismus und Eingeschlechtlichkeit. Geschlechterideologie jenseits der Anrufung

Zusammenfassung

Die feministische Gesellschaftstheorie bemüht sich gegenwärtig um eine Neubestimmung des Verhältnisses von Kapitalismus und Geschlechterhierarchie. Der Beitrag stellt die feministische Kapitalismuskritik des aktuellen Denkens der sexuellen Differenz vor. Ausgehend von Befunden der feministischen Ökonomie kommt hier ein Subjekt- und Geschlechterverständnis zum Einsatz, das an der Macht- und Ideologietheorie der Lacan'schen Psychoanalyse orientiert ist, um die widersprüchlichen Geschlechterverhältnisse in westlich-kapitalistischen Gegenwartsgesellschaften zu verstehen. In deutlichem Kontrast zu breiter diskutierten kultur- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven der Gender Studies formuliert dieser Ansatz die These, dass spätkapitalistische Produktions- und Organisationsformen nicht auf Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität angewiesen sind, um die Geschlechterhierarchie auf Dauer zu stellen. Der zentrale herrschaftseinbindende Moment ist vielmehr die Auslöschung der sexuellen Differenz.

Schlüsselwörter

Kapitalismuskritik, Sorgearbeit, Sexuelle Differenz, Begehrensubjekt, Tove Soiland, Anna Hartmann

Summary

Capitalism and sexual indifference. Gender ideology beyond interpellation

Efforts being undertaken in feminist social theory are currently focussed on re-conceptualising the relationship between capitalism and gender hierarchy as well as understanding the highly contradictory gender relations in contemporary Western capitalist societies. The article presents a feminist critique of capitalism based on the current thinking of sexual difference. Starting from key findings in feminist economics, it argues in favour of developing an understanding of gendered subjectivation that is informed by the theory of power and ideology of Lacanian-inspired psychoanalysis. In stark contrast to more widely discussed cultural and social science perspectives in gender studies, this approach argues that late capitalist forms of production and organisation are not dependent on gender binary and heteronormativity when it comes to putting the gender hierarchy on a permanent footing. Rather, the key ideological mechanism is the erasure of sexual difference.

Keywords

critique of capitalism, care work, sexual difference, subject of desire, Tove Soiland, Anna Hartmann

1 Rückkehr der feministischen Gesellschaftstheorie

Im Kontext politischer Analysen ist seit einigen Jahren die Rede von einer Rückkehr der Gesellschaftstheorie und einem erneuerten Interesse für Kapitalismuskritik und materialistische Herrschaftsanalysen (Fraser 2018: 40; Prokla-Redaktion 2017: 342). Die Dringlichkeit solcher Perspektiven für die feministische Theorie ist heute offenkundig. Geschlechtertheoretische Zeitdiagnosen – so unterschiedlich sie auch sind – konstatieren eines einhellig: Die Geschlechterverhältnisse der westlich-kapitalistischen Gegenwart sind durch ein widersprüchliches Nebeneinander von Gleichstellungserfolgen und



hartnäckig weiterbestehenden Hierarchien geprägt (Lenz/Evertz/Ressel 2017: 1; Pühl/Sauer 2018: 12). Gesellschaftstheoretisch wird dies mit dem Ineinandergreifen von zwei parallel verlaufenden Entwicklungen in Zusammenhang gebracht: mit Emanzipationsprozessen, wie sie von den neuen sozialen Bewegungen angestoßen wurden, und mit der Umstellung staatlicher und politökonomischer Organisation im Zuge spätkapitalistischer Deregulierung, Flexibilisierung und wohlfahrtstaatlicher Rückbauten (Lenz/Evertz/Ressel 2017; Fraser 2017).

Hat „die Auseinandersetzung mit der Verknüpfung von Geschlecht und kapitalistischen Strukturen wieder Konjunktur“ (Fiedler 2016: 134), so wird sie im deutschsprachigen Raum bisher vorrangig als Annäherung zwischen materialistisch-marxistischen und gender- bzw. queertheoretischen Perspektiven in Angriff genommen. Führte die Kritik an ersteren, sie würden „das Geschlechterverhältnis als ein reines Anhängsel der Produktionsbedingungen“ behandeln (Beier 2023: 13), und die umgekehrte Kritik an der „queertheoretischen Ökonomievergessenheit“ (Govrin 2020: 281) zu einer deutlichen Auseinanderentwicklung der beiden Perspektiven, so wird heute die Unproduktivität hervorgehoben, sie weiterhin „als ‚Gegenspieler‘ aufzubauen“ (Pühl/Sauer 2018: 17). Das Anliegen ist, alte Verengungen zu überwinden und einen tragfähigen theoretischen Rahmen bereitzustellen, in dem die Vergeschlechtlichung der politischen Ökonomie oder umgekehrt die immer auch ökonomisch ausgeprägten Geschlechterverhältnisse versteh- und analysierbar werden können.

Im vorliegenden Beitrag möchte ich eine Grundannahme dieser Neubestimmungen (queer)feministischer Kapitalismuskritik problematisieren, die der Verwirklichung dieses wichtigen Anliegens aus meiner Sicht entgegenarbeitet. In der laufenden Debatte kommt der These zentrale Bedeutung zu, dass das in Bezug auf Geschlecht und Sexualität maßgebliche herrschaftseinbindende Moment (spät)kapitalistischer Produktions- und Organisationsformen über den Mechanismus der Normierung, Normalisierung oder diskursiven Identitätsfestschreibung operiert und seine Reproduktion über binär codierte heteronormative (Zwangs-)Strukturen abstützt. Ich werde im Folgenden argumentieren, dass weder die Programmatik, „heteronormative vergeschlechtlichte Subjektivitäten [...] als Bedingung der kapitalistischen Reproduktionsverhältnisse“ (Dück/Hajek 2019: 510) in den Blick zu rücken, noch die These, dass „die kapitalistischen Verhältnisse [...] den Zwang hervor[bringen], eine heterosexuelle Identität anzunehmen“ (Trumann 2018: 139), die Herrschaftsdynamik des spätkapitalistischen Geschlechterregimes einfangen können.

Das beunruhigende Erstarken von Politik- und Protestformen, die auf zunehmend aggressive Weise althergebrachte Geschlechterrollen, Familienmodelle und Sexualitätsnormen propagieren (vgl. Hark/Villa 2015; Henninger/Birsl 2020), scheint zunächst Gegenteiliges nahezulegen. Es wird jedoch etwas Entscheidendes übersehen, wenn die rechtspopulistischen Forderungen als Gleichklang oder Übersteigerung einer den spätkapitalistischen Produktions- und Organisationsformen inhärenten Logik angesehen werden, die auf die (explizite oder implizite, diskursive oder praxeologische) Regulierung, Kanalisierung oder Rationalisierung von Geschlechtsidentitäten und sexuellen Präferenzen gerichtet ist. Dies lässt wesentliche, auf Geschlecht bezogene Getriebe außer Acht, die für Einsetzung und Aufdauerstellen hierarchischer Verhältnisse gerade *nicht* auf soziale Zuschreibungen und Normvorgaben angewiesen sind. Sie lassen sich

als Eingeschlechtlichkeit der Gesellschaftsverhältnisse und Auslöschung der sexuellen Differenz beschreiben.

Die veränderten ideologischen Mechanismen, um die es mir geht, möchte ich mit dem aktuellen *Denken der sexuellen Differenz* skizzieren. Dieser feministische Ansatz bezieht heute wichtige Impulse aus dem „Lacanmarxismus“¹, ein Theoriezusammenhang, der die strukturelle Psychoanalyse für ein Verständnis der spezifischen Herrschaftslogik westlich-kapitalistischer Gesellschaften einsetzt. Ich werde mich im Speziellen auf die geschlechtertheoretischen Befunde von Tove Soiland und Anna Hartmann beziehen, zwei Autorinnen, die – gemeinsam mit Marie Frühauf – die internationale Debatte des Lacanmarxismus und des daran anschließenden Denkens der sexuellen Differenz einem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht haben (Soiland/Frühauf/Hartmann 2022a, 2022b). Sie nutzen die psychoanalytische Macht- und Ideologietheorie, um die *subjektive Einbindung* in jene widersprüchlichen Dynamiken des Spätkapitalismus zu verstehen, die Gegenstand der feministischen Ökonomie sind.

Der bedeutende Beitrag dieser Arbeiten zur feministischen Theoriebildung liegt nicht zuletzt darin, einen frühen Gedanken der Schöpferin des Begriffs der sexuellen Differenz, Luce Irigaray, für die gegenwärtige Geschlechterideologie zu aktualisieren. Irigaray beharrte stets darauf, dass die westliche Geschlechterordnung *sexuell indifferent*, also *eingeschlechtlich*, sei und der ideologische Mechanismus darin zu suchen sei, dass die Setzung des Mannes als Subjekt des Weltgeschehens *durch die Behauptung der Neutralität* verdeckt werde (Irigaray 1989: 270). ‚Sexuell indifferent‘ meint für sie, dass dieses neutrale Subjekt seine Begrenzung leugnet, indem es ein ‚Weibliches‘ für sich in Funktion treten lässt. Interveniert Irigaray damit in Gleichheitsforderungen, weil sie die patriarchale Annahme wiederholen, „dass Gleichheit neutral wäre, also geschlechtlich unbestimmt“ (Kronendorfer 2019: 10), so gilt es heute auch dem Missverständnis entgegenzutreten, dass das Plädoyer für die sexuelle Differenz auf die Befestigung einer binären Gendernorm hinauslaufen würde. Sexuelle Differenz meint eine unumgängliche Desorientierung im Subjekt, die in unserer Gesellschaftsordnung geschlechterhierarchisch abgewiesen wird. Diese Abweisung ereignet sich im Zuge der Konstitution des Begehrenssubjekts.

2 Kapitalismuskritik aus der Perspektive der sozialen Reproduktion

Ansatzpunkt für die Analyse hierarchischer Geschlechterstrukturen ist die unübersehbare Verelendung der Sorgeverhältnisse, wie sie die gegenwärtige Phase des Spätkapitalismus prägt. Sie ist in den letzten 20 Jahren unter den Stichworten einer Care-Krise oder Krise der sozialen Reproduktion ins Zentrum der wissenschaftlichen und öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt (Becker-Schmidt 2011; Dück/Hajek 2019; Hartmann 2020; Dück 2022), und maßgeblicher Motivator dafür, dass die Gesellschaftstheorie in der Geschlechterforschung mit neuer Intensität wiederbelebt wurde.

1 Der Begriffsvorschlag ist von Tove Soiland (2022a: 17). Angestoßen wurde die Debatte von der Laibacher Lacan-Schule rund um Slavoj Žižek, Alenka Zupančič und Mladen Dolar.

Aus der marxistisch-feministischen Theorie greifen Tove Soiland und Anna Hartmann den Befund auf, dass die Neuordnung der Weltwirtschaft seit den 1980er-Jahren zu einer „großmaßstäblichen Neuorganisation reproduktiver Tätigkeiten“ (Federici 2012: 46) geführt hat. Die vom globalen neoliberalen Kapitalismus durchgesetzte Neuformierung verläuft weder geradlinig noch trifft sie die Menschen und Bevölkerungen im selben Ausmaß. Soiland und Hartmann richten ihre Aufmerksamkeit darauf, wie dieser Prozess aktuell in den Zentren des Kapitalismus ins Werk gesetzt wird. Dies ist der Hintergrund, vor dem sie die eingangs angesprochenen widersprüchlichen Geschlechterverhältnisse in den Blick nehmen.

Ausgangsthese ist, dass es nicht zufällig jene Arbeitsbereiche sind, in denen vorrangig Frauen arbeiten, in denen Prekarisierung und Lohndruck in besonderem Maße zunehmen. Um die Care-Krise aus feministischer Perspektive zu verstehen, sind zwei historische Verschiebungen bedeutsam, die in den 1970er-Jahren zusammentreffen: die Umstellung der kapitalistischen Produktion und der umfängliche Eintritt von Frauen in die neu organisierten Arbeitsmärkte (Hartmann 2020: 8). In dieser Umbruchszeit, die von der neomarxistischen Diskussion als Übergang vom Fordismus zum Postfordismus bezeichnet wird, findet das ‚männliche Ernährermodell‘ sein Ende. Das fordistische Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell, zu dem es gehört, ist nicht länger aufrechtzuerhalten, weil die Produktivitätssteigerungen, die den Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg ermöglichten, an Grenzen stoßen (Soiland 2018b: 97; Hartmann 2020: 145). Hier setzen die neoliberalen Strukturanpassungen der postfordistischen Krisenbearbeitung an, die zu einer Entmachtung der Gewerkschaften, einem Sinken der Löhne, der Auslagerung der Produktion in Billiglohnländer und einer Flexibilisierung der Arbeitsorganisation führen (Hartmann 2020: 149f.). Dass damit der Mann als Familienernährer der Vergangenheit angehört, resoniert in den 1970er-Jahren mit einem feministischen Kernanliegen:

„Was aus Sicht privater Kapitalverwertung eine ökonomische Notwendigkeit war, verband sich aber gleichzeitig auch mit einer Forderung der Frauenbewegung, die dieses Modell des männlichen Ernährers als paternalistisch ablehnte, die Reduktion weiblicher Tätigkeiten auf ein Hausfrauendasein kritisierte und stattdessen den freien Zugang zum Arbeitsmarkt auch für Frauen forderte“ (Soiland 2018b: 96).

Mit der „so gewollten, aber gleichzeitig auch erzwungenen Erhöhung der Erwerbstätigkeit von Frauen“ (Soiland 2018b: 97), die auf die Flexibilisierung und Prekarisierung der Arbeit im Generellen trifft, werden bisher unbezahlte Tätigkeiten lohnförmig – und der neu entstehende Care-Sektor wird zu einem bedeutsamen Arbeitsplatz für Frauen (Federici 2012: 55).

Dass diese historische Verschiebung nicht zu einer nachhaltigen Entschärfung der Geschlechterhierarchie, sondern zu ihrer signifikanten *Neuformierung* – und Ungreifbarkeit – führt, erklärt die feministische Ökonomie durch zwei Faktoren: Zum einen muss der Care-Sektor unter den gegebenen kapitalistischen Verhältnissen zwangsläufig ein Niedriglohnsektor bleiben. Zum anderen erhöhen die neoliberalen Strukturanpassungen, die gerade auch diesem Sektor Effizienz und Produktivität abringen wollen, die unbezahlten Sorgearbeiten wieder – die ebenfalls von Frauen zusätzlich übernommen werden. Diese beiden zusammengehörenden Aspekte, die Soiland und Hartmann betonen, möchte ich kurz ausführen.

Das Niedriglohnniveau des Care-Sektors hängt mit der besonderen Struktur der Sorgearbeit zusammen. Im Gegensatz zur Güterproduktion und zum Bereich allgemeiner Dienstleistungen ist sie durch eine Dimension charakterisiert, die verschiedentlich als „starke persönliche und emotionale Dimension“ (Haidinger/Knittler 2014: 111), als „Intersubjektivität“ oder „Momente des Zwischenmenschlichen“ (Soiland 2015: 119, 125) und als „Vielschichtigkeit“ und „offene Arbeitsprozesse“ (Madörin 2013: 132, 135, 139) beschrieben wird. Hartmann bezeichnet sie als das der Sorge innewohnende „Beziehungsmoment“ (2020: 10) und sieht darin die Ursache für die Begrenzung der Rationalisierungs- und Effizienzbestrebungen im Dienste der Produktivitätssteigerung. Ob in der Kinderbetreuung, der Altenpflege, der sozialen Arbeit, der Bildung oder der Krankenversorgung: Es ist die Subjekt-Subjekt-Beziehung, die sich ab einem bestimmten Punkt nicht schneller oder effizienter erledigen lässt, weil sie notwendig Unwägbarkeiten, Zeitverlust und Ungeplantes umfasst (Madörin 2013: 141; Hartmann 2020: 75). In der feministischen Ökonomie wird daher im Vergleich von Güterproduktion und allgemeinen Dienstleistungen einerseits und Care-Ökonomie andererseits vom „Auseinanderdriften der Arbeitsproduktivitäten“ (Madörin 2011) gesprochen: Die Produktivitätssteigerungen, die in ersterer aufgrund von Technisierung, Rationalisierung und Auslagerung von Produktionskosten erzielt werden können, sind in zweiterer weitaus begrenzter möglich (Soiland 2019: 97). Daher scheinen die Care-Dienstleistungen immer teurer zu werden – de facto lassen sie sich nicht im gleichen Ausmaß rationalisieren und in eine Subjekt-Objekt-Logik verwandeln, wie sie für die Güterproduktion charakteristisch ist (Madörin 2013: 140). Mit der Ausweitung des Care-Sektors „wächst jener Anteil an der Lohnarbeit laufend, der für das Bestreben der Kapitaleigner, Profite mittels Produktivitätssteigerung zu generieren, wenig interessant ist“ (Soiland 2015: 118). Der neoliberale Kapitalismus reagiert darauf mit Lohndruck und Professionalisierungsvorgaben, um ihm dennoch Produktivitätssteigerungen abzapfen zu können.

Dass mit der neoliberalen Bearbeitungslogik auch die unbezahlten Sorgetätigkeiten erneut ansteigen, ist der zweite folgenschwere Aspekt dieser ökonomischen Entwicklung. Der Anstieg ist *erstens* Folge davon, dass sich der Staat zu Einsparungszwecken aus der Bereitstellung von Care-Leistungen zurückzieht und Tätigkeiten, deren öffentliche Sichtbarkeit und Verantwortungsübergabe von der Frauenbewegung erkämpft wurden, wieder in den privaten Raum zurückverschoben werden (Federici 2012: 73). Er hat *zweitens* damit zu tun, dass das Beziehungsmoment letztlich nicht eliminiert, sondern nur unsichtbar gemacht werden kann. Es wird von den Sorgenden meist weiterhin – jedoch gratis – bereitgestellt, weil es von anderen Sorgetätigkeiten (etwa der medizinisch-technischen Versorgung) in Wahrheit gar nicht abtrennbar ist (Hartmann 2020: 174; Haidinger/Knittler 2014: 117). *Drittens* führt die Tatsache, dass immer mehr Beschäftigten im Care-Sektor nicht existenzsichernd sind, dazu, dass der hier erzielte Lohn die Kosten für die eigene Reproduktion (und die der Kinder und Abhängigen) nicht mehr deckt. Die prekariert Beschäftigten sind dazu gezwungen, sich unter dem notwendigen Reproduktionsniveau zu reproduzieren. Dies gelingt meist mit Unterstützung der unentgeltlichen Arbeit anderer Frauen, die dem Arbeitsmarkt damit wiederum nur teilweise zur Verfügung stehen. Dieser Punkt ist wichtig, weil er auch für die Reproduktion anderer prekariert arbeitender ArbeitnehmerInnen gilt: Nicht Letztere sind

es, die die Kosten für die Reproduktion tragen müssen, sondern jene – vorwiegend Frauen –, die sie weiterhin ermöglichen (Soiland 2019: 101).

Die strukturelle Schlechterstellung liegt daher daran, dass für den care-ökonomischen Sektor auch bei maximal möglicher Steigerung der Arbeitsproduktivität gerade nicht gilt, dass die gesellschaftlich notwendigen Arbeiten (auch bei steigendem Lebensstandard) weniger werden: „In Realität aber driften die Arbeitsproduktivitäten in den verschiedenen Bereichen des Wirtschaftens auseinander und führen zu einem immer grösseren Aufwand an arbeitsintensiven Tätigkeiten“ (Madörin 2013: 131; vgl. dazu auch Federici 2012: 77). Hier kommt etwas ins Rollen, das schon allein deshalb für die Beteiligten weder ein- noch vorhersehbar ist, weil der Maßstab die Logik der Güterproduktion ist. Care-Arbeit „hat wirtschaftstheoretisch nie interessiert“ (Madörin 2013: 131) und die traditionelle Wirtschaftswissenschaft zeigt sich gegenüber dem Geschlechterverhältnis „stumm, taub und blind“ (Haidinger/Knittler 2014: 7).

Der Vorschlag der feministischen Ökonomie, bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit mit dem gemeinsamen Begriff der ‚Care-Ökonomie‘ bzw. ‚anderen Ökonomie‘ zu fassen (Madörin 2017: 40), will dem Umstand Rechnung tragen, dass die im heutigen Care-Sektor stattfindende Prekarisierung aufs Engste mit der (ansteigenden) unbezahlten Sorgearbeit zusammenhängt. Diese ‚andere Ökonomie‘ analysiert Tove Soiland (2019: 100f., 2018b) mit dem Konzept der ‚neuen Landnahme‘, das in der internationalen marxistischen Diskussion heute eingesetzt wird, um die Zunahme an Ausbeutungsformen jenseits der Mehrwertakkumulation zu erfassen. Die ‚andere Ökonomie‘ stellt – wie wohl bisher in der marxistischen Theorie nicht auf diese Weise thematisiert – eine solche Ausbeutungsform dar. Sie wird trotz teilweiser Überführung in die Lohnförmigkeit von der gegenwärtigen kapitalistischen Produktionsweise laufend als prekariertem Bereich hervorgebracht, der mit nichtkapitalistischen Subsistenzformen verbunden ist und der genau aufgrund dieser Struktur einer Überausbeutung ausgesetzt ist. Damit erachtet Soiland nicht länger Kapital und Arbeit als den generellen Widerspruch kapitalistischer Gesellschaften. „[D]er neue Widerspruch [verläuft] heute vielmehr zwischen dem wertschöpfungsschwachen und dem wertschöpfungsstarken Sektor resp. zwischen den Personengruppen, die jeweils darin beschäftigt sind“ (Soiland 2018b: 100). Dieser neue Widerspruch, oder anders gesagt, die intensivierete Ausplünderung der sozialen Reproduktion, ist der zentrale Hintergrund für neue Verteilungskämpfe und für die Entstehung neuer ethnisierter Klassenverhältnisse zwischen Frauen (Haidinger/Knittler 2014: 120ff.; Soiland 2012: 12; Hartmann 2020: 87).

In diesen Analysen drängt sich nun die Frage auf, wie die ungebrochene Verantwortungsübernahme für jene Tätigkeiten, „die traditionellerweise von Frauen geleistet worden sind“ (Federici 2012: 28), heute zu verstehen ist. Die fortgesetzte Einbindung in die Care-Ökonomie, mit der gesamtgesellschaftlich gerechnet wird, lässt sich sicherlich nicht als rein ökonomischer Zwang lesen. Allerdings, so die hier formulierte These, besitzen die Gendernormen des Fordismus im heutigen Arrangement kaum mehr ihre Zweckmäßigkeit. Traditionelle Identitätsangebote, die etwa hingebungsvolle Weiblichkeit und fürsorgliche Mütterlichkeit propagieren, konterkarieren eher, was das postfordistische Care-Arrangement benötigt. Nicht die Abgrenzung bzw. Ergänzung zur männlichen Identität oder die Kanalisierung und Normierung sexueller Orientierungen erweisen sich als dienlich, sondern die vermeintlich „geschlechtsneutrale

Bühne“ (Hartmann 2020: 199) der marktvermittelten Existenz: „Die Marktzentriertheit neoliberaler Wohlfahrtsregime re-formiert nämlich zunächst alle Bürger gleichermaßen als autonome und geschlechtslose Marktteilnehmer, die als unabhängige Individuen die Welt bevölkern und nur als solche in den Genuss staatlicher Aufmerksamkeit gelangen“ (Soiland 2009: 43). Die hinter der neutralen Erwerbsidentität verborgenen und wenig geschlechtsneutralen Unvereinbarkeiten entfalten ihre Machtwirkung dadurch, dass sie in das Selbstmanagement jeder Einzelnen verlagert werden. Dabei wird der gesamtgesellschaftliche Widerspruch, der aus der kapitalistischen Produktion und den Anforderungen der sozialen Reproduktion resultiert, deutlich effektiver in ein Privatproblem verwandelt, als es normative und auf der naturalisierten Geschlechtsidentität basierende Anrufungen gewährleisten könnten: „In diesem Sinn generiert das Geschlechterregime des Neoliberalismus Geschlechterpraktiken, die diese Widersprüche auf individueller Ebene auszubalancieren erlauben“ (Soiland 2009: 46).

3 Postödipale Gesellschaft: Subjektivierung und Genießen im Spätkapitalismus

Wie lässt sich ausgehend von den skizzierten ökonomietheoretischen Überlegungen die subjektivierende Geschlechterideologie der Gegenwart formulieren? Das bestimmende Moment der ideologischen Einbindung, so die von Soiland und Hartmann verfolgte These, liegt möglicherweise nicht mehr auf der Ebene der Ideale oder Vorbilder, sondern auf der *Ebene des Genießens*. Die Überlegungen des Lacanmarxismus zur zeitgenössischen Subjektivierung dienen ihnen dazu, die Verknüpfung von Kapitalismus und Geschlechterhierarchie auf neue Weise zu denken.

3.1 Befunde des Lacanmarxismus zur spätkapitalistischen Subjektivierung

In Ergänzung zu Subjektivierungsforschungen, die starke Impulse aus dem Werk von Michel Foucault beziehen (Reckwitz 2017), denkt der Lacanmarxismus Subjektivierung in engem Bezug auf die Konstituierung des *unbewussten Begehrens*. Er erkundet, was jene Subjektivierung abgelöst hat, die über das (väterliche) Verbot, über Verzicht und Gehorsam operierte. Konstatiert wird dabei ein *Gestaltwandel des Über-Ichs*, der die spätkapitalistische Subjektivierungsweise kennzeichnet: Die Über-Ich-Instanz vertritt im Subjekt nicht länger die Gesetze der väterlichen Autorität, sondern steht für ein inneres Gebot, das eigene Genießen zu maximieren. Dies verändert den unbewussten Bezug des Subjekts zum Genießen grundlegend und ermöglicht heute, so die These, eine weitgreifende Einbindung in Herrschaft.

Die Voraussetzungen für die Neugestaltung des Verhältnisses von Subjekt und Genießen wurden historisch mit der Durchsetzung des Kapitalismus geschaffen (Tomšič 2019: 9; McGowan 2022: 363), aber erst im „kapitalistischen Realismus“, wie Mark Fisher (2020) die Epoche nach 1989 nennt, findet der „Imperativ des Genießens“ (Frühauf/Hartmann 2022: 9) ungebremste Verbreitung. Dass das Genießen zu einer sozialen Pflicht geworden ist (Zupančič 2022: 202) – was nicht mit Hedonismus zu verwechseln ist –, verschaltet Intimität und Herrschaft auf völlig neue Weise. Um diesen

Wandel nachzuvollziehen, ist das Verhältnis von Subjekt und Genießen wichtig, wie Lacan es in seinem Spätwerk formuliert.

Für den späten Lacan entsteht das Subjekt am Ort der Grenze von Sprachlichkeit, als Korrelat eines Genießens, das gemeinsam mit der Sprache auftaucht (Zupančič 2020: 82, 116). Als sprechendes Wesen ist das Subjekt von der Möglichkeit eines *vollumfänglichen* Genießens getrennt, insofern jeder Zugang zu Befriedigung auf Zeichenbausteine (Signifikanten) angewiesen ist. Lacan nennt dies ‚symbolische Kastration‘. Dennoch aber gibt es für das sprechende Wesen ein Genießen – zwar nie unmittelbar und vollumfänglich, aber immer wieder, im Vorübergehen, oftmals unerwartet, in besonderen Momenten. Dieses Genießen ist möglich, weil der Signifikant nicht alles einfangen kann, weil er mit einer Lücke einhergeht, mit einem ‚Rest‘ oder ‚Überschuss‘. Dieses nicht im Symbolischen Umfasste, das Lacan ‚real‘ nennt, wird zum Träger eines Phantasmas, das sich auf die (immer schon) verlorene Ganzheit bezieht. Der sprachliche Einschnitt lässt ein ‚Objekt‘ entstehen, das nicht greifbar oder dinghaft ist, sondern das phantasmatisch jenen Spalt ausfüllt, der das Subjekt von seinem Genießen trennt. Lacan nennt es *Objekt a*, es steht für ‚die letzte irreduzible Reserve der Libido‘ (Lacan 2016: 138). Objekt a kompensiert die Unmöglichkeit des Nichtgespaltenseins durch die *nachträgliche* Fantasie eines ‚angeblich allumfassenden Urzustandes‘ (Soiland 2018a: 103) und ist damit im Wesentlichen ein Platzhalter, der Genießen verspricht (Israël 2002: 72). Das ‚Reale‘ hat sehr konkrete Auswirkungen auf unsere Realität, insofern Objekt a als ‚Ursache des Begehrens‘ (Lacan 2016: 131) fungiert und ihm eine Richtung gibt (Soiland 2022: 23).

Auf dieser Grundlage wird Genießen (Objekt a) für den Lacanmarxismus zu einer wichtigen gesellschaftstheoretischen Bezugsgröße. Denn das Verhältnis zu Objekt a ist nicht ahistorisch, sondern stets gesellschaftlich ausgestaltet. Subjektivierung – im Sinne jenes gesellschaftlichen Prozesses, den Reckwitz die unumgängliche (Selbst-)Unterwerfung unter ‚bestimmte[] Schemata und Matrizen‘ (Reckwitz 2017: 126) nennt – kann nun dahingehend ausgeleuchtet werden, wie die historisch vorherrschende Form der sozialen Autorität jeweils das Genießen (den Zugang zu Objekt a) orchestriert. In der Verbots-gesellschaft (der alten ödipalen Ordnung) zielen autoritäre Vaterfiguren als Repräsentanten der sozialen Autorität auf Unterordnung und Triebverzicht: Sie verfügen in Form der (unbegründeten) Letztgültigkeit,² dass und wie wir unser Genießen zugunsten gesellschaftlicher Regeln einschränken sollen. In der postödipalen Gesellschaft verliert diese Form der Autorität ihren Rückhalt als gesellschaftliches Ideal. An die Stelle des Machtwortes tritt ein Wissen, das uns von ExpertInnen nahegebracht wird. Dieses Wissen macht die Subjekte mit den Wirkungen ihrer Handlungen vertraut, auf deren Basis sie eine Letztentscheidung zu treffen haben. Dass es sich als äußerst schwierig erweist, sich gegen diese Form der Autorität aufzulehnen, hat nicht zuletzt damit zu tun, wie sie das Verhältnis von Subjekt und Genießen umgestaltet. Sie steht unserem Genießen gerade *nicht* im Weg, sondern sie stellt Anleitungen zur Verfügung, wie wir es auf optimale Weise verwirklichen können. Objekt a ist nicht mehr verboten, sondern mit der richtigen Handhabung erreichbar.

2 Ich verkürze die Debatte hier bedeutend, insofern der Vater als Autoritätsfigur letztlich seit Anbruch der Moderne ‚im Untergang begriffen‘ ist, wie alle psychoanalytischen Zeitdiagnosen betonen.

In diese Form der Subjektivierung ist die Vorstellung eingelagert, dass das Genießen zielstrebig anvisiert und aus eigener Kraft sichergestellt werden kann. Sie *räumt die Unmöglichkeit aus dem Weg, die das Subjekt stets und notwendigerweise vom vollen Genießen trennt*. Was damit für inexistent erklärt wird, ist die ‚symbolische Kastration‘. Das Expertenwissen wird zum Motor einer strengen Über-Ich-Instanz im Subjekt, die das Genießen befiehlt und das unvermeidliche Scheitern sanktioniert (McGowan 2022: 390). Daher nennt Žižek (2010: 513) dieses Über-Ich böartig, ja sadistisch, denn wiewohl seine Forderungen unerreichbar sind, kann das Subjekt sein Versagen niemand anderem als sich selbst zurechnen. An der Schwelle zum Neoliberalismus, so lässt sich dieser Befund zusammenfassen, wird nicht nur der autoritäre Vater entsorgt, sondern auch die Schranke, die das Subjekt von Objekt a trennt. Die Tilgung der Störgeräusche bei der Verwirklichung des Genießens ruft eine neue, unerbittliche Form der Herrschaft auf den Plan, die die Erfordernisse der spätkapitalistischen Produktionsweise auf optimale Weise abstützt (McGowan 2022: 386).

3.2 Geschlechterideologie in der postödipalen Gesellschaft

Das Denken der sexuellen Differenz setzt bei Objekt a an, um den Lacanmarxismus geschlechtertheoretisch zu erweitern. Die Kernannahme ist, dass dieses magnetisierende, phantasmatische Objekt, auf das sich das Begehrenssubjekt bezogen findet, eine geschlechtliche Signatur trägt, die als Schlüssel für die Beharrungskraft der Geschlechterhierarchie angesehen werden muss.

3.2.1 Der Körper der Mutter

Es ist Tove Soilands These, dass Objekt a sowohl in der ödipalen als auch in der postödipalen Konstellation phantasmatisch um den Körper der Mutter kreist. Während die gesellschaftlichen Umbrüche, wie vom Lacanmarxismus beschrieben, die *Parameter des Zugangs* zu diesem Objekt verändert haben, ist das darin eingelagerte Mutterphantasma unangetastet geblieben. Anders ausgedrückt: Die postödipale Gesellschaft hat das Phantasma des Ödipalen nicht aufgeklärt, sondern umgeformt und auf Dauer gestellt.

Im ödipalen Szenario kommt dem Vater die Funktion zu, zwischen Mutter und Kind zu treten, die Dyade zu ‚triangulieren‘, damit sich das Kind aus der engen Bindung lösen kann. Die Untersagung des Körpers der Mutter subjektiviert das kindliche Begehren: Jetzt kann es sich auf andere, außerfamiliäre Liebesobjekte richten (Freud 1972; Lacan 2006: 187f.). In anderen Worten: Der Triebverzicht, den der Vater als Eintrittspreis in die Gesellschaft verlangt, ist zuallererst der Verzicht auf den Zugang zum Körper der Mutter.

Soiland betont, dass bereits in die ödipale Subjektivierung (und nicht erst in die postödipale) eine Verschleierung der ‚symbolischen Kastration‘ eingebaut ist – und diese Umgehung setzt ein geschlechterhierarchisches Getriebe in Gang. Denn der Vater verbietet hier etwas, das auch ohne ihn versperrt ist: Der Körper der Mutter ist unverfügbar, weil sie ein eigenes Subjekt ist, das – auch bei bestmöglicher Umsorgung – keine dauerhafte Befriedigung bereitstellen kann. Im ödipalen Szenario geht es aber gar nicht um die Auseinandersetzung mit dieser (schmerzlichen) Leerstelle, die Subjekte vonein-

ander trennt. *Nicht der Signifikant, sondern das väterliche Verbot setzt hier die ‚symbolische Kastration‘ ins Werk*, und zwar im Zuge der Ersetzung der mütterlichen Welt durch die väterlich-gesellschaftliche Ordnung. Dies verschiebt das ‚Weiblich-Mütterliche‘ in einen nichtrepräsentierbaren, konturlosen Ort. Das Subjekt ist fortan in ständiger Gefahr, durch diesen verlorenen Sehnsuchtsort aus der (symbolischen) Bahn geworfen zu werden und in eine nichtsprachliche Symbiose zurückzufallen. Das Kernphantasma des Ödipalen sollte darin gesehen werden, dass der Zugang zur Mutter als *grundsätzlich möglich* erscheint – wenn der Vater ihn nicht verstellen würde. Man müsste also sagen – und so liest Soiland Luce Irigaray –, dass die ödipale Konstellation zwar das Subjekt qua Verbot von seinem Genießen trennt, den sprachlich induzierten Verlust damit aber gerade umgeht, insofern der Körper der Mutter phantasmatisch zugänglich bleibt: „Auch wenn Lacan selbst oder jedenfalls die Lacanianer das so nicht sagen (würden), ist es doch das, was sich feministisch betrachtet sagen lässt. Das Objekt klein *a* ist eine Art Wiederverkörperung dieses Phantasmas, dessen ‚Fleisch‘ der quasi frei zugängliche Körper der Mutter wäre“ (Soiland 2023: 157).

Während die Abdankung des Vaters, zu der nicht zuletzt die Frauenbewegung maßgeblich beigetragen hat, zweifellos zu Freiheitsgewinnen geführt hat (Dominijanni 2022: 392), wird der ‚Ort der Mutter‘ davon auf höchst ambivalente Weise erfasst. Er wird nicht zum Gegenstand gesellschaftlicher Reflexion und Bearbeitung, sondern bleibt jene ‚dunkle Landschaft‘, „wo jegliche Symbolisierung fehlschlägt, [...] wo uns die Worte fehlen“ (Hattinger-Allende 2019: 12). Als phantasmatische Genussmaterie erfährt er zugleich eine ‚Demokratisierung‘ und ‚Liberalisierung‘: Der Körper der Mutter ist nicht länger vom Vater verstellt und steht heute allen – auch Frauen – offen (Soiland 2018a: 107f., 2023: 164f.).

Soilands Gedanke ist hier, dass Frauen heute dazu eingeladen sind, am Phantasma des (zugänglichen) Genießens vollgültig teilzuhaben. Die postödipale Gesellschaft gewährt ihnen eine Subjektposition – deren Genussmaterie sie jedoch weiterhin verkörpern. Diese paradoxe Positionierung nennt sie daher ‚selbstkannibalistisch‘ (Soiland 2018a: 113).

3.2.2 Krise der Sorge als Abweisung von Angewiesenheit

Mit Blick auf das mütterliche Phantasma lässt sich neu beleuchten, wie die Einbindung von Frauen in die gegenwärtigen Sorgeverhältnisse zu erklären ist. Wenn es bei der Sorge, wie Anna Hartmann argumentiert, nicht primär um die Produktion von Marktwerten, sondern um die ‚Produktion des Lebens‘ geht, dann bedeutet dies, dass Sorge immer Spuren der Angewiesenheit des Menschen als notwendige Voraussetzung für jedes Subjekt umfasst. Auf andere angewiesen zu sein konfrontiert das Subjekt „mit einer Unmöglichkeit – die Beziehung ist unverfügbar und begrenzt. Bezogen auf Sorge verweist Angewiesenheit auf eine konstitutive Asymmetrie. Eine/r sorgt, eine/r ist auf die Sorge der Sorgenden angewiesen. Zugleich ist eine unmittelbare Befriedigung der Sorge-Bedürfnisse unmöglich. Die Sorge-Beziehung unterliegt einer unüberbrückbaren Differenz“ (Hartmann 2020: 12).

Umgeht die ödipale Subjektivierung die Erfahrung der Abhängigkeit durch die Zurückweisung der mütterlichen Bindung, so erhält sie auch im postödipalen Szenario

rio keinen Raum. Der technisch-wissenschaftliche Zugriff auf den mütterlichen Körper zeigt vielmehr eine Radikalisierung an. Die Neugestaltung der Schwangerschaft ist Hartmanns Beispiel, um dies zu verdeutlichen. Bildgebende Verfahren und pränatale Untersuchungspraktiken haben das ‚Schwangergehen‘ in einen objektivierten und rationalisierten Zustand verwandelt und das „leiblich-körperliche und sinnliche Erleben sowie die psychische Erfahrung [...] hinter diagnostisch medizinischen Bestimmungen“ (Hartmann 2020: 191) verschwinden lassen. Es ist das *Schwinden der Unverfügbarkeit*, das für Hartmann den Übergang zur postödpalen Konstellation charakterisiert:

„Das Ödipale als spezifische Form der Verarbeitung dieser Angewiesenheit lässt die Bindung an den Körper der Mutter als unmittelbare und ungetrennte erscheinen und reduziert sie auf einen biologischen Prozess. Im Post-Ödipalen wird diese Bedeutung, insofern sie nun als medizinisch und technisch steuerbare und regulierbare Verbindung phantasiert wird, potenziert“ (Hartmann 2020: 188).

Hartmann versteht dieses Geschehen *als gesellschaftliche Strukturlogik* und verdeutlicht damit, warum der Verknüpfung von Sorge und Geschlecht weder das Einbeziehen von Männern/Vätern in Sorgeverpflichtungen noch die Einladung von Frauen/Müttern in die bestehende Ordnung nachhaltig entgegenwirken kann. Denn bisher ruht diese Ordnung auf der Abweisung von Angewiesenheit und Sorge, die zu einer ständigen Erneuerung des mütterlich-weiblichen Phantasmas führt. Dieses Mütterlich-Weibliche ist weniger eine Rolle, Identität oder ein symbolischer Platz, sondern das, was aus dem Symbolischen herausfällt: Objekt a als mütterlich-phantasmatische Ausgestaltung einer unüberbrückbaren Differenz. Im Bereich der Sorgearbeit steht das von Hartmann herausgearbeitete Beziehungsmoment für diese ‚Negativität‘, die sich nicht rationalisieren oder verkürzen lässt. Das Unvorhergesehene, Zeitraubende und ‚Menschelnde‘ zeugt von einer Unverfügbarkeit, die das wissens- und technologiebasierte Sorgemanagement auszuradieren sucht. Das Scheitern in den Versuchen, die Unmöglichkeit zu tilgen, wird dadurch kaschiert, dass dieser Überschuss als unsichtbare Gratisarbeit angeeignet wird. Die Einbindung von Frauen in den Sorgebereich findet daher heute auf eine Weise statt, die auf althergebrachte Genderbilder verzichten kann und in ihrer Ungreifbarkeit kaum mehr der Kritik zugänglich ist.

4 Warum der Kampf gegen die Zweigeschlechtlichkeit den Kapitalismus nicht besonders stört

Das Denken der sexuellen Differenz formuliert heute eine deutlich anders akzentuierte Kapitalismuskritik, als sie mit den Werkzeugen gender- und queertheoretischer Ansätze verfolgt wird. Es verortet das Getriebe der spätkapitalistischen Geschlechterhierarchie in einer *eingeschlechtlichen Tiefenstruktur*, die sich im „Jenseits der Anrufung“ (Dolar 1991) abspielt: im Zuge der Herstellung eines männlich konstituierten Begehrenssubjekts und seiner mütterlich-weiblichen Genussmaterie. Dieses Mütterlich-Weibliche lässt sich nicht als ‚anderes Geschlecht‘ verstehen, es ist vielmehr der phantasmatische Garant für die Überwindbarkeit der Dezentrierung im Subjekt. Wenn diese feministische Theorie hier ansetzt, um die ‚Weiblichkeit der Sorge‘ zu denken, so deshalb, weil die Verelendung der Sorgeverhältnisse den Preis für die Illusion, Abhän-

gigkeit über die Verfügbarkeit des Weiblich-Mütterlichen zu neutralisieren, am deutlichsten zum Ausdruck bringt.

Die Kritik der Zweigeschlechtlichkeit als binärer, heteronormativer Ordnung hebt diesen vergeschlechtlichten kapitalistischen Widerspruch nicht aus den Angeln. Denn nicht die Tatsache als solche, dass es geschlechtersegregierte Räume oder Arbeitsbereiche gibt oder geben kann, treibt die hierarchischen Effekte hervor, sondern der ganz anders gelagerte Umstand, wie die traditionellen Arbeitsbereiche von Frauen neu ausgestaltet wurden. Die Schlechterstellung und Überlastung von Frauen verdankt sich heute dem Umstand, dass sie als die in diesen Bereichen weiter Tätigen die Unmöglichkeit schultern sollen, Sorgearbeit als marktähnliches Verhältnis zu leisten.

Es hat zweifellos mit etwas Althergebrachtem zu tun, dass es bis heute Frauen sind, die den Löwenanteil der Sorgetätigkeiten übernehmen. Dieses Althergebrachte ist die historische Verknüpfung von Frauen mit dem „Reich der Abhängigkeit“ (Soiland 2015: 124), um das es in der Care-Ökonomie immer auch geht. Zum Problem wird dieses Reich durch die *gesellschaftliche Abweisung des Umstands der Angewiesenheit*. Das hochbesetzte Phantasma des Mütterlich-Weiblichen ist eine Schiefheilung, die auch dann fortwirkt, wenn traditionelle Gendernormen an Überzeugungskraft verlieren. War dieses Phantasma im ödipalen Szenario als verlorenes Gut aufbewahrt, so persistiert es gegenwärtig im Bestreben, Abhängigkeit und Getrenntsein durch die Vermarktlichung umgehen zu können. Diese Lösung perpetuiert das Versprechen eines verlustfreien Versorgt-, Genährt- oder Geliebtwerdens und umschiffert damit, dass in jeder Liebe, Versorgung oder Nahrung eine Unverfügbarkeit liegt, die als trennendes Moment bestehen bleibt. In diesem Verlust läge daher ein emanzipatorischer Gehalt: Er lässt die Sorgende als Subjekt bestehen.

Wenn das Phantasma des Mütterlich-Weiblichen als (zurückzuweisende) Genderidentität konzeptualisiert wird, resultiert daraus für die feministische Gesellschaftstheorie ein gravierendes Problem: Es wird gerade der *Herstellungsmechanismus dieses Phantasmas*, der nicht auf der Ebene von Normen, sondern auf der Ebene des Genießens liegt, verdeckt. Es verschwindet der zu kritisierende Mechanismus, mit dem der Widerspruch des kapitalistischen Patriarchats den Frauen aufgebürdet wird. Zweifellos erweitert sich diese Problematik für *alle* im Care-Sektor Tätigen, gesellschaftstheoretisch muss sie jedoch im Rückgriff auf die analytische Kategorie „Frauen“ theoretisiert und kritisiert werden. Erst vor diesem Hintergrund kann die Frage, wie die individuelle und soziale Reproduktion des Lebens auf nicht geschlechterhierarchische Weise organisiert werden kann, so gestellt werden, dass sie das Mütterlich-Weibliche nicht erneut befestigt.

Der Fokus auf Identitätsfestschreibungen, gegen die sich jede Einzelne im Dienste ihrer Emanzipation zur Wehr setzen kann und soll, führt darüber hinaus zu zwei weiteren Engpässen: Er kann dem Expertenwissen nichts entgegensetzen, das dem Care-Sektor heute mit Professionalisierungs- und Abgrenzungsforderungen zur Seite steht. Diese neutral und professionell gestaltete Bedürfnisverwaltung sollte jedoch Gegenstand einer breiten Kritik daran werden, dass sie für Abhängigkeit keinen Platz mehr vorsieht. Sie zwingt den Sorgenden eine „zu managende Unmöglichkeit“ auf: „sie sollen aus Abhängigen Kunden machen“ (Soiland 2015: 126). Zum anderen verhindert die Identitätskritik auch eine Frage, die in der klugen Arbeit von Anna Hartmann beharrlich gestellt wird: Gibt es in der Sorgearbeit auch etwas, das Frauen hier suchen, wollen, begehren

oder genießen (z. B. Hartmann 2020: 33, 81)? Diese Frage muss obszön und unter Naturalisierungsverdacht bleiben, solange sie als Frage hartnäckiger Gendernormen gestellt wird. Wenn sie jedoch im Rahmen einer Kritik an der Fantasie des verlustfreien Genießens gestellt wird, dann kann sie sowohl für die Sorgende als auch für das umsorgte Subjekt eine Einlassung ermöglichen, die nicht von „Träumen über die all-mächtige und all-gewährende Mutter [aufgezehrt wird], die der Angst vor ihr und Sehnsucht nach ihr entspringen“ (Hattinger-Allende 2019: 14).

Hier möchte ich abschließend auf Luce Irigaray zurückkommen, die in der Konzeption eines *neutral-menschlichen Subjekts* jene Struktur erkannte, die männliche Subjekte ermächtigt und Frauen als Ausschuss, Spiegel oder Urgrund setzt (Irigaray 1980: 169, 1979: 76). Ihre Frage, „wie Frauen Subjektivität erlangen, ohne in der scheinbaren Neutralität des männlichen Subjekts aufzugehen“ (Krondorfer 2019: 10), oder in anderen Worten, wie der Auslöschung von Spuren der sexuellen Differenz entgegenzutreten sei, plädiert nicht für eine binäre Gendernorm – insofern letztere selbst als klägliche Kaschierung der sexuellen Indifferenz angesehen werden muss. Die Suche gilt einem nicht geschlechterhierarchischen Umgang mit jenem Spalt oder Verlust, der das Subjekt durchzieht. Ökonomietheoretisch gewendet: einer gesellschaftlichen Organisation von Sorge und Abhängigkeit, die nicht auf der Mystifizierung des ‚Weiblich-Mütterlichen‘ beruht.

Der technologiegetriebene Kapitalismus und sein Sekundant, das anonyme Expertenwissen, treiben die Tilgung der historisch im Mütterlich-Weiblichen versteckten Hinfälligkeiten heute mit Nachdruck voran. Insofern ist die „Recheneinheit kapitalistischer Sozialstrukturen“, um eine aktuelle Formulierung von Jule Govrin (2020: 275) aufzugreifen – jedenfalls in der spätkapitalistischen Epoche – keineswegs die Identität. Die Phantasmen des kapitalistischen Genießens benötigen keine stabilen Identitäten. Geschlecht als Herrschaftsmechanismus greift in der aktuellen Logik besonders gut, wenn Frauen als ‚neutrale Subjekte‘ adressiert werden und „nur ihr Scheitern [...] noch auf ihre Geschlechtlichkeit [verweist]“ (Hartmann 2020: 199).

Die *Frage* der sexuellen Differenz – nicht die „Tatsache“ der sexuellen Differenz, wie Susanne Lüdemann (2023: 217) jüngst erinnert – stellt die Kapitalismuskritik auf einen neuen Boden. Wenn die Utopie multipler geschlechtlicher Differenzen mehr sein will als ein erneutes Zudecken der desorientierenden Seinsweise des Subjekts – das bisher zulasten von Frauen ging –, so wäre es die vordringlichste feministische Arbeit, das Phantasma des Weiblich-Mütterlichen aus seiner Funktionalität für das vermeintlich neutrale Begehrensubjekt herauszulösen. Diese Arbeit kann heute nirgendwo anders ansetzen als bei der Entlastung der Sorgenden aus ihrer Bedrängnis und Atemlosigkeit – mit ausreichend Zeit und Ressourcen. Sie hat aber letztlich überall dort einen unschätzbaren Ansatzpunkt, wo Raum erkämpft werden kann für das Unmögliche, das Unpassende, das Unplanbare, für all das, was nur Menschen widerfährt und nur Menschen einander geben können.

Literaturverzeichnis

- Becker-Schmidt, Regina (2011). Verwehrte Fürsorge – ein Krisenherd gesellschaftlicher Reproduktion. Zivilisationskritische Anmerkungen zur ökonomischen, sozialstaatlichen und soziokulturellen Vernachlässigung von Praxen im Feld ‚care work‘. *GENDER*, 3(3), 9–23.
- Beier, Friederike (2023). Für einen materialistischen Queerfeminismus als Theorie und Praxis gegen Patriarchat, Heterosexismus und Kapitalismus. In Friederike Beier (Hrsg.), *Materialistischer Queerfeminismus. Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus* (S. 7–23). Münster: Unrast.
- Dolar, Mladen (1991). Jenseits der Anrufung. In Slavoj Žižek (Hrsg.), *Gestalten der Autorität. Seminar der Laibacher Lacan-Schule* (S. 9–25). Wien: Hora Verlag.
- Dominijanni, Ida (2022). Die unverfügbare Prägung. In Tove Soiland, Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.), *Sexuelle Differenz in der postödpalen Gesellschaft* (Bd. 2, S. 377–406). Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Dück, Julia (2022). *Soziale Reproduktion in der Krise. Sorge-Kämpfe in Krankenhäusern und Kitas*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Dück, Julia & Hajek, Katharina (2019). Editorial: Krisen der Reproduktion. „A woman’s work is never done“ – Soziale Reproduktion in der Debatte. *Prokla*, 49(197), 500–514.
- Federici, Silvia (2012). Die Reproduktion der Arbeitskraft und die unvollendete feministische Revolution. In Silvia Federici, *Aufstand aus der Küche* (S. 21–86). Münster: Edition Assemblage.
- Fiedler, Carolin (2016). Kapitalismus und Geschlechterverhältnisse: (Queer-)feministische Perspektiven auf das Verhältnis zwischen Recht, (National-)Staat, Ökonomie, Politik und heteronormativen Geschlechterverhältnissen. Bericht zur Tagung der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin, 7. und 8. November 2014. *Feministische Studien*, 33(1), 134–136.
- Fisher, Mark (2020 [2009]). *Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?* Hamburg: VSA.
- Fraser, Nancy (2017). Für eine neue Linke. Das Ende des progressiven Neoliberalismus. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, (2), S. 71–76.
- Fraser, Nancy (2018 [engl. 2013]). Krise, Kritik und Kapitalismus. Eine Orientierungshilfe für das 21. Jahrhundert. In Alexandra Scheele & Stefanie Wöhl (Hrsg.), *Feminismus und Marxismus* (S. 40–58). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Freud, Sigmund (1972 [1924]). Der Untergang des Ödipuskomplexes. In Sigmund Freud Studienausgabe, *Sexualleben* (Bd. 5, S. 243–251). Frankfurt/Main: Fischer.
- Frühauf, Marie & Hartmann, Anna (2022). Sexuelle Differenz in der postödpalen Gesellschaft. Eine Einleitung. In Tove Soiland, Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.), *Sexuelle Differenz in der postödpalen Gesellschaft* (Bd. 2, S. 9–52). Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Govrin, Jule (2020). *Begehren und Ökonomie. Eine sozialphilosophische Studie*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Haidinger, Barbara & Knittler, Käthe (2014). *Feministische Ökonomie*. Wien: Mandelbaum.
- Hark, Sabine & Villa, Paula-Irene (Hrsg.). (2015). Anti-Genderismus. *Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript.
- Hartmann, Anna (2020). *Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hattinger-Allende, Sabine (2019). Wider die Politik des Vergessens. Über schmerzhaft Einsichten und verheißungsvolle Versprechen. *aep Informationen*, 2(46), 12–15.
- Henninger, Annette & Birsl, Ursula (Hrsg.). (2020). *Anti-Feminismen. ‚Krisen‘-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?*. Bielefeld: transcript.
- Irigaray, Luce (1979 [frz. 1977]). Macht des Diskurses/Unterordnung des Weiblichen. In Luce Irigaray, *Das Geschlecht das nicht eins ist* (S. 70–88). Berlin: Merve.

- Irigaray, Luce (1980 [frz. 1974]). *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Irigaray, Luce (1989 [frz. 1986]). Die drei Geschlechter. In Luce Irigaray, *Genealogie der Geschlechter* (S. 261–283). Freiburg/Breisgau: Kore.
- Israël, Lucien (2002). Die Übertragung nach Lacan. *Jahrbuch für klinische Psychoanalyse*, (4), 65–79.
- Krondorfer, Birge (2019). „Wenn du dich rührst, störst du ihre Ordnung“. Eine kleine Einführung in das Denken von Luce Irigaray. *aep-informationen*, 46(2), 9–11.
- Lacan, Jacques (2006 [1957–1958]). *Die Bildungen des Unbewussten. Das Seminar, Buch V*. Wien: Turia + Kant.
- Lacan, Jacques (2016 [1962–1963]). *Die Angst. Das Seminar, Buch X*. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Lenz, Ilse; Evertz, Sabine & Ressel, Saida (Hrsg.). (2017). *Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lüdemann, Susanne (2023). Peut-on changer de sexe? Über Transsexualismus und die medizinisch-juridische Konstruktion des Geschlechts. In Susanne Lüdemann & Edith Seifert (Hrsg.), *Jenseits von Ödipus? Psychoanalytische Sondierungen sexualpolitischer Umbrüche* (S. 213–231). Gießen: Psychosozial Verlag.
- Madörin, Mascha (2011). Das Auseinanderdriften der Arbeitsproduktivitäten. Eine feministische Sicht. In Hans Baumann, Beat Ringger, Holger Schatz, Walter Schöni & Bernhard Walpen (Hrsg.), *Gesellschaftliche Produktivität jenseits der Warenform* (Jahrbuch 2011, S. 56–70). Zürich: edition 8.
- Madörin, Mascha (2013). Die Logik der Care-Ökonomie. Annäherungen einer Ökonomin. In Ruth Gurny & Ueli Tecklenburg (Hrsg.), *Arbeit ohne Knechtschaft. Bestandesaufnahmen und Forderungen rund um das Thema Arbeit* (S. 128–145). Zürich: edition 8.
- Madörin, Mascha (2017). Überlegungen zur Zukunft der Care-Arbeit. In Hans Diefenbacher, Benjamin Held & Dorothee Rodenhäuser (Hrsg.), *Ende des Wachstums – Arbeit ohne Ende? Arbeiten in einer Postwachstumsgesellschaft* (S. 31–64). Weimar/Lahn: Metropolis.
- McGowan, Todd (2022). Gegen das Wissen. In Tove Soiland, Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.), *Postödipale Gesellschaft* (Bd. 1, S. 363–406). Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Prokla-Redaktion (2017). Gesellschaftskritik und 150 Jahre Kritik der politischen Ökonomie. *Prokla*, 47(188), 342–347.
- Pühl, Katharina & Sauer, Birgit (2018). Queer-feministische Kapitalismusanalyse. Einleitung. In Katharina Pühl & Birgit Sauer (Hrsg.), *Kapitalismuskritische Gesellschaftsanalyse. Queer-feministische Positionen* (S. 7–20). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Reckwitz, Andreas (2017). Subjektivierung. In Robert Gugutzer, Gabriele Klein & Michael Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie* (S. 125–130). Wiesbaden: Springer.
- Soiland, Tove (2009). Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik. In Sünne Andresen, Mechthild Koreuber & Dorothea Lüdke (Hrsg.), *Gender und Diversity. Albtraum oder Traumpaar?* (S. 35–51). Wiesbaden: Springer VS.
- Soiland, Tove (2012). *Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie*. Zugriff am 13. November 2023 unter www.portal-intersektionalität.de.
- Soiland, Tove (2015). Die Ungreifbarkeit postfordistischer Geschlechterhierarchie. In Katharina Walgenbach & Anna Stach (Hrsg.), *Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen* (S. 115–130). Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Soiland, Tove (2018a). Der Umsturz des Ödipalen. Ein feministisches Dilemma. In Charlotte Busch, Britta Dobben, Max Rudel & Tom David Uhlig (Hrsg.), *Der Riss durchs Geschlecht. Feministische Beiträge zur Psychoanalyse* (S. 95–115). Gießen: Psychosozial-Verlag.

- Soiland, Tove (2018b). Soziale Reproduktion und neue Landnahme. Ein feministischer Zugang. *Widersprüche*, 38(150), 85–110. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-77020-2>
- Soiland, Tove (2019). Ökonomisierung – Privatisierung. Die verdeckte Unterseite neoliberaler Restrukturierungen und ihre Implikationen für die Geschlechterforschung. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 95–104). Wiesbaden: Springer.
- Soiland, Tove (2022a). Genießen als Faktor des Politischen – psychoanalytische Zugänge zur Gegenwart. Eine Einleitung. In Tove Soiland, Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.), *Postödipale Gesellschaft* (Bd. 1, S. 9–49). Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Soiland, Tove (2022b). Sexuelle Differenz. Feministische Rückfragen an eine merkwürdige Rezeptionsgeschichte. In Tove Soiland, *Sexuelle Differenz. Feministisch-psychoanalytische Perspektiven auf die Gegenwart* (S. 292–248). Hrsg. von Anna Hartmann. Münster: Unrast.
- Soiland, Tove (2023). Das unsichtbare Residuum patriarchaler Macht in der postödipalen Gesellschaft: Das Phantasma des mütterlichen Körpers. In Gabriele Sorgo (Hrsg.), *Starke Ordnungen und das schwache Geschlecht. Herstellung weiblicher Unsichtbarkeit* (S. 147–168). Weinheim: Beltz.
- Soiland, Tove; Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.). (2022a). *Postödipale Gesellschaft* (Bd. 1). Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Soiland, Tove, Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.). (2022b). *Sexuelle Differenz in der postödipalen Gesellschaft* (Bd. 2). Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Tomšič, Samo (2019). *The Labour of Enjoyment. Towards a Critique of Libidinal Economy*. Berlin: August Verlag.
- Truman, Andrea (2018). Von der Dekonstruktion der Identität hin zu ihrer Verfestigung. Eine Auseinandersetzung mit Judith Butler und ihren Adept*innen. In Friederike Beier, Lisa Yahodhara Haller & Lea Haneberg (Hrsg.), *Materializing Feminism. Positionierungen zu Ökonomie, Staat und Identität* (S. 119–188). Münster: Unrast.
- Žižek, Slavoj (2010 [1999]). *Die Tücke des Subjekts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Zupančič, Alenka (2020). *Was ist Sex? Psychoanalyse und Ontologie*. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Zupančič, Alenka (2022). Wenn sich Mehr-Genießen und Mehrwert treffen. In Tove Soiland, Marie Frühauf & Anna Hartmann (Hrsg.), *Postödipale Gesellschaft* (Bd. 1, S. 175–205). Wien, Berlin: Turia + Kant.

Zur Person

Barbara Grubner, Dr., Universität Wien, Sozialwissenschaftlerin, Psychoanalytikerin in Ausbildung unter Supervision (APLG Linz). Arbeitsschwerpunkte: feministische Theorie, Denken der sexuellen Differenz, psychoanalytische Kulturtheorie.

Kontakt: Herbeckstraße 92/7, 1180 Wien, Österreich

E-Mail: barbara.grubner@univie.ac.at

Anne Fleig, Sigrid Nieberle

Wo stehen wir? Und wohin gehen wir? Eine E-Mail-Korrespondenz über Feminismus, Literatur und Gender

Zusammenfassung

In einem persönlichen und lockeren E-Mail-Wechsel skizzieren die Autorinnen aktuelle Entwicklungen der literaturwissenschaftlichen Gender Studies, die sich im Hinblick auf manche interdisziplinäre und anerkennungspolitische Kontexte derzeit abzeichnen. Zwei Aspekte treten als zentrale Themen zutage: Zum einen sind sich die Autorinnen einig, dass sich der Feminismus weiterhin als streitbar erweisen sollte; zum anderen arbeitet eine merkliche Tendenz des Polarisierens und Vereindeutigens (von geschlechtlicher Identität, von ideologischen Positionen, von Identitätsbekenntnissen) gegen die Schreibweisen der Literatur, die ihren Leser*innen stets rhetorisch wie ästhetisch motivierte Ambiguitäten zumutet. Beiden Tendenzen lässt sich nur mit Offenheit und Bereitschaft zum Dialog begegnen.

Schlüsselwörter

Feminismus, Identität, Gegenwartsliteratur, Literaturwissenschaft, Gender Studies

Summary

Where do we stand? Where are we heading? An exchange of emails about feminism, literature and gender

In a personal and informal email exchange, the authors outline current developments in literary gender studies that are emerging in relation to some interdisciplinary and recognition policy contexts. The central themes are twofold: First, the authors agree that feminism should continue to be controversial; second, a noticeable tendency (on the part of gender identity, ideological positions and affirmations of identity) to polarize and equivocate against literary writing styles, given that literature always imposes rhetorically and aesthetically motivated ambiguities on its readers. Both tendencies can only be countered by means of openness and a willingness to engage in dialogue and discourse.

Keywords

feminism, identity, contemporary german literature, literary studies, gender studies

Montag, 29. Januar 2024

Betreff: Gender wird 15

Liebe Anne,

die Zeitschrift *GENDER* feiert 2024 ihr 15-jähriges Jubiläum. Die Herausgeber*innen wünschen sich zu diesem Geburtstag ein Sonderheft, das eine Standortbestimmung der aktuellen Gender Studies versucht. Das Heft soll ein disziplinäres Spektrum auf-fächern, aus dem bisherige Forschungserträge sowie derzeit dringliche Probleme hervorgehen.

Als Literaturwissenschaftlerinnen haben wir sicherlich eine spezifische Perspektive auf den Stand der Dinge in den Gender Studies. Es würde mich sehr freuen, wenn wir uns darüber per E-Mail austauschen und in einen Dialog eintreten wollen, der sowohl den Blick zurück erlaubt als auch Dringliches und Künftiges benennt.



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Als Erstes würde mich interessieren, wie Du den neuerlichen Ruf nach dem eindeutigen Körper und der Faktizität des biologischen Geschlechts einschätzt. Die Literaturwissenschaften sind davon doch in anderer Weise betroffen als etwa die Soziologie, da wir es immer schon mit Fiktion, Phantastik, Dramatisierung zu tun haben und meistens in alternativen Welten unterwegs sind. Welche Rolle spielen Deiner Einschätzung nach die aktuelle Literaturproduktion, aber auch der Literaturbetrieb und die Literaturwissenschaften für diese Entwicklungen? Damit zusammenhängend könnte ich auch fragen, wie Du auf die letzten Jahrzehnte zurückblickst, in denen Körperbilder stark kritisiert, ja mitunter im expliziten Bezug auf gendertheoretische Debatten auch dekonstruiert wurden. Die Literaturwissenschaften haben – insbesondere in der Auseinandersetzung mit der Philosophie, Theologie und Kultursemiotik – seit den 1970er-Jahren immer wieder problematisiert, wie über Körperkonzepte, leibliche Erfahrung und Geschlecht überhaupt gesprochen und geschrieben werden kann, ohne einem sprachlich naiven Positivismus zu verfallen. Die gegenwärtig mitunter sehr lauten Rufe, Geschlecht kategorisch wieder vereindeutigen zu wollen und gerade nicht dessen situative Irrelevanz angemessen in Betracht zu ziehen, irritieren mich als Wissenschaftlerin wie persönlich in hohem Maße. Sie widersprechen außerdem dem komplexen fachwissenschaftlichen Stand zu Intersexualität und Transidentität, den Anthropologie, Medizin, Biologie und Psychologie dazu inzwischen erarbeitet haben. Hat nicht auch die Literatur, sofern sie nicht systemisch als Propaganda missbraucht wird, einen erheblichen Anteil daran, die strengen Kategorisierungen und die Kontrollmechanismen der Disziplinarmacht zu diskutieren, zu kritisieren und Alternativen anzubieten?

Für heute herzliche Grüße!

Sigrid

Dienstag, 30. Januar 2024

Liebe Sigrid,
wie schön, von Dir zu hören! Vielen Dank für Deine Fragen, ja, lass uns diesen E-Mail-Austausch versuchen, denn das neuerliche ‚Unbehagen der Geschlechter‘, das wir offenbar beide spüren, lässt sich vielleicht im Austausch am besten fassen, möglicherweise sind Austausch, Dialog und Auseinandersetzung sogar schon ein Ansatzpunkt, um der von Dir festgehaltenen Tendenz zur Vereindeutigung entgegenzutreten.

Als ich gestern Deine E-Mail las, habe ich Deinen Punkten spontan zugestimmt, nach einmal überschlafen möchte ich Dich aber doch fragen, wer ruft denn da und nach was genau? Ist es nicht gerade aus der Sicht der Literatur so, dass sich die Stimmen auffällig mehren, die aus ganz unterschiedlichen Perspektiven für Uneindeutigkeit und Zwischentöne plädieren? Gerade las ich Yoko Tawadas Bamberger Poetikvorlesung mit dem schönen Titel *Eine Zungengymnastik für die Genderdebatte*, die genau die von Dir betonte „situative Irrelevanz“ von Geschlecht hervorhebt. Sie liefert verschiedene Beispiele aus der Kunst- und Literaturgeschichte für uneindeutige Körper und Positionen.

Auch ganz andere Texte fallen mir ein: sei es *Blaue Frau* von Antje Rávik Strubel, sei es *Identitti* von Mithu Sanyal oder auch ein so herausfordernder Roman wie *Muna oder Die Hälfte des Lebens* von Terézia Mora. Alle setzen sich auf höchst unterschiedli-

che Weise mit dem Sprechen, mit Körperlichkeit und Ver(un)eindeutigung auseinander. Das gilt, um vielleicht noch ein weiteres, sehr dialogisches Beispiel zu nennen, auch für das hochinteressante neue Zeitschriftenprojekt *Delfi*, ein Magazin für neue Literatur, das ebenfalls Zwischentöne, Uneindeutigkeiten, auch Unsicherheiten stark macht. Ich finde das bemerkenswert und verstehe das als Einspruch, als Möglichkeit anderer Perspektiven. So gesehen behauptet sich die Literatur als Möglichkeitsraum, der auch Unmögliches zulässt oder in der Schwebelage hält.

Allerdings gebe ich zu, dass die genannten Autorinnen offenbar auch ein Unbehagen verspüren und vielleicht gerade deshalb diese Texte geschrieben haben. Genau und gerade deshalb ist es mir aber auch sehr wichtig, den Möglichkeitssinn ihres literarischen Schreibens zu betonen.

Wenn ich an Tawadas Titel denke, dann wird für mich sichtbar, was Du vielleicht im Sinn hattest, nämlich, dass sich ‚Gender‘ weiter denn je von einer Konzeption als kritische Kategorie entfernt hat. Als solche meint sie ja selbst immer schon eine diskursive Konstruktion, eine Zuschreibung, mithin eine Debatte. Heute erscheint Gender dagegen oft als ein Gegenstand, ein Objekt oder eben auch ein Körper – die Vorstellung, sich sein Gender zu wählen, meint, sich einen Körper zu wählen, fast wie aus einem Katalog, Tawada nennt in diesem Zusammenhang beispielsweise die diversen neuen Körper der ‚Barbiekultur‘. Das sind faktisch neue Wahlmöglichkeiten, aber keine Möglichkeitsräume. Sie hegen ein, was offen bleiben könnte.

Diese Kultur prägt zweifellos auch den literarischen Markt in hohem Maße, wo Gender, ‚Race‘ oder ‚Queerness‘ geradezu zu einem Verkaufsargument geworden sind, ein interessanter Punkt. Hier sind die Rufe nach Eindeutigkeit, nach Identität besonders vernehmlich, um ein ausdifferenziertes, diverses Publikum zu erreichen. Und hier ist auch die Ambivalenz zwischen Sichtbarmachung und Marketing besonders greifbar. Es ist sicher kein Zufall, dass aktuell gerade literatursoziologische Fragestellungen auf neues Interesse stoßen, die den fundamentalen Wandel des Buchmarktes und dessen Folgen für die Produktion und Rezeption von Literatur zu fassen versuchen. Vielleicht kommen wir darauf noch einmal zurück.

Für heute sende ich Dir herzliche Grüße und bin gespannt, wie es weitergeht!

Anne

Samstag, 3. Februar 2024

Liebe Sigrid,

seitdem Du mir geschrieben hast, diskutiere ich in Gedanken mit Dir. Im Anschluss an die ersten beiden E-Mails möchte ich noch einen Punkt hervorheben, der mir gerade besonders wichtig ist: Nicht nur gilt es in der heutigen, oft angespannten Diskussion über Fragen von Körper und Geschlecht verschiedene Ansichten auch innerhalb der feministischen Literaturwissenschaft und Gender Studies wahrzunehmen, wir sollten sie auch produktiv machen. Denn rückblickend hat unsere Arbeit doch immer vom Streit gelebt. Und damit meine ich bewusst verschiedene Formen der Auseinandersetzung, des Einsatzes oder des Engagements für eine bestimmte Sache, seien es Texte, Themen oder Theorien.

Schon in den Anfängen der Zweiten Frauenbewegung, sei es in den Diskussionen um die schreibenden Frauen und verschiedene feministische Zeitschriftenprojekte, sei es in der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung, hat es ganz unterschiedliche Positionen gegeben, die wir oft im Rückblick vereinheitlichen oder vielleicht auch vereindeutigen. Katharina Lux hat das aufschlussreich in ihrer Untersuchung zu den Zeitschriften der Frauenbewegung herausgearbeitet. Die feministische Geschichte ist so gesehen (und etwas emphatisch gesprochen) eine Geschichte des Streits, und es geht ja auch um viel: gleiche Rechte, gleiche Möglichkeiten, Selbstbestimmung.

Erinnern möchte ich in diesem Zusammenhang auch daran, dass dieser Streit oft lustvoll ausgetragen wurde, humorvoll, heiter, ironisch. Da sind wir wieder bei der Vereindeutigung. Diese Lust fehlt, das Lachen über die bittere, aber auch absurde Geschlechterungleichheit. An das subversive Potenzial von Komik hat mich in den letzten Jahren öfter die Autorin Gertraud Klemm erinnert. Aber auch die vielen, vielen Texte von Elfriede Jelinek bewahren dieses Potenzial, in ihren frühen Texten tritt es besonders deutlich hervor. Die Liste ließe sich leicht verlängern. Ich will nur sagen: Wir sollten uns freuen über Einsprüche, Widersprüche, die Deutungsoffenheit.

Klingt jetzt vielleicht ein bisschen wie das feministische Wort zum Sonntag. Zum Glück ist aber erst Sonnabend.

Sei herzlich begrüßt

Anne

Samstag, 10. Februar 2024

Liebe Anne,

rasch vergeht die Zeit, und schon wieder ist Samstag *und* Sonnabend. Heute feiere ich den 124. Geburtstag meiner Großmutter, die mir begeistert vom buchstäblichen Abschneiden ihres Zopfes zugunsten des neuen Bubi-Kopfes der 1920er-Jahre erzählte. Das Risiko bestand darin, für eine „Zuchthäuslerin“ mit geschorenen Haaren gehalten zu werden. Therese war noch in einem Königreich aufgewachsen und erlebte als junge Frau 1918 den großen politischen Umbruch der Revolution, Straßenkämpfe, Räterepublik und – die Einführung des Frauenwahlrechts 1919: ein eindeutiger Erfolg derjenigen, die sich dafür eingesetzt hatten und über ihre partikulären politischen Interessen zugunsten einer gemeinsamen, breit organisierten Zielsetzung hinwegsehen konnten. Auch die geänderten Personenstandsgesetze der westlichen Länder würde ich zu diesen eindeutigen Erfolgen zählen, ermöglichen sie doch existenzielle rechtliche Optionen jenseits der binären Determination. Wie die Literatur erfordert aber auch der Gesetzestext eine kontinuierliche Auslegungspraxis, um Rechte und Pflichten daraus ableiten zu können – und diese Kommentierung kann nicht einstimmig sein. Zugleich erhöhen solche politischen Erfolge die Anforderungen an eine derzeit allenthalben viel beschworene Ambiguitätstoleranz, also die individuelle Kompetenz, mit Uneindeutigkeiten, Zweifeln und Unentschiedenheiten konstruktiv umgehen zu können. Während sich die empirische und quantitative Forschung dazu deskriptiv wie prospektiv verhalten kann, hatten wir in den Deutungswissenschaften von jeher keine andere Option: Obwohl ein Text stets so oder anders verstanden werden kann, geht es letztlich darum, sich zu einer

eigenen Interpretation durchzuringen und sie gut zu begründen. Die theoretisch fundierten Möglichkeiten, solche Prozesse zu reflektieren und als Deutungsoptionen zu entfalten, unterscheidet unser Fach wiederum von pragmatischen Kontexten.

Dabei fällt mir ein, dass die historisch operierende Forschung bisweilen auch eine interessante Neigung zur Melancholie hervortreten lässt. So rekonstruiert die Forschung zur Literatur der 1920er-Jahre nicht nur die tendenzielle Homogenisierung eines genderpolitisch breiten Spektrums, sondern es wird aus sehr nachvollziehbaren Gründen betrauert, dass die Faschist*innen ihre ideologischen Extreme durchsetzten und Menschen ob ihrer vermeintlichen Devianz verfolgten, vertrieben und vernichteten. Kann nie wieder jetzt sein? Gegen Rassismus, Sexismus und Klassismus anzuschreiben scheint mir auch zu heißen, das Erreichte erinnern und zugleich relativieren zu müssen, um überhaupt darüber hinausdenken zu können. Die literarisch-aufklärerische *Querelles* lässt jedenfalls auch Positionen gelten, die wechselseitig nicht einfach übernommen werden sollen, sondern gleichberechtigt nebeneinander stehen bleiben dürfen.

Dabei ist mancher Ansatz der historischen und analytischen Literaturwissenschaften gerade davon motiviert, solche historischen, politischen und ästhetischen Differenzen im Abgleich zur eigenen Gegenwart herauszufiltern und epistemologisch zu ordnen. Wenn wir in den Literaturwissenschaften lange im Nachhinein Texte bündeln, beschreiben und kategorisieren – so zum Beispiel unter dem Label der postmodernen Frauenliteratur von Jelinek, Streeruwitz und Berg –, so führen wir unter wissenschaftlichen (und dialektischen) Gesichtspunkten zusammen, was auseinanderstrebt und Friktionen markiert, um die Verhältnisse mit literarischen Mitteln zu unterlaufen. Überdies beteiligen sich zeitgenössische Autorinnen daran, wenn sie historische Geschlechterverhältnisse zu den Bedingungen rekonstruierter Medienformate und Subjektentwürfe be/schreiben; ich denke an Angela Steideles *Rosenstengel* oder Irene Disches *Die militante Madonna*, die beide starke Figuren des In-Between in Lebensumstände des 18. und 19. Jahrhunderts hineinprojizieren.

Also: ja, ohne *Querelles des femmes* kein Feminismus, ich stimme Dir vollkommen zu. Zugleich vereindeutigen wir jeweils im Nachhinein die historischen Auseinandersetzungen und überziehen sie mit verheißungsvollen Fortschritts- und Freiheitsnarrativen. Was hätten wir emanzipatorisch nicht alles Jane Austen und ihren Kolleginnen zu verdanken, wenn wir den Erzählungen der Unterhaltungsindustrie Glauben schenken? Auch Deinen Gedanken, dass wir die Trope gar nicht hoch genug wertschätzen können, weil sie uns Komisches und Tragisches – und alles dazwischen – aussprechen lässt und die Widersprüche aushalten lehrt, teile ich uneingeschränkt. Und doch scheinen mir derzeit die Schnittstellen zwischen Poesie, Körper und Leben kategorisch verändert zu sein – wenn etwa Differenzen in den zahlreichen Ich-Erzählungen nebeneinandergestellt werden, alle mit gleicher Aufmerksamkeit bedacht werden wollen und die vielfältigen Herkünfte und Orientierungen ontogenetisch offenlegen. Wie reagiert die Literaturwissenschaft auf eine nahezu absolut konzipierte Subjektivität, die auf phänomenologisch geteilte Perspektivübernahme (statt auf *Querelles*) setzt? Wo siehst Du dabei den Einsatz der Gender Studies? Fragen über Fragen!

Sei herzlich begrüßt

Sigrid

Montag, 19. Februar 2024

Liebe Sigrid,

danke für Deine Überlegungen und die neuen Fragen, die mich durch diese Woche begleitet haben. Für mich ist Dein Punkt der Aufzählung sehr interessant und wichtig, denn er macht vielleicht besonders deutlich, was wir zu fassen suchen: Die Aufzählungen von Herkunft, Klasse, Geschlecht und vielen anderen lebensbestimmenden Aspekten finden wir tatsächlich gerade gehäuft in der Literatur, im Alltag finden wir sie wahrscheinlich besonders deutlich in der Buchstabenreihe LGBTQ (und Varianten), eine Reihe, die womöglich auf nichts mehr verweist und Zugehörigkeit aus meiner Sicht nicht erleichtert. Sie reiht gleichzeitig aber auch auf, was verschiedene Geschichten hat, sei es die Geschichte schwuler Kämpfe um den § 175, sei es die Lesbengeschichte im Kontext der feministischen Bewegungen (und natürlich auch außerhalb, ja, Achtung vor den retrospektiven Romantisierungen!), sei es die ganz unterschiedliche Verfolgung im Nationalsozialismus. Die Forderung der Anerkennung queerer Menschen geht über diese Unterschiede oft hinweg, die Buchstabenreihe macht gleich, was unterschiedlich ist. Sie macht für mich außerdem die Unmöglichkeit deutlich, alle denkbaren/lebbaeren Varianten von Sexualität zu benennen und sichtbar zu machen. Es ist nicht möglich, Körpergeschichte (und alle anderen Geschichten) horizontal in eine Reihe zu stellen, ohne den Raum dahinter zumindest zu staffeln. Es ist aber auch nicht wünschenswert, auf vollständigen Einschluss zu zielen, dieser Einschluss ist zum Scheitern verurteilt, weil Identitäten, Körper, Subjekte immer im Fluss sind und weil darin ihre Produktivität liegt. Das ist keine Floskel, im Gegenteil, der Wunsch nach Vollständigkeit bedeutet für mich schlicht eine Stillstellung und Schließung.

Ich habe mich hier schon für den Streit ausgesprochen und kann das jetzt vielleicht noch einmal betonen oder präzisieren: Die für alle Beziehungen und sozialen Verhältnisse konstitutive Spannung von Einschluss und Ausschluss wird nie ganz auflösbar sein und sollte es auch nicht, denn sie führt sonst in die vollkommene Unbeweglichkeit und lässt keine Widersprüche zu. Wir müssen vielmehr weiter um die Möglichkeiten und Bedingungen von gesellschaftlicher Teilhabe (von wem? woran genau? zu welchem Preis?) ringen. Das Problem der Reihung verdeckt sogar die Strukturen, die Einschluss und Ausschluss zugrunde liegen, historische Entwicklungen, ökonomische Verhältnisse und Machtstrukturen. Gerade habe ich eine Masterarbeit zur Nachkriegszeit, genauer zu Marlen Haushofers Erzählung „Wir töten Stella“, gelesen, jetzt fällt mir noch Brechts Gedicht „Vergnügungen“ ein – zu denen gehört nämlich nicht nur der Blick aus dem Fenster (wie so oft auch bei Haushofer), sondern auch die Dialektik.

Und diese Aufzählungen, ja, die betreffen auch die Ich-Erzählung. Auch für diese Texte gilt, dass sie niemals vollständig alle Aspekte einer Person erfassen können. Und auch hier gilt, dass der Wunsch danach oft problematisch ist, weil er das ‚Ich‘ mehr umstellt als befreit. Die Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk hat in ihrer Dankrede vom „Gefängnis der Ich-Erzählung“ gesprochen. Das kann ich gut verstehen.

Du fragst in diesem Zusammenhang nach der Aufgabe der Literaturwissenschaft oder der Gender Studies: Zum einen würde ich sagen, dass es unsere Aufgabe ist, zu verstehen, warum die Ich-Erzählung gerade so beliebt ist, bei Autor*innen, beim Publikum (darum werden sie auch veröffentlicht, siehe ökonomische Strukturen), zum anderen

geht es darum, die Texte zu kontextualisieren und nach ihren konkreten Ich-Entwürfen zu fragen. Denn diese vielfach zusammengesetzten ‚Ichs‘ heute sind ganz andere als bei den Autorinnen, die in den 1970er-Jahren mit der Schwierigkeit, *Ich* zu sagen, gerungen haben. Die historische Dimension war damals viel stärker präsent, mit Blick auf die historische Erfahrung, aber auch mit Blick auf ein Verständnis des Subjekts, das immer im Werden ist. Das ist heute gerade bezogen auf den Identitätsdiskurs ganz anders, diese Unterschiede gilt es, erst einmal wahrzunehmen und dann zu verstehen.

Zu diesem Verständnis können Kategorien durchaus beitragen, sie sind ein wichtiges Instrument wissenschaftlicher Analyse, das im besten Fall zur Schärfung von Begriffen und Kontexten sowie eben zum Textverständnis selbst beiträgt. Sie sollten aber immer als analytische, hinterfragende und eher nicht als affirmative Kategorien bloßer Zuschreibung gesetzt werden. Auch wir beide haben darüber lange anhand der Kategorie ‚Gender‘ diskutiert, ich halte immer noch dafür, dass sie als kritische Kategorie gebraucht wird, als bonbonfarbene Zuordnung aber eher schädlich ist.

Ich muss allmählich Schluss machen, weise aber nochmals auf den schon erwähnten Roman *Muna* von Terézia Mora hin: Auch hier findet sich nämlich Kritik an der Literaturwissenschaft, die Kategorien eher zuordnet oder zuschreibt – dahinter verbirgt sich vermutlich der Wunsch, die literarischen Texte selbst vielmehr in ihrer Widersprüchlichkeit und ihrer Offenheit wahrzunehmen. Heute gibt es kein Schlusswort, sondern offene Fragen!

Ich freue mich auf Deine Antwort und grüße Dich herzlich.

Anne

Montag, 4. März 2024

Liebe Anne,

danke für Deine ausführliche E-Mail, die nun schon eine Weile zurückliegt und die ich eben noch einmal mit Gewinn lesen konnte. Ich will Dir kurz berichten und das Erlebte in Beziehung zu Deinen Überlegungen setzen, denn soeben komme ich von einer Tagung zurück, die seit Langem einmal wieder der Gender-Forschung allein gewidmet war. Sollte man überrascht sein, dass trotz des programmatisch singulären Zugangs fast alle Vorträge mit weiteren Identitätsaspekten argumentierten und sie ihre Fragestellungen ganz selbstverständlich aus der diversitätssensiblen Forschung im Sinne von ‚Gender+‘ formulierten? Ganz überwiegend wurde Gender mit Betrachtungen zur Klasse – zum sozialen Milieu – kombiniert, seltener auch mit Alter, Ethnie/Race, Herkunft und Religion. Deine Überlegungen haben meine Vorbereitungen insofern beeinflusst, als ich immer wieder an die von Dir erläuterte Zeitgebundenheit, an Prozessualität und Situativität und deren historisierende Schichten, denken musste. Die Bedingungen aus Zeit und Raum verkomplizieren die Analysen, sie verleihen einer chronotopisch umsichtigen Untersuchung der Narration, der Kontemplation und Aktion überhaupt erst die nötige Tiefe in der Auseinandersetzung. Diese Aspekte habe ich nicht nur auf der Tagung mitunter vermisst; sie fehlen mir auch sonst des Öfteren in der Forschungsliteratur.

Überrascht war ich dennoch auf dieser Tagung, nämlich in einem Punkt, den Du auch angesprochen hattest: Aus den Diskussionen in den Panels genauso wie aus den

informellen Gesprächen rundherum habe ich den Eindruck mitgenommen, dass sich auch die jüngeren Wissenschaftler*innen nicht mehr so recht mit den Aufzählungen und Festschreibungen einer wachsenden Zahl von Identitätskategorien arrangieren können oder wollen (LGBTQ ...). Es trat überraschend deutliche Kritik zutage an den vehement eingeforderten „ich bin“- und „ich möchte sein“-Positionen – zumal die Gender und Queer Theory nicht mehr umstandslos an die Gender-Konzepte des Queer- und Trans-Aktivismus anschließbar zu sein scheint. Mich erinnert diese Auseinandersetzung an den schmerzhaften Riss zwischen dem feministischen Aktivismus und der Gender-Theorie in den 1990er-Jahren, als das weitgehend akademie-freie (sollte ich sagen: wissenschaftsfeindliche?) Konzept des deutschsprachigen *Emma*-Feminismus auf die US-amerikanische Theorieentwicklung geprallt war (Butler, Sedgwick, Spivak, Halberstam et al.). Bis hierher und nicht weiter!? Ein weitgehend sinnfreier Satz in Wissenschaften – und er gilt freilich nicht in den Anwendungsfeldern! Dennoch wird er häufig – und wenn, dann meist implizit – vorgetragen und mit dem Appell zur Solidarisierung verbunden. Allerdings erscheint mir die reine Juxtaposition, die das Aushandeln von Verantwortlichkeiten, Hierarchien, Staffellungen welcher Art auch immer vermeidet, kein zielführendes Vorgehen zu sein. Es muss zu unterscheiden sein, in welchen Diskursen und zeitlich determinierten Kontexten zum Beispiel *sex and gender*, die soziale Zugehörigkeit oder das Alter die anderen Aspekte nicht nur dominiert, sondern auch determiniert. Stillstand trägt dem Leben und seinem Fluss nicht Rechnung – weder heuristisch-experimentell noch als *modus operandi*. Darin sind wir uns einig. Die Literaturwissenschaften sind in dieser Hinsicht ganz besonders herausgefordert, weil sie es mit performativen Künsten zu tun haben.

Unter diesem Aspekt komme ich zum Abschluss auf den von Dir erwähnten Roman *Muna oder Die Hälfte des Lebens* von Terézia Mora zurück, den Du als „herausfordernd“ bezeichnet hast. Du hast sicherlich recht, die darin geschilderten akademischen Disziplinen der Archiv- und Literaturwissenschaften, die erwähnten Entwicklungen der Transkulturalitätsforschung, die Frauenforschung – all das hilft der Protagonistin auf einer kognitiven Kommunikationsebene zunächst nicht weiter. Universität als Arbeitsplatz kommt insgesamt schlecht weg. Muna muss sich aus ihrer Abhängigkeit von einem gewalttätigen Partner lösen, der einerseits in der philologischen Abstraktion schwebt und andererseits seine Aggressionen nicht kontrollieren kann. Jahrelang fügt sich die schwer misshandelte junge Frau – irrational ihrem Liebesobjekt unterworfen – immer wieder in diese Existenzform ein. Kein „Gender-Unfug“, nein, mit Fug und Recht ist diese Geschichte als ein Frauenleben zu bezeichnen, das es zu tausenden und abertausenden zu beklagen gibt. Was mich an diesem Roman irritiert hat, war seine öffentliche Rezeption, die sich vor allem auf das Geschlechterverhältnis als eine „Amour fou“ fokussiert hat – im Übrigen auch genderspezifisch: Die Rezensenten lobten den Roman nahezu euphorisch dafür, dass es ihm gelingt, den Leser*innen das miserable Leben und die rätselhafte Persönlichkeit dieser Studentin nahezubringen; die Rezensentinnen äußern sich hingegen deutlich verhaltener – und über die Gründe hierfür lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren. In der Rezeption kommt mir entschieden zu kurz, dass Mora mit diesem Roman auch eine Geschichte über den gesellschaftlich tolerierten Alkoholismus ausgearbeitet hat. Sowohl Munas Mutter als auch ihr impulskontrollgestörter Freund Magnus hängen vom Alkohol ab. Sie missbrauchen

die Substanz wie die Menschen um sie herum. Die Ich-Erzählerin Muna schildert Unzuverlässigkeit und Manipulationslüste; Uneinsichtigkeit und Verwahrlosungstendenzen; psychische wie physische Grausamkeiten, die Alkoholmissbrauch in der Suchtspirale anrichtet. Jobbt sie in einer Kneipe, trifft sie auf einen Stammgast, der sie bestialisch würgt und beinahe umbringt. Muna vermerkt akribisch, wie genau die Mutter der Welt während ihrer Sauf-Exzesse abhandenkommt oder ob der Freund Magnus nach Rotwein riecht, während er auf sie einschlägt. Das Geschlechterverhältnis überdeckt diese jahrzehntelange Entwicklung eines Missbrauchs, den diese traumatisierte Ich-Erzählerin selbst nicht erzählen kann – sogar ihren eigenen Tod erzählt die Figur als eine entrückte Sex-Fantasie nach einer feucht-fröhlichen Party. Sicherlich sind Abhängigkeitsverhältnisse nicht ohne Geschlechteraspekte zu begreifen, weil soziokulturelle, medizinische und finanzielle Aspekte dabei eine wichtige Rolle spielen; dennoch scheint mir dieser Aspekt in der öffentlichen Diskussion des Romans tabuisiert zu werden, obwohl es um das Agieren in privaten wie öffentlichen Räumen (Theater, Universität) geht. Wie die Autorin diese Zusammenhänge zu einem Roman verarbeitet hat, der letztlich doch auf die Verantwortung des Kollektivs abzielt, zu der der/die Einzelne nicht mehr fähig ist, scheint mir zum einen sehr gut gelungen und zum anderen noch nicht angemessen gewürdigt worden zu sein. Kurzum: Die oberflächlich gelesenen Gender-Aspekte (Frau – Mann: *Amour fou*) überschreiben offenbar einen gesellschaftlichen Zugang, der – wie Du es bereits bemerktest – weitere Entwicklungen erlaubt, wenn er unter den Gesichtspunkten einer Kritik der Vernunft diskutiert werden könnte. In diesem Zusammenhang bekommt Deine Formulierung von der „bonbonfarbenen Zuordnung“ noch eine weitere Note. Jetzt ist es eine lange E-Mail geworden, und ich freue mich schon jetzt auf Deine Antwort – kurz oder lang gleichermaßen!

Herzlich grüßt Dich

Sigrid

Dienstag, 12. März 2024

Liebe Sigrid,

vielen Dank für Deine Nachricht, die ich wieder sehr gerne gelesen habe. Besonders hat mich gefreut, was Du von Deiner letzten Konferenz geschrieben hast, denn um diese Suche nach Öffnungen, nach der Weiterentwicklung von festgefahrenen Positionen in der Forschung, aber auch der weiteren Debatte zu Körper und Identitäten kreist ja unsere bisherige Korrespondenz. Es ist gut, wenn diese Suche, dieser Wunsch auch andere beschäftigt, denn es ist wohl für uns beide zentral, Ambiguitäten, Ambivalenzen und Differenzen gerade als Literaturwissenschaftlerinnen positiv zu sehen. Vielleicht ist diese Erfahrung also ein Ausblick, der allmählich auch das Ende unseres E-Mail-Austausches einläutet. Mir ist aufgefallen, dass Du keine neuen Fragen formuliert hast und so ist es vielleicht Zeit für ein kurzes Resümee?

Ich denke, wir haben versucht, das Problem von Festschreibungen und Kategorisierungen anzusprechen und als eine Bewegung der Öffnung einen Dialog dazu anzustoßen. Dieser Dialog zwischen uns fungiert hier eigentlich stellvertretend als Versuch, unterschiedliche Positionen miteinander ins Gespräch zu bringen und nach Worten, Be-

griffen und Perspektiven zu schauen, die unser Text- und Weltverständnis in allen Verflechtungen und Machtbeziehungen differenzieren, vielleicht auch neu justieren können.

Für diesen Dialog und eine solche wissenschaftliche Haltung sind Fragen grundlegend, während das, was wir Festschreibung genannt haben, immer schon zu sicher um die Antwort weiß. Zu den Fragen gehört die Vielfalt und Differenz von Wahrnehmungen, auch der Erinnerung und der feministischen (Literatur-)Geschichtsschreibung.

Thematisiert haben wir auch das Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft und Literaturkritik, zuletzt noch einmal in Deiner sehr genauen Beschreibung einiger Aspekte von *Muna*. Für mich ist das oft ja auch spannungsreiche Verhältnis von Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft eine beständige Quelle der Inspiration, neben Terézia Mora haben wir ja etwa aktuell auch Yoko Tawada genannt. Wir haben aber auch daran erinnert, dass schon das Schreiben im Kontext der Zweiten Frauenbewegung mit der damaligen Theorie- und Fachentwicklung unmittelbar zusammenhängt. Was würdest Du hervorheben oder vielleicht anders akzentuieren? Ich freue mich auf Deine Antwort.

Herzlich

Anne

Mittwoch, 3. April 2024

Liebe Anne,

herzlichen Dank für Deine Antwort und die Einleitung der Abschlussrunde. In der musikalischen Coda werden die wichtigen Elemente meist in verändertem Zeitmaß vorgebracht, sodass keine Wiederholung entsteht, sondern vielmehr Variationen mit entscheidenden Unterschieden.

Gerne greife ich deshalb für unsere Coda Dein Plädoyer für die positive Bewertung von Unentschiedenheiten und Vieldeutigkeiten noch einmal auf, um sie vermutlich zu überdehnen. Denn mich beschäftigen diese Fragen unter dem folgenden Gesichtspunkt: Was die positivistischen Wissenskulturen, die unter ihren Interpretationskulturen jeweils eine Kompostschicht mit Zahlenmaterial ausstreuen, vielleicht nicht genug bedenken, ist die sprunghafte Neugierde der Menschen, ihr Herumschnüffeln, Ausprobieren, Explorieren. Wer schaut auf den Boden, wenn sich darüber prächtige Blütenlesen und schmackhafte Lesefrüchte ausbreiten? Das Festsetzen und Feststellen war bereits den Romantiker*innen zuwider und scheint sich mir im positivistischen Diskurs derzeit immer weiter zur ubiquitär eingesetzten Beruhigungstaktik zu entwickeln: Geldbeträge, Wachstumsquoten, Wechselkurse, Zinsniveaus, Drittmittel – Zahlenmaterialien, die weder eine Gesellschaft noch ihre Kultur triftig beschreiben können und stets ihrerseits der kenntnisreichen Interpretation bedürfen. Die Sehnsucht nach Komplexitätsreduktion wächst dabei unaufhörlich proportional zum Komplexitätszuwachs. Auch landesweite Verordnungen, in manchen behördlichen Kontexten keine Sonderzeichen mehr für schriftliche Pluralformen verwenden zu dürfen, zähle ich dazu. Sie bringen zugleich interessante und durchaus uneindeutige Wortneuschöpfungen hervor: Das Wort „Gender-Verbot“ hat heute 2.430.000 Google-Treffer. Was genau wird mit einem solchen Verbot von „Gender“ unterschagt? Welches Gender? – ? Wer wird denn in fünfzig Jahren die

damit befassten Debatten ohne wissenschaftlich abgesicherte Rekonstruktion verstehen können?

Literatur erhält hingegen die Möglichkeiten aufrecht, dass wir Mutmaßungen anstellen, Abwägungsprozesse auserzählen und Entwicklungen rekonstruieren, ohne vorab auf ein Zeichen, eine Zahl, einen Signifikanten festzulegen. Weibliche Autorschaft dürfte womöglich innerhalb des kommerziellen Literaturbetriebs, sicherlich aber noch in ihrer akademischen Wertschätzung mit Benachteiligungen zu kämpfen haben; im Netz haben sich hingegen entsprechende Uneindeutigkeiten der Schreiberidentitäten etabliert. Unter diesen Gesichtspunkten wird es auch mit jener Frauenforschung problematisch, die seit den 1990er-Jahren in den Gender Studies eine bedrohliche Verwässerung erkennen möchte; ebenso wiederum mit den Gender Studies, die seit den 2010er-Jahren den Diversity Studies eine große Beliebigkeit zuschreiben und sich selbst als singulären Zugang zur Differenzforschung setzen wollen. Solche Setzungen sind heuristisch nützlich. Unter literarischen Gesichtspunkten ist diese Heuristik sogar unverzichtbar, denn für die Dauer seiner Rezeption setzt auch jeder lyrische, dramatische oder Prosatext seine außerliterarischen Referenzen fest. Unter solchen Bedingungen (und nur dort) sprechen und agieren Menschen jeglichen Geschlechts gleichgestellt. Dabei ist das erlösende Lachen oft nicht weit: In die zuweilen erbitterten, digital geführten Auseinandersetzungen über die Vorrangigkeit subjektzentrierter Positionen schwappt plötzlich eine Modewelle hinein, die das aufwändig hergestellte Buch zum Luxus-Accessoire hochspielt; dazu tauchen Stimmen von Forscherinnen auf, die digitale Rezeptionsformen insofern kritisieren, als sie das ‚deep reading‘ vermissen und damit hermeneutische Kompetenzen auf dem Stand des späten 20. Jahrhunderts meinen; andere riefen unlängst die Barbiekultur – eben ganz anders als Tawada – als popfeministischen Durchbruch aus. Ist das tragisch? Komisch? Oder liefert es ein willkommenes Plädoyer für ein beherztes *sowohl/als auch*, weil wir vom stetigen *entweder/oder* irgendwann doch erschöpft sind?

Den von Dir anfangs erwähnten „Möglichkeitsraum“ der Literatur, „der auch Unmögliches zulässt oder in der Schwebel hält“, offenzuhalten und zugleich ihre machtkritischen Instrumente an nächste Leser*innen weiterzureichen, ist vielleicht unter binär organisierten Umständen kein explizites feministisches Programm; es ermöglicht hoffentlich immerhin, das berechtigte Unbehagen an den Verhältnissen zu nähren, Unbeachtetes zu beachten und die Phraseologie der Beschwigtiger zu hinterfragen.

Was ist Dein letztes Wort dazu? Es gehört unbedingt Dir!

Herzliche Grüße

Sigrid

Samstag, 6. April 2024

Liebe Sigrid,

danke für Deine Variationen unseres Themas! Ich komme gerade (wie Du neulich auch) von einer Tagung zu Zukunftsfragen der Trans Studies und nehme positive Impulse mit, weil es viel Offenheit für Uneinigkeit ebenso wie Gemeinsamkeiten gab, so beispielsweise die Spannung zwischen der Affirmation von Gender durch trans* Personen und

dem Wunsch nach Auflösung jeglicher Festlegung, oder auch den feministischen Kampf für gleiche Rechte von Frauen, und nicht zuletzt, weil ich dort literarische Texte gehört habe, die teilweise komisch und polemisch Leben schreiben.

Schön, dass sich überall interessante Lesefrüchte finden lassen! Sie mögen sich in eher luftigen Höhen oder ‚down to earth‘ bewegen, Texte, die den Boden der Tatsachen nicht scheuen, auf Hierarchien und real bestehende Ungleichheiten verweisen. Diese Ungleichheiten zu verändern kann ein Ziel auch von Literatur sein, die Möglichkeiten sind von der jeweiligen Wirklichkeit ja gar nicht zu trennen. In jedem Fall ist es auch ein Ziel meiner Arbeit, zumindest einen kleinen Beitrag zur Veränderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu leisten.

Du fragst mich implizit nach einem feministischen Programm – der Möglichkeitsraum der Literatur gehört dazu. Diese Möglichkeit ist eine Kostbarkeit, sie ist nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln. Ja, ein fröhliches ‚sowohl als auch‘ oder ‚anything goes‘ kann entspannen, vielleicht sogar manchmal weiterhelfen, doch etwas mehr Mühe, etwas mehr kritischen Einsatz sollten wir uns Wissenschaftlerinnen schon abverlangen.

Die Möglichkeiten, Ambivalenzen oder Differenzen in der Literatur sind gut, aber in den Diskursen um weibliche Autorschaft, um die Wertung der Texte von Frauen (woher auch immer sie kommen oder wer sie sein wollen), um ihre Honorare, um die Anerkennung von Wissenschaftlerinnen, um den Kanon des Faches, die Literaturgeschichtsschreibung, um die Macht (innerhalb) der Institutionen müssen wir entschieden Position beziehen, denn die Freiheiten, die sich viele Feministinnen wünschen, werden überall beschnitten – dies gilt für die freie Meinungsäußerung oder Gleichheitsrechte, aber etwa auch für das umkämpfte Recht auf Abtreibung, um hier nur wenige Beispiele zu nennen.

Das von Dir genannte „Gender-Verbot“ gehört dazu. Dazu fällt mir die Rezension ein, die ich gerade in der *New York Times* zu Judith Butlers neuem Buch *Who is afraid of Gender* gelesen habe. Wahrlich auch ein vielsagender Titel. Vielleicht auch ein Grund, jetzt in die Schlussrunde zu gehen und erst einmal wieder zu lesen. Auch wenn wir beide es uns vielleicht manchmal wünschen, es wird angesichts Deiner Google-Recherche und all der Anwürfe, Verselbstständigungen, Verdrehungen und Verdächtigungen des Gender-Begriffs nicht mehr möglich sein, die einzig richtige Fassung zu finden, es wird aber möglich sein, Unterschiede zu machen.

Bleiben wir noch beim Stichwort Lesen! Vielleicht lesen wir nicht nur *Gender Trouble* noch einmal neu, inzwischen eine ‚Klassiker*in‘, wir sollten auch die Klassikerinnen unseres Faches neu lesen, und zwar insbesondere mit unseren Studierenden, was ist mit Silvia Bovenschen, mit Gisela Brinker-Gabler, mit Inge Stephan, Sigrd Weigel und wie sie alle heißen? Vielleicht fügen wir einfach eine Liste an? (Die Listen der Ohnmacht? Die Listen der Mode ...?)

Und natürlich bewegen wir uns weiter in den vielen offenen, zukunfts zugewandten Möglichkeitsräumen der Literatur! Denn so viel ist klar: Das letzte Wort habe nicht ich, das letzte Wort haben die Texte!

Auf bald, es war mir ein Vergnügen!

Herzlich

Anne

Liste erwähnter und empfohlener Texte

- Aydemir, Fatma; Yaghoobifarah, Hengameh; Schellbach, Miryam & Ippolito, Enrico (2023). *Del-fi Tempel (Delfi 1)*. Magazin für neue Literatur. Berlin: Ullstein.
- Brecht, Bertolt (1967). Vergnügungen (1954). In Bertolt Brecht, *Gesammelte Gedichte in vier Bänden* (Bd. 3, S. 1022). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Dische, Irene (2021). *Die militante Madonna*. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Haushofer, Marlen (1958). *Wir töten Stella*. Wien: Bergland.
- Jelinek, Elfriede (1992). *Theaterstücke* (Hrsg. Regine Friedrich & Ute Nyssen). Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Klemm, Gertraud (2019). *Hippocampus*. Wien: Kremayr und Scheriau.
- Mora, Terézia (2023). *Muna oder Die Hälfte des Lebens*. München: Luchterhand.
- Sanyal, Mithu (2021). *Identitti*. München: Hanser.
- Steidele, Angela (2015). *Rosenstengel. Ein Manuskript aus dem Umfeld Ludwigs II*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Streeruwitz, Marlene (2014). *Poetik. Tübinger und Frankfurter Vorlesungen*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Strubel, Antje Rávik (2021). *Blaue Frau*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Tawada, Yoko (2023). *Eine Zungengymnastik für die Genderdebatte*. Tübingen: Konkursbuch.
- Tokarczuk, Olga (2020). *Der liebevolle Erzähler* (aus dem Polnischen von Lisa Palmes). Zürich: Kampa.
- ***
- Becker, Frank & Plummer, Patricia (Hrsg.). (2014). *Ambiguität von Geschlecht in der Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (1990). *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- Butler, Judith (2024). *Who's afraid of Gender?* New York: Farrar, Straus & Giroux.
- Bovenschen, Silvia (1979). *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bovenschen, Silvia (1986). *Die Listen der Mode*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.). (1988). *Deutsche Literatur von Frauen* (2 Bde.). München: Beck.
- Fleig, Anne (2023). Schreibende Frauen zwischen Ausschluss, Teilhabe und Sichtbarkeit. Entwicklung und Perspektiven der Literaturgeschichte weiblicher Autorschaft. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur*, 48(2), 276–290.
- Halberstam, J. (2018). *Trans*: A Quick and Quirky Account of Gender Variability*. Berkeley: University of California Press.
- Honegger, Claudia & Heintz, Bettina (Hrsg.). (1981). *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Keck, Annette & Poole, Ralph (Hrsg.). (2011). Gender and Humour: Reinventing the Genres of Laughter. Double Issue: *Gender Forum. An Internet Journal for Gender Studies*, 33(35).
- Lux, Katharina (2017). Von der Produktivität des Streits – Die Kontroverse der Zeitschriften *Courage*, *Die Schwarze Botin* und *Emma*. Überlegungen zur Konfliktgeschichte der Frauenbewegung. *Feministische Studien*, 35(1), 31–50.
- Lux, Katharina (2022). *Kritik und Konflikt. Die Zeitschrift Die schwarze Botin in der autonomen Frauenbewegung*. Wien, Berlin: Mandelbaum.
- Nieberle, Sigrid (2020). Außer Konkurrenz: das Modell Sisyphos und die feministische Literaturwissenschaft. In Anne Schlüter, Sigrid Metz-Göckel, Katja Sabisch & Lisa Mense (Hrsg.), *Kooperation und Konkurrenz im Wissenschaftsbetrieb. Perspektiven aus der Genderforschung und -politik* (S. 258–266). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

- Sedgwick, Eve Kosofsky (1993). *Tendencies*. Durham: Duke University Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1996). *The Spivak Reader: Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak* (Hrsg. Donna Landry & Gerald MacLean). London: Routledge.
- Stephan, Inge & Weigel, Sigrid (1983). *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft*. Berlin: Argument.
- Weigel, Sigrid (1990). *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.

Zu den Personen

Anne Fleig, Prof. Dr., Professorin für Neuere deutsche Literatur am Institut für deutsche und niederländische Philologie der FU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: u. a. Literatur um 1800, Klassische Moderne sowie nach 1989, Geschlechtergeschichte, weibliche Autorschaft sowie Affekte, Gefühle und Zugehörigkeiten in der Literatur.
Kontakt: Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin
E-Mail: anne.fleig@fu-berlin.de

Sigrid Nieberle, Prof. Dr., Professorin für neuere und neueste deutsche Literatur mit Schwerpunkt Gender und Diversität am Institut für Diversitätsstudien der TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: u. a. Literatur um 1900, nach 1945 und in der Gegenwart, Geschlechterdifferenz und Diversität in der Literatur, Biografik, Intermedialität.
Kontakt: Technische Universität Dortmund, Fakultät Kulturwissenschaften, Institut für Diversitätsstudien, Emil-Figge-Str. 50, 44227 Dortmund
E-Mail: sigrid.nieberle@tu-dortmund.de

Methodologische Herausforderungen

Thomas Nestler, Monika Götsch

Dilemmata der Forschung über „Andere“. Zum Verhältnis von cis Forschenden und trans* Beforschten in der Geschlechterforschung

Zusammenfassung

Sozialforschung ist häufig durch verschiedene Herausforderungen im Verhältnis von Forschenden und Beforschten geprägt. Ziel dieses Beitrags ist die Herausarbeitung zentraler Dilemmata am Beispiel der Forschung zu trans* Personen. Daran anknüpfend werden neben einer theoretischen Rahmung mit Spivaks strategischem Essentialismus Umgangsweisen mit diesen forschungsfeld-immanenten Spezifika aufgezeigt. Zentrale Erkenntnis ist dabei, dass sich die skizzierten Dilemmata nicht auflösen lassen und gerade deshalb einer reflektierten, bewussten und normativen Auseinandersetzung, eines solidarischen Forschens bedürfen.

Schlüsselwörter

trans*, Machtverhältnisse in der Geschlechterforschung, Reifizierung, Solidarisches Forschen, Queerness

Summary

Dilemmas of research on "others". On the relationship between cis researchers and trans* research participants in gender studies

Social research is often characterized by various challenges in the relationship between researchers and research subjects. The aim of this article is to work out central dilemmas using the example of research on trans* people. Following on from this, as well as providing a theoretical framing based on Spivak's strategic essentialism, the article shows up ways of dealing with these specifics inherent to the research field. The key insight here is that the dilemmas outlined cannot be resolved and therefore require a reflective, conscious and normative examination, that is research based on solidarity.

Keywords

trans*, power relations in gender studies, reification, solidary research, queerness

1 Einleitung

Mit der „Frauenforschung“ wurde in den 1970er-Jahren erstmals die Frage gestellt, wer über wen und wer wie forscht (Mies 1978; Schaeffer-Hegel/Watson-Franke 1988). Aufgedeckt wurden damit zunächst der Androzentrismus und die biologischen Begründungen von Sozialforschung (zum Geschlechterverhältnis) (Harding 1990: 11ff.). Zugleich war damit die (politische) Forderung verbunden, dass Frauen über sich selbst als Betroffene und ihre Lebenssituation forschen sollten, mit einem spezifischen „weiblichen“ und feministischen Blick, der „männlichen“ Wissenschaftlern* verstellt sei (Mies 1978). Der im Weiteren entwickelte Fokus auf die Relationalität von Gender, wie beispielsweise auf *doing gender* (Gildemeister/Wetterer 1992) bzw. Genderperformanz (Butler 1991), kritisierte diese essentialistische Grundannahme der frühen Frauenforschung und machte deutlich, wie damit weiterhin Zweigeschlechtlichkeit und die Annahme der Geschlechterdifferenz reifiziert wurden.



Open Access © 2024 Autor*innen.  Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH

erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Aktuell sind diese Fragen erneut virulent, wenn darüber nachgedacht wird, inwieweit queere Menschen von nichtqueeren Menschen beforscht werden können. Dies wirft zugleich grundlegend dilemmatische Fragen der Geschlechterforschung auf. Dilemmatisch ist zunächst die Festlegung und in der Folge nicht ganz vermeidbare Homogenisierung einer Gruppe bzw. Reifizierung von Kategorisierungen und gleichzeitig das Machtverhältnis im Forschungsprozess, das zudem das gesellschaftliche Machtverhältnis (Degele/Götsch 2014) zwischen der Cis-Mehrheitsgesellschaft und tendenziell wenig sichtbaren trans* Personen bzw. Gruppen widerspiegelt. Aus der Trans*community wird entsprechend immer wieder Kritik laut bezüglich solcher Forschungssettings, verbunden mit der politischen Forderung, dass ausschließlich trans* Forschende über trans* Personen forschen sollten. Problematisiert wird dabei, dass trans* Gender nicht als exklusive Expert*innen ihrer gesellschaftlichen Situiertheit angesehen würden, dass trans* Forschende kaum wahrgenommen werden, dass cis Gender ihre Erkenntnisse über trans* Personen für ihre Reputation als besondere Forschende verwertungslogisch nutzen (könnten) und dass das „exotische“ Forschungsthema die Forschung und die Forschenden interessant mache (Baumgartinger 2017: 23ff.).

Wir, als cis Forschende, die mit und über trans* Personen forschen, müssen uns mit diesen Problematisierungen konfrontieren. In unseren beiden Forschungsprojekten zu „Widerstandspraxen von trans* Personen“ (Thomas Nestler) sowie „Trans* Personen im Erwerbsarbeitskontext“ (Monika Götsch) sehen wir uns dazu verpflichtet, zu hinterfragen, inwieweit wir überhaupt über trans* Personen forschen können und sollen. Nicht zuletzt, weil uns hin und wieder die Fähigkeit abgesprochen wird, unsere Forschungsthemen angemessen, d. h. aus der Betroffenenperspektive, bearbeiten zu können. So lehnte beispielsweise ein potenzieller Interviewpartner* von Thomas Nestler, mit dem zuvor auf einem Fachtag ein anregendes Gespräch stattgefunden hatte, eine Interviewanfrage mit der Begründung ab, dass er es nicht mehr länger unterstützen möchte, dass cis Personen über trans* Personen forschen und sich damit professionell profilieren. Es sei an der Zeit, dass trans* Menschen selbst über trans* Menschen forschen, schreiben und damit im Wissenschaftsbetrieb gehört werden. Ein weiteres Beispiel ist das Erlebnis von Monika Götsch auf einer Tagung. Eine* Teilnehmerin* problematisierte, dass eine cis Person Interviews mit trans* Personen analysiert und präsentiert. Konkret wurde kritisiert, dass aufgezeigt wurde, wie allgemein in der Arbeitswelt eine Verstrickung mit rassistischen Diskursen zu finden ist und wie *weiße* trans* Personen über die bewährten Begründungsmuster des Otherings für sich zumindest eine Zugehörigkeit zur vorgeblich modernen, toleranten Mehrheitsgesellschaft herstellen. Durch diese Erkenntnisse würden trans* Personen doppelt diskriminiert.

Diese Beispiele verweisen auf Verunsicherungen und Herausforderungen, die im Feld der trans*queeren Forschung keine Seltenheit sind. Immer wieder werden trans* Personen als Forschungsobjekte von Wissenschaftler*innen in den Blick genommen und müssen sich aktiv zu Interviewanfragen positionieren. Sie müssen ihre Körper und ihr Denken, also ihr So-Sein, damit zur Schau stellen – oder sich aktiv davon abgrenzen, Nein sagen – und kommen damit etwa ggf. in Erklärungsnot. Dies ist mit Ambivalenzen verbunden zwischen einerseits dem Wunsch, die Situation für andere trans* Personen zu verbessern und zur öffentlichen Information beizutragen, andererseits aber Selbstschutz zu betreiben im machtvollen Raum der Wissenschaft.

Mit der Forderung, dass nur trans* Forschende über/mit trans* Personen forschen sollten bzw. können, sind implizit die zunächst von Gayatri Chakravorty Spivak (2020) bezüglich postkolonialer Verhältnisse formulierten Annahmen verbunden, dass Subalterne nicht als Subalterne sprechen können und dem lediglich mit einem strategischen Essenzialismus zu begegnen sei. Wie wir im Weiteren im Anschluss an Spivak zeigen werden, ist aber ein strategischer Essenzialismus eine nur scheinbar einfache Lösung, weil das Forschen mit/über trans* Personen mit verschiedenen Dilemmata verbunden ist. Selbst das solidarische Forschen bleibt ambivalent, da Machtverhältnisse aus Forschungsprozessen nur vermeintlich suspendiert werden können. Wenn gefragt wird, wer über wen forschen kann/soll/darf, dann, so unsere Conclusio, müssen diese (dilemmatischen) Machtverhältnisse anerkannt und reflektiert werden. Ein scheinbares Forschen auf Augenhöhe ebenso wie ein essenzialisierendes Expert*innenum verdecken und reproduzieren lediglich wissenschaftsimmanente Machtverhältnisse.

2 Wer kann (wie) für sich (nicht) sprechen?

Gayatri Chakravorty Spivak (2020) geht in ihrem 1988 erstmals erschienenen Essay „Can the Subaltern Speak“ der Frage nach, inwieweit das „Subjekt der Dritten Welt“ (Spivak 2020: 19) innerhalb des hegemonialen „westlichen Diskurses“ (Spivak 2020: 19) beispielsweise durch postkoloniale Wissenschaftler*innen überhaupt repräsentiert wird bzw. repräsentiert werden kann. Verallgemeinern lässt sich dies zwar bezüglich des (Nicht-)Sprechen-Könnens in Herrschaftsverhältnissen, ohne hier postkoloniale Verhältnisse damit relativieren oder vereinnahmen zu wollen, weshalb wir diese auch nicht mit heteronormativen Verhältnissen gleichsetzen wollen. Dennoch erscheinen uns Spivaks Gedanken sehr inspirierend, nicht zuletzt, um Forschungssettings im Feld der Trans*forschung zu hinterfragen.

Spivak versteht Subalternität nicht nur als Unterordnung, sondern als grundsätzliches Nicht-Sprechen(-Können). Wobei sie das Sprechen als „Transaktion zwischen Sprechern und HörerIn“ (Spivak 2020: 122) beschreibt, als gegenseitiges Zuhören und Lernen, als ein Eintreten „in eine Struktur der Verantwortlichkeit [...] in der Antworten in beide Richtungen fließen“ (Spivak 2020: 129). Wer sprechen kann und wer nicht bzw. Sagbares und Unsagbares werden von hegemonialen Diskursen bestimmt. Folglich ist Subalternität immer mit dem Schweigen(-Müssen) verbunden. Zugleich warnt Spivak davor, jede sich als untergeordnet empfindende Gruppe als subaltern zu verorten (Spivak 2020: 123). Vielmehr bezieht sich das (Nicht-)Sprechen-Können darauf, dass jede Äußerung auf eine bestimmte, hegemoniale Weise interpretiert wird, sodass sich die* Subalterne* nie wirklich in ihrem Sinne Gehör verschaffen kann (Spivak 2020: 126f.).

In der Differenz zum vorherrschenden Subjektstatus erhalten Subalterne ihre Identität als Andere: „Was die ‚wahre‘ subalterne Gruppe anbelangt, deren Identität ihre Differenz ist, so gibt es hier kein nichtrepräsentierbares subalternes Subjekt, das selbst wissen und sprechen kann“ (Spivak 2020: 52). Wer subaltern ist, kann also nicht sprechen, was im Umkehrschluss auch bedeutet, dass, wer sprechen kann, nicht (mehr) subaltern ist. Forschende, die immer am Sprechen beteiligt sind, sind folglich nicht (mehr) subaltern.

Im Kontext des Kolonialismus stehen insbesondere Frauen* aus den Ländern des globalen Südens außerhalb der (erzählbaren) Geschichte und können sich in der Folge kein Gehör verschaffen. In ähnlicher Weise formuliert dies Butler für nichtheteronormative Geschlechtlichkeiten, wenn sie von einer „Matrix mit Ausschlußcharakter“ (Butler 1997: 23) schreibt. Sie meint damit, dass sich der heteronormative Subjektstatus von Frauen und Männern über das Außen, die „verworfenen Wesen“ (Butler 1997: 23), die niemals Subjektstatus erlangen können, wie beispielsweise trans* Personen, definiert. Dieser anerkannte und anerkennbare Subjektstatus kann sich nur über die Zurückweisung der Anderen und der Identifikation mit der imaginierten Heteronormativität ausbilden.

Spivak verdeutlicht im Weiteren, dass sich auch die kritisch hinterfragende westliche Wissenschaft in den vorherrschenden globalen Machtverhältnissen bewegt, diese reproduziert und in der Folge nicht die Subalternen repräsentieren kann (Spivak 2020: 28f.). Die wissenschaftliche Produktion des Subjekts ist demnach ein europäisches Subjekt, das die nichteuropäischen Anderen miterzeugt und zugleich deren Hervorbringung verwischt. Das Sprechen über Subalterne verweist, so Spivak, vor allem auf das eigene Selbst in Abgrenzung zum Anderen.

„Das klarste Beispiel für eine solche epistemische Gewalt ist das aus der Distanz orchestrierte, weitläufige und heterogene Projekt, das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren. Dieses Projekt bedeutet auch die asymmetrische Auslöschung der Spuren dieses Anderen in seiner prekären Subjektivität bzw. Unterworfenheit“ (Spivak 2020: 42).

Im Anschluss an Derrida problematisiert Spivak, dass insbesondere linke Kritik Gefahr läuft, durch Transparenz die Machtverhältnisse zu verschleiern. Indem Subalternen aus der westlichen Distanz heraus Raum gegeben wird, (vorgeblich) über sich selbst zu sprechen, ist dies tatsächlich eine Aneignung der Anderen. Anerkennung geschieht dann über die „Assimilierung“ (Spivak 2020: 106) der*/des Anderen. Darüber hinaus ist auch der Topos der Toleranz in der Wissenschaft relevant, insbesondere für die Selbstpositionierung und Selbsterhöhung als gute Wissenschaftler*in. Spivak problematisiert dies entsprechend für politischen Aktivismus. Gerade der Schutz ‚der Frau‘ aus den sogenannten Ländern des globalen Südens muss als Indikator für eine gute (westliche) Gesellschaft erhalten. Die so als schutzbedürftig adressierten Anderen werden zugleich als passive Opfer konstruiert, die sich weder selbst äußern noch souverän Entscheidungen treffen können (Spivak 2020: 119ff.; Steyerl 2020: 8ff.).

Spivak hat auch Antworten darauf, wie Subalterne trotz der hegemonialen Diskurse sprechen, sich Gehör verschaffen, sich repräsentieren können. Zunächst fordert sie von Wissenschaftler*innen, dass „die Positionalität als Subjekte, die die Untersuchung durchführen, gekennzeichnet werden muss“ (Spivak 2020: 77f.). Insbesondere schlägt sie jedoch einen strategischen Essentialismus vor. In Abgrenzung zu einem vereinfachenden und vereindeutigenden Essentialismus hebt sie das Strategische, das Erlangen von Handlungsmacht, verbunden mit einem subalternen Bewusstsein und einem politischen Ziel, hervor. Dieser Essentialismus muss die Dekonstruktion, das Hinterfragen beispielsweise von Identitäten und Diskursen zum Ziel haben und kann immer nur kurzfristig sein. Zugleich ist die (zeitweise) Repräsentation ambivalent, da einerseits mit jeder Repräsentation Essentialisierungen und Homogenisierungen einer Gruppe

einhergehen und andererseits Subalterne als Repräsentant*innen eigentlich nicht mehr subaltern sind. Dennoch braucht es nach Spivak diese gezielten Essenzialisierungen, um die soziale Welt mit ihren hegemonialen Repräsentationen zu verstehen, kritisieren und irritieren zu können, d. h. als Subalterne in der sozialen Welt und in Machtverhältnissen handlungsfähig zu werden. Essenzialisierende Benennungen und Konzepte sind für Spivak deshalb nicht nur gefährlich, sondern auch nützlich, um kritisch (politisch) handeln zu können (Spivak 2009: 14ff., 2010: 205ff.).

3 Annäherungen an Dilemmata in der Trans*forschung

Grundlegend sind für die Trans*forschung Dilemmata, die sich mit Spivak (2009, 2010, 2020) an den Fragen bezüglich der (Un-)Möglichkeiten der Repräsentation sowie den damit verbundenen Gefahren und Nützlichkeiten von Essenzialisierungen entfalten lassen. Dilemmata zeigen sich insbesondere, wie wir im Weiteren darstellen werden, hinsichtlich des Benennens und Bezeichnens der Beforschten, der Reifizierung von Kategorien, der Situirtheit der Forschenden und des Machtgefälles im Forschungsprozess.

3.1 Das Dilemma der Begrifflichkeiten und Definitionen: Wer sind die Beforschten?

Ein erstes Dilemma lässt sich darin ausmachen, dass die beforschte Gruppe in irgendeiner Weise spezifiziert werden muss, was eine Homogenisierung bzw. im Sinne der Geschlechterforschung eine Reifizierung von Geschlecht intendiert. Jedoch können Machtverhältnisse und Diskriminierungen zugleich nur aufgezeigt werden, wenn Gruppen entsprechend spezifiziert werden (Degele/Götsch 2014: 39ff.). Dies betrifft hier insbesondere das Machtverhältnis zwischen hegemonialen Cis-Geschlechtlichkeiten und verbesonderten Trans*geschlechtlichkeiten. Folglich muss zunächst problematisiert werden, dass mit dem Terminus trans* vor allem ein Phänomen beschrieben wird, welches als vom zweigeschlechtlichen System abweichend markiert wird. Unsichtbar bleibt dabei die „Norm“ bestehen; als etwas „Normales“ und Unhinterfragbares, womit Ausschlüsse einhergehen und trans* Personen als abweichend und nichtzugehörig exkludiert werden. Um dies sprachlich zu fassen und problematisieren zu können, wird verschiedentlich der Begriff „cisgeschlechtlich“ (Baumgartinger 2017: 80) verwendet. Während trans (lateinisch) für ‚jenseits‘ steht, bezeichnet cis dagegen ‚diesseits‘ und rekurriert auf „Menschen, die mit dem ihnen bei der Geburt zugeordneten Geschlecht Mann oder Frau einverstanden sind und sowohl körperlich wie sozial die jeweilige Geschlechterrolle leben“ (Baumgartinger 2017: 80). Pohlkamp kritisiert die zum Teil schwierige Verwendung des Begriffs (nämlich dann, wenn cis mit biologischem Geschlecht gleichgesetzt wird) und plädiert beispielsweise für eine Anerkennung von trans* Frauen, deren Geburtsgeschlecht nicht eindeutig weiblich war, die sich aber selbst als cis Frauen verorten (Pohlkamp 2014: 357). Problematisch ist der Begriff cis außerdem, weil damit eine Binarität von trans und cis konstruiert wird, bei der beispielsweise intergeschlechtliche Menschen unsichtbar gemacht werden (da sie sich meist nicht als trans* identifizieren, aber eben auch keine Privilegien von cis Gender haben).

Um die Heterogenität von Menschen sowie die unterschiedlichen Zugangsweisen zu bündeln und sich gemeinsam für mehr Anerkennung und eine bessere (medizinische) Behandlung einzusetzen, gab und gibt es immer wieder Versuche, einen Oberbegriff zu finden, mit dem sich möglichst viele Personen identifizieren können. Die potenzielle Stärke dieser Oberbegriffe liegt darin, viele Personen und Anliegen zusammenzubringen und mit einer gemeinsamen, starken – strategisch essenzialisierten – Stimme aufzutreten. Gleichzeitig besteht die Schwäche darin, dass Ungenauigkeiten und Verallgemeinerungen entstehen sowie die Gefahr, dass Personen ausgegrenzt werden, die sich nicht unter einen Oberbegriff subsumieren lassen können oder wollen. Zumal außerdem danach gefragt werden muss, wie bestimmte Begriffe auch eurozentristische Sichtweisen reproduzieren (Baumgartinger 2017: 62). Insgesamt sollten die Oberbegriffe nicht darüber hinwegtäuschen, dass es auch innerhalb bestimmter Gruppen und Szenen sehr heterogene Sichtweisen und zum Teil Kämpfe um Deutungshoheit gibt (Schirmer 2010: 114). Aufgrund der vorausgegangenen Überlegungen lässt sich festhalten, dass es bei der Vielzahl an Begriffen und Konzepten im Kontext von trans* unmöglich erscheint, einen allgemeingültigen Oberbegriff oder eine für alle gültige Definition zu finden. Deshalb plädieren wir zunächst dafür, ausdrückliche Selbstdefinitionen von Personen oder Organisationen zu achten, wobei zusätzlich immer zu reflektieren ist, weshalb wer welche Begriffe (nicht) verwendet (etwa die Fremdbezeichnungen in Medizin und Recht). Auch wir versuchen in diesem Beitrag, dem Rechnung zu tragen. Stehen keine Informationen über Selbstbezeichnungen zur Verfügung oder beziehen wir uns auf alle Personen der Zielgruppe, verwenden wir – nach reiflicher Überlegung und wissend, dass es keinen allgemeingültigen, für alle zufriedenstellenden Oberbegriff geben kann – den inklusiv verstandenen Terminus trans*.

Schließlich verweist dieses Dilemma auch auf Spivaks Frage, wer für wen sprechen kann. Ein strategischer Essenzialismus ermöglicht bestimmten Personen das Sprechen über eine, in diesem Sprechen als homogen imaginierte Gruppe, für die die sprechende Person stellvertretend erscheint, jedoch nie für eine solch heterogene Gruppe wie trans* Personen in Gänze sprechen kann.

3.2 Das Dilemma der Verbesonderung: Kann Reifizierung vermieden werden?

Das Dilemma der Verbesonderung zeigt auf, dass der Forschungsblick auf eine marginalisierte Gruppe einerseits notwendig ist, um diskriminierende Lebenslagen aufzuzeigen und ggf. zu skandalisieren. Andererseits werden mit einem solchen Blick die Verbesonderung der marginalisierten Gruppe wie auch die Normalisierung der hegemonialen Gruppe reproduziert. Gerade dann, wenn Forschende als *weiße*, Nichttrans-, Hetero-Personen, als Vertreter*innen der Mehrheitsgesellschaft imaginiert werden und ggf. im Forschungsprozess als objektive, allwissende Entitäten auftreten – dann werden im Gegenzug die trans* Beforschten als anders, als abweichend von der Norm markiert und beschrieben.

Forschung von und mit trans* Personen ist von gesellschaftlichen Diskursen geprägt, die mit Trans*geschlechtlichkeit bestimmte Themen verbinden wie psychische Labilität/Erkrankung, „umoperierte Körper“ und nicht bestimmbare Sexualität. Mit

diesen thematischen (unzulässigen) Verbindungen werden trans* Personen als anders, fremd und „exotisch“ markiert (und zu häufig auch in der Forschung befragt) – und dementsprechend nicht als Menschen gesehen, die „dazugehören“ und ein Leben führen wie viele andere Menschen auch. Mit diesen Perspektiven wird folglich in der Verbesonderung eine Differenz hergestellt. Zugleich verweisen diese thematischen Verknüpfungen auf ganz spezifische Diskriminierungen, die benannt und erforscht werden müssen, letztendlich auch, um die Lebenssituation von trans* Personen zu verbessern. Offen bleibt, ob trans* Personen mit Forschungen, die auf Diskriminierungen im öffentlichen Raum, im Bildungswesen, im Gesundheitswesen (vgl. bspw. Fuchs et al. 2012) oder im Erwerbsarbeitskontext (vgl. bspw. Götsch 2018) hinweisen, sichtbarer werden und wie sie sichtbar werden: Wird dabei das Bild von trans* Personen als der Verbesonderter reifiziert, differenziert, normalisiert oder zumindest teilweise irritiert und durchkreuzt?

3.3 Das Dilemma der Situiertheit: Wer kann zu welchem Thema forschen?

Eine reduktionistische Vereindeutigung findet auch dann statt, wenn Forschende ihre eigene Positioniertheit (egal ob als trans* oder cis Person) thematisieren. Die eigene Situiertheit transparent zu machen erscheint aber gerade in Bezug auf Spivak (2020) notwendig, um zu zeigen, aus welcher Position heraus gesprochen wird. Dilemmatisch ist dann jedoch, dass diese strategische Situiertheit wiederum zu Besonderungen versus Normalisierungen führt.

Wir haben in unseren Forschungskontexten verschiedene Erfahrungen mit unserer Situiertheit als cis Forschende gemacht: Einigen Beforschten ist es egal, wie sich die Forschenden im Feld von Geschlecht und Sexualität positionieren, anderen ist es sehr wichtig. Mit einer entsprechend transparenten Positionierung der eigenen geschlechtlichen/sexuellen Verortung wird dem Rechnung getragen, dass die eigene geschlechtliche Biografie, selbst (nicht) erfahrene Diskriminierungen oder Privilegien unmittelbar den Blick auf das Feld und damit auch auf die Beforschten prägen. Ein unreflektierter Umgang mit dieser eigenen Situiertheit kann letztendlich dazu führen, dass gesellschaftliche, uninformierte, stereotype Bilder über trans* geteilt werden. Zugleich muss – wie schon zu Beginn der Frauenforschung – hinterfragt werden, ob persönliche Betroffenheit und persönliche Erfahrungen mit dem Feld oder größtmögliche Distanz zu differenzierterer, weniger verbesondernder Forschung führen. Oder anders gefragt: Wie kann Forschung differenzierter werden und inwieweit hängt die Art und Weise der Repräsentation von trans* Personen von der Situiertheit der Forschenden ab?

Besonders schwierig wird die Situiertheit der Forschenden in Verbindung mit der Frage nach dem Warum der Forschung. Wenn die Forschung nur aus dem Zweck der Profilierung, dem Schreiben einer Qualifikationsarbeit, heraus betrieben wird, weil das Thema trans* gerade „in“ und „exotisch“ ist – dann ist das ein Problem. Zugleich ist Forschung immer mit einer gewissen Profilierung verbunden und die Gründe für die Forschung können vielseitig sein. Forschung kann in der Folge zugleich ein Problem und ein Gewinn für Trans*communities sein, auch abhängig davon, wie mit ihrem Wissen umgegangen wird, wie sie wahrgenommen, angesprochen und einbezogen werden.

3.4 Das Dilemma des Machtgefälles: Wer kann über wen forschen?

Grundsätzlich ist jede (Sozial-)Forschung von einem Machtgefälle zwischen definitionsmächtigen Forschenden und den Forschungsprozess nicht oder wenig beeinflussenden Beforschten geprägt. Wissenschaftler*innen nehmen damit für sich in Anspruch, für die beforschte Gruppe sprechen zu können, ohne selbst Teil der Gruppe zu sein. Dilematisch ist daran, dass das Expert*innentum von Wissenschaftler*innen einerseits anerkannt werden muss und die Forschung und damit das Sichtbarmachen erst ermöglicht, dies aber zugleich das Machtgefälle zementiert. Nicht zuletzt im Feld der trans*queeren Forschung zeigt sich dies daran, dass Forschende vor allem *über* trans* Personen forschen, auch oder gerade dann, wenn sie vorgeben, *mit* trans* Personen zu forschen.

Wenn Nichttrans-Personen über trans* Personen forschen, dann handelt es sich in den meisten Fällen um Wissenschaftler*innen, die zu einem bestimmten Themenbereich forschen und dabei eventuell auch prekäre, gewaltbehaftete, belastende Lebenssituationen in den Blick nehmen – und trans* Personen, die in diesen Lebensverhältnissen leben und eben zum Teil weniger gut mit sozioökonomischen Ressourcen ausgestattet sind oder die unter der Perspektive eines „Problems“ von Wissenschaftler*innen untersucht werden. Diese machtvolle Position ermöglicht es aber, zugleich trans* Personen Gehör zu verschaffen, auch dann, wenn diese nicht für sich selbst sprechen.

Gleichzeitig wird durch die Definitionshoheit der Wissenschaftler*innen das Machtverhältnis reproduziert, indem sie bestimmen, welche Zielgruppe untersucht wird, welche Definition(en) für die Zielgruppe verwendet wird – und welche nicht, welche Thematik im Vordergrund steht. Damit werden häufig Opferdiskurse (Stehr 2016) weiter unterstützt, nämlich dann, wenn trans* immer wieder als Opfer diskriminierender, gewaltvoller Verhältnisse in den Blick genommen oder mit psychischer Krankheit in Verbindung gebracht werden (Nestler 2023). Mit diesen Diskursen werden wichtige gesellschaftliche Probleme markiert, die auf Gewalt und Diskriminierung fokussieren (LesmigraS 2012) – gleichzeitig fehlt damit aber ein Blick auf Handlungsmächtigkeit und Selbstermächtigung von trans* Personen. Somit können einseitige Diskurse und Leerstellen im Feld der Geschlechterforschung und in der öffentlichen Wahrnehmung entstehen.

Das bedeutet, dass die Bilder und die Erkenntnisse über trans* Personen durch die Wahrnehmung von – im Forschungsprozess – machtvoller ausgestatteten Forschenden und deren Perspektivierungen, Auslassungen und begrenzenden Definitionen entstehen. Eine solche Forschung wird im Anschluss an Spivak (2020) folglich niemals die Trans*perspektive repräsentieren können. Womit sich, anders als im vorherigen Kapitel, letztendlich die Frage stellt, ob ein Forschen von Nichttrans-Wissenschaftler*innen über trans* Personen dann überhaupt noch möglich und vertretbar ist oder ob sich Nichttrans-Forschende aus dem Feld entfernen und schweigen müssten.

4 Ambivalente Umgangsweisen statt vereindeutigende Lösungsansätze: solidarisches Forschen

Da sich die skizzierten Dilemmata im Forschungsprozess, wie etwa die angesprochenen Machtgefälle, nicht auflösen lassen, braucht es unseres Erachtens keine Lösungsansätze, sondern Umgangsweisen mit diesen Herausforderungen. Solche Umgangsweisen bieten im besten Falle Wege an, reflektiert mit den Herausforderungen umzugehen, für größtmögliche Transparenz im Forschungsprozess zu sorgen und solidarische Strukturen aufzubauen, die es ermöglichen, im Forschungsprozess auch immer wieder über diese Herausforderungen zu sprechen und gemeinsame Wege des Umgangs zu suchen. Oder wie Donna Haraway es formuliert: „Solidarisches Forschen heißt auch, zum Kollektiv zu werden, in dem die Rollen erst gefunden werden müssen“ (Haraway 2018, zit. in Binder 2022: 40).

Solidarisches Forschen bedeutet demnach, die Trennung zwischen Forschenden und Beforschten, in unserem Fall Nichttrans-Forschenden und trans* Beforschten, infrage zu stellen und an der Umstrukturierung der (Forschungs-)Beziehung zu arbeiten. Dabei gilt es, die Rollen der Beteiligten, die Privilegien und Erfahrungen von Ungleichheit und Ausschluss zu reflektieren und darüber gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Solidarität bedeutet, auf ein Mehr an Augenhöhe und Anteilnahme abzielen. Es bedeutet, Forschung als komplexen Akt zu verstehen, der nicht nur aus Datenerhebung und -auswertung besteht, sondern anzuerkennen, dass jede Forschung konkrete Auswirkungen auf reale Menschen und ihr Leben hat. Mit diesen Erkenntnissen kann Forschung im Sinne partizipativer Forschung auch zur „(Selbst-)Befähigung und Ermächtigung“ (von Unger 2014: 45) der Beforschten beitragen und durch eine gezielte Beteiligung am Forschungsprozess zugleich auf ein Mehr an gesellschaftlicher Teilhabe abzielen. Problematisch wird dies jedoch, wenn Machtverhältnisse und Teilhabe nicht (demokratiethoretisch) bestimmt und reflektiert werden (Götsch/Klinger/Thiesen 2012).

Solidarisches Forschen ist unserem Verständnis nach ein Akt des Untersuchens von Lebensverhältnissen und deren Deutungen – und ein gemeinsames Ringen nach Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse. Vor diesem Hintergrund hat solidarisches Forschen den Anspruch, Gesellschaft verstehen und gemeinsam solidarisch verändern zu wollen. Solidarität kann dabei nicht von allein gelingen, sondern braucht ein Einlassen aller Akteur*innen auf die konfliktbehafteten und schmerzhaften Trennlinien – um gemeinsam Wege des Zusammenfindens zu erarbeiten. Solidarität ist damit „als wechselseitige Unterstützung auf der Grundlage gemeinsamer, übergreifender Überzeugungen bestimmt. Wenn Solidarität das Finden einer übergreifenden, verbindenden Überzeugung trotz unterschiedlicher Erfahrungen und Positionen voraussetzt, ist Reflexivität gewissermaßen unabdingbar“ (Motzek-Öz/Aden/Westphal 2021: 68). Solidarität bedeutet jedoch nicht die Verleugnung unterschiedlicher Perspektiven und Haltungen – vielmehr braucht Solidarität die kritische Auseinandersetzung und ein Ringen um gemeinsame Wege.

Das Ziel eines solidarischen Ansatzes ist, dass Forschende nicht ÜBER Beforschte sprechen, sondern dass Forschende MIT den Beforschten sprechen, was letztlich auch bedeutet, Widersprüche zuzulassen (Binder 2022: 39). Für diese Herangehensweise möchten wir Hilfsmittel zur Diskussion stellen, die diesen Weg im besten Falle erleich-

tern. Grundvoraussetzung dabei ist, dass Forschende Dilemmata (an)erkennen und nicht von der Unmöglichkeit, allen Ansprüchen gerecht zu werden, paralyisiert werden, sondern ein produktiver Umgang stattfinden kann, sodass sie als Forschende handlungsfähig bleiben/werden und eigene Positionen einnehmen können. In diesem Sinne geht es also nicht darum, Machtverhältnisse aufzulösen, was ein unmögliches Unterfangen wäre (Groß 2008: 38ff.). Vielmehr müssen Machtverhältnisse (an)erkannt und offengelegt werden. Insbesondere die Annahme, Forschung könne „auf Augenhöhe“ stattfinden, verschleiert und beschönigt Machtverhältnisse. Wie solidarisches Forschen in seinen Ambivalenzen geschehen könnte, zeigt ein (erneuter) Blick auf die Forschungspraxis, genauer auf Forschungsfragen, Methodik und Situiertheit.

4.1 Solidarische Forschungsfragen

Jacquelyn Strey (2017) berichtet von ihren Forschungen zu LSBTQ, speziell zu lesbischen Frauen, in Indien. Die queeren Gruppen wurden dort so oft von (*weißen*) Forschenden als Forschungssubjekte mit den immer gleichen Schwerpunktthemen angefragt, dass diese eine Forschungsmüdigkeit („research fatigue“) entwickelten. Die Gruppen werden inzwischen teilweise von ihren Organisator*innen („gatekeeper“) vor solchen Anfragen geschützt. Strey kritisiert die Herangehensweise von Forschenden, die Communities mit ihren Anfragen unter Druck setzen. Sie können entweder zusagen oder werden als verschlossen und unkooperativ markiert. Darüber hinaus problematisiert sie, dass

„[s]ome individuals I talked to also experience trepidation and even anger: they feel that Western researchers come in trying to ‘discover’ some sort of traditional, authentic Indian sexuality without taking the time to understand the complicated and, at times, messy contextual layers which make up any one individual’s personal experience.“ (Strey 2017: o. S.)

Vor diesem Hintergrund plädiert Strey dafür, andere Fragestellungen und Zugangsweisen zu wählen, die an den Bedürfnissen und Perspektiven der Beforschten anknüpfen und diese aktiv in den Forschungsprozess einbinden: „I was continuously told that the only reason I was getting any response from specific participants was because I was willing to do my research differently, and that I was committed to engaging with the women in novel ways“ (Strey 2017: o. S.). In Anlehnung an Streys Argumentation scheint es also sinnvoll, Forschungsfragen und -perspektiven von Anfang an einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Welche Forschungsfragen wurden schon hundertfach an Trans*communities herangetragen? Welche Fragen tragen eher zu Exotisierung und Verbesonderung bei? Welche Fragen interessieren die Communities selbst – und wie können diese aufgegriffen und in ein beteiligungsorientiertes Forschungsdesign eingebunden werden?

4.2 Hinterfragende Methodik

Daran anknüpfend stellen sich Fragen nach den Methoden der Datenerhebung und -auswertung sowie der dahinterstehenden Methodologie. Auch hier gilt es, Konventionen und Normierungen zu hinterfragen und auf die Passung für das Forschungsvorhaben

hin zu untersuchen. Bei der Datenerhebung kann beispielsweise überlegt werden, ob klassische Einzel- oder Gruppeninterviews angemessen sind, ob es vielleicht vorbereitende Workshops braucht, um eine gemeinsame Vertrauensbasis zu schaffen, über Forschungsmethoden zu informieren und Ziele, Möglichkeiten und Grenzen der Forschung transparent zu machen. Ebenso ist es denkbar, mit den Beforschten gemeinsam Verfahren zu entwickeln (Motzek-Öz/Aden/Westphal 2021: 69), die die Befragten stärker einbinden oder eher kreativer angelegt sind – wie etwa die Fotodokumentation des Alltags bei Strey (Strey 2017).

Für die Datenauswertung stellt sich ebenso die Frage nach der Passung für die jeweiligen Gegebenheiten: Sind die einzelnen Schritte der Datenauswertung plausibel für alle Beteiligten nachvollziehbar und auch umsetzbar? Lohnt es sich, eine Methodenkritik anzulegen, Verfahren anzupassen und Rückbindungsschleifen einzubauen? So ist beispielsweise denkbar, dass am Ende einer Datenauswertung nicht eine klassische Typenbildung steht, die wiederum die Realität stark vereinfacht und unter Umständen statische Bilder von Beforschten reproduziert. Stattdessen ist eine queere Methodenkritik (Hutner 2016) möglich, bei der als Ergebnis der Datenauswertung eine Beschreibung von Phänomenen erfolgt.

Im Zuge der Datenauswertung können erste Ergebnisse erarbeitet und dann in einem Rückbindungs-Workshop mit den Beforschten gemeinsam diskutiert werden. So können Ergebnisse betont, hinterfragt oder erweitert werden und somit neue/andere Dimensionen oder Richtungen in der Forschung avisiert werden. Die Ergebnisse solcher Workshops können in die Auswertung einfließen – und sind besonders an den Stellen spannend, an denen es auch zu Differenzen zwischen den Deutungen der Beforschten und denen der Forschenden kommt. Diese alternativen Lesarten müssen nicht aufgelöst werden, sondern können als unterschiedliche Zugänge gleichberechtigt nebeneinanderstehen. Solidarisches Forschen bedeutet an dieser Stelle eben auch, Differenzen nicht auflösen zu müssen, sondern gezielt an markanten Passagen zu fokussieren, um somit dynamische Zugänge von Lesenden anzuregen und mit dieser Deutungspluralität eigene Positionierungen, Überzeugungen, (Selbst-)Sicherheiten infrage zu stellen.

4.3 Reflektierte Situiertheit

Im Anschluss an Haraway (1995: 73ff.) sehen wir Wissenschaft nicht objektiv und frei von Macht an und verweisen auf die Notwendigkeit einer Kritik der vorherrschenden Wahrheitsansprüche. Haraway plädiert für ein Verständnis von Wissensproduktion als Prozess der Herstellung situierten Wissens – dies schließt die Notwendigkeit der Selbstreflexion von Forschenden ein. Selbstreflexion meint aus unserer Perspektive dabei einen unabschließbaren Prozess: die ganz persönliche biografische Reflexion in Bezug auf geschlechtliche Sozialisation und die eigene Verstrickung in heteronormative Machtverhältnisse, besonders auch im Wissenschaftsbetrieb, die Reflexion im Forschendenteam – und die transparente Kommunikation darüber mit den Beforschten, ohne diese damit zu überfordern. Ebenso gemeint ist eine gemeinsame Suchbewegung nach Umgangsweisen mit ggf. unterschiedlichen Positionierungen – während des gesamten Forschungsprozesses, der Veröffentlichung von Ergebnissen und dem Sprechen auf Fachtagungen. Dies schließt außerdem die Frage ein, welche Konsequenzen für

Communities oder auch Einzelne durch die Forschung entstehen können. Nicht zuletzt wird in der Folge eine Klärung darüber impliziert, wie es nach der Forschung weitergeht, ob solidarische Bündnisse bestehen bleiben/geschaffen werden, Verknüpfungen von Wissenschaft und Aktivismus entstehen – oder ob die Forschenden ausschließlich im Feld der Wissenschaft agieren (sollen).

Vor diesem Hintergrund sollte auch diskutiert werden, wie Forschungsergebnisse nicht nur in wissenschaftlichen Publikationen für ein wissenschaftliches Publikum veröffentlicht werden, sondern auch, wie Wissensbestände, die konkret für Trans*communities relevant sind, in geeigneter Form aufbereitet werden können. Somit kann die Bereitschaft der Beforschten, am Forschungsprozess teilzunehmen, hilfreich für andere trans* Personen werden.

5 Fazit

Geschlechterforschung im Feld der Trans*forschung ist in vielerlei Hinsicht dilemmatisch. Im Anschluss an Spivaks (2020) Frage, wer für wen in postkolonialen Verhältnissen sprechen kann, und an ihr Plädoyer für einen strategischen Essentialismus werden Dilemmata des Forschens über „Andere“ bzw. des Forschens mit/über trans* Personen deutlich. Offen bleibt, ob trans* Forschende – im Sinne eines strategischen Essentialismus – tatsächlich anders oder gar besser im Feld der Trans*communities forschen, oder ob ihr Blick gar durch die eigene Betroffenheit verstellt ist. Anders gewendet muss aber zugleich hinterfragt werden, ob es aufgrund der permanenten Verbesonderung von trans* Personen in der Forschung überhaupt vertretbar ist, dass Nichttrans-Wissenschaftler*innen über trans* Personen forschen – Wissenschaftler*innen, die auf andere Weise mit einem machtvoll verstellten, ggf. stereotypisierenden Blick das Feld wahrnehmen. Nun lassen sich Dilemmata mitunter nicht einfach als zwei sich polar gegenüberstehende und gegenseitig ausschließende Aspekte beschreiben, sondern oft sind Erweiterungen (in der systemischen Denkweise wird vom Tetralemma¹ gesprochen) möglich, die Denkhorizonte und Perspektiven verschieben und damit alternative Herangehensweisen ermöglichen. Im Anschluss an Nancy Fraser formulieren Julia Gebrande, Claus Melter und Sandro Bliemetsrieder in Bezug auf Sozialarbeitende, was unseres Erachtens auf Geschlechterforschende übertragen werden kann, nämlich dass sich diese in „Spannungsfeldern und Ambivalenzen“ bewegen, „die nur dialektisch gelöst werden können. Statt einem Denken in Entweder-Oder verlangen diese Spannungsfelder ein gleichzeitiges UND-Denken. Da auch ökonomische und kulturelle Ungerechtigkeiten ineinander verzahnt sind und sich ‚auf dialektische Weise verstärken‘, muss auch die Antwort auf diese dialektisch sein“ (Gebrande/Melter/Bliemetsrieder 2017b: 399).

In der Folge plädieren wir dafür, sich nicht mit der Frage aufzuhalten, wer über wen forschen kann/soll/darf, sondern sich mit dem „Wie“ und den Rahmenbedingun-

1 Das Tetralemma ist eine Denkfigur und philosophische Herangehensweise, bei der Dilemmata nicht als starre Gegebenheiten verstanden werden, sondern systematisch nach Erweiterungen gesucht wird. Diese beinhaltet beispielsweise die Suche nach der Kombination zweier (scheinbar) unvereinbarer Gegensätze, das Finden eines neuen Dritten oder die Erweiterung des Kontextes (Kleve 2007).

gen des Forschens kritisch auseinanderzusetzen und Forschungsprozesse flexibel zu gestalten. Zunächst gilt es, mit den Dilemmata umzugehen und Machtverhältnisse anzuerkennen und zu reflektieren, denn „in der Beschreibung eines Problems [ist] bereits dessen Lösung angelegt“, so Binder (2022: 38). Es greift jedoch zu kurz, das Problem nur anzusprechen und ein Forschen auf Augenhöhe oder ein strategisch eingesetztes essenzialistisches Expert*innen-tum einzufordern, weil damit wissenschaftsimmanente Machtverhältnisse tendenziell verschleiert werden. Vielmehr muss um Umgangsweisen mit diesen Dilemmata gerungen werden. Dies ist aus unserer Perspektive zwangsläufig ein unabschließbarer Prozess, der eine beständige Reflexion und Neujustierung benötigt. Mit diesem mitunter auch verunsichernden Prozess sind jedoch möglicherweise Gewinne verbunden. Denn die aktive Auseinandersetzung kann nur über Solidaritäten, kreative Lösungen und Flexibilität funktionieren, die neue/andere Einsichten der Trans*forschung eröffnen können. Zugleich müssen sich Geschlechterforschende darauf einlassen, dass solidarische Forschen auch scheitern kann.

Die Praxis solidarischen Forschens hat zugleich Grenzen. Solidarische Forschung braucht eine umfangreichere Planung als in üblichen Forschungssettings und damit ausreichende finanzielle und zeitliche Ressourcen, die oft durch die machtvollen Arenen der Forschungsfinanzierung – auch gestützt durch die etablierte Geschlechterforschung – nicht gegeben sind. Zudem muss sich Geschlechterforschung selbstkritisch fragen, inwieweit sie selbst paternalistische Strukturen und Haltungen reproduziert und damit von vornherein solidarische Forschen verunmöglicht. Dieses Hinterfragen erfordert schließlich – im Sinne von Theodor W. Adorno (1972) –, dass sich Geschlechterforschung auch im Feld der Trans*communities normativ positioniert und sich mit einer Idee von „richtiger Gesellschaft“ (Adorno 1972: 139) auseinandersetzt. Forschung geschieht dann mit einer „normative[n] Ambition und es gilt darum, im Sinne von Aktionsforschung, partizipativer Forschung, Adressat_innen- oder Nutzer_innen-orientierter Forschung, im Sinne eines ‚Nichts-über-uns-ohne-uns‘, Wege zu finden und miteinander zu forschen, zu sprechen, zu schreiben, damit möglichst alle Menschen sich (auch in Wort und Schrift) entfalten können“ (Gebrande/Melter/Bliemetsrieder 2017a: 10f.). Viel zu lange schon hält sich Geschlechterforschung mit etablierten und anerkannten Forschungskonzepten und Forschungssettings auf und hat vergessen, diese immer wieder zu hinterfragen – was sich letztendlich nachteilig und vereindeutigend (nicht nur) auf die Forschung mit und die Erkenntnisse über trans* Personen auswirkt.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1972). Zur Logik der Sozialwissenschaften. In Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas & Karl R. Popper, *Der Positivismusstreit in der Soziologie* (S. 125–143). Darmstadt, Neuwied: Sammlung Luchterhand.
- Baumgartinger, Persson Perry (2017). *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte*. Wien: Zaglossus.
- Binder, Beate (2022). Kollaboration und Spekulation: Möglichkeitsräume solidarischen Forschens. In Hannah Fitsch, Inka Greusing, Ina Kerner, Hanna Meißner & Aline Oloff (Hrsg.), *Der Welt eine neue Wirklichkeit geben. Feministische und queertheoretische Interventionen* (S. 35–43). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839461686-003>

- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Degele, Nina & Götsch, Monika (2014). Rhetorische Modernisierung reifiziert. In Gerlinde Malli & Susanne Sackl-Sharif (Hrsg.), *Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen* (S. 37–49). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Fuchs, Wiebke; Ghattas, Christian; Reinert, Deborah & Widmann, Charlotte (2012). *Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in Nordrhein-Westfalen*. Zugriff am 23. Februar 2024 unter https://trans-nrw.de/downloads/2012_05_07_E_Studie.pdf.
- Gebrande, Julia; Melter, Claus & Bliemetsrieder, Sandro (2017a). Kritisch ambitionierte Soziale Arbeit – intersektional praxeologische Perspektiven. Einleitende Überlegungen. In Julia Gebrande, Claus Melter & Sandro Bliemetsrieder (Hrsg.), *Kritisch ambitionierte Soziale Arbeit. Intersektionale praxeologische Perspektiven* (S. 9–25). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Gebrande, Julia; Melter, Claus & Bliemetsrieder, Sandro (2017b). Anregungen für Orientierungspunkte und Analyse Kriterien einer kritisch ambitionierten Sozialen Arbeit. In Julia Gebrande, Claus Melter & Sandro Bliemetsrieder (Hrsg.), *Kritisch ambitionierte Soziale Arbeit. Intersektionale praxeologische Perspektiven* (S. 390–405). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201–254). Freiburg: Kore.
- Götsch, Monika (2018). Erwerbsbiografien von Trans*Personen – eine intersektionale Betrachtung. In Heike Dierckx, Dominik Wagner & Silke Jakob (Hrsg.), *Intersektionalität und Biografie. Interdisziplinäre Zugänge zu Theorie, Methode und Forschung* (S. 65–81). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzw7j.6>
- Götsch, Monika; Klinger, Sabine & Thiesen, Andreas (2012). „Stars in der Manege?“ – *Demokratiethoretische Überlegungen zur Dynamik partizipativer Forschung*. Zugriff am 4. Mai 2024 unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1780/3296?inline=1>.
- Groß, Melanie (2008). *Geschlecht und Widerstand. Post| queer| linksradikal*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Haraway, Donna (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Harding, Sandra (1990). *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument.
- Hutner, Sabrina (2016). Queering Methods?! Gruppendiskussion und dokumentarische Methode im Kontext queertheoretisch informierter qualitativer Sozialforschung. In Jeannine Wintzer (Hrsg.), *Qualitative Methoden in der Sozialforschung. Forschungsbeispiele von Studierenden für Studierende* (S. 179–189). Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum. https://doi.org/10.1007/978-3-662-47496-9_19
- Kleve, Heiko (2007). Das Tetralemma – Ein Modell zur Reflexion und Bewältigung sozialarbeiterischer Ambivalenzen. *Sozial*, (1), 47–51.
- Landry, Donna & Maclean, Gerald (2020). Ein Gespräch über Subalternität mit Gayatri Chakravorty Spivak. In Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation* (S. 119–159). Wien: Turia + Kant.
- LesMigraS (2012). „... Nicht so greifbar und doch real ...“ *Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland*. Berlin. Zugriff am 26. Februar 2024 unter https://lesmigras.de/wp-content/uploads/2021/11/Dokumentation-Studie-web_sicher.pdf.
- Mies, Maria (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 78(1), 41–63.

- Motzek-Öz, Sina; Aden, Samia & Westphal, Manuela (2021). Forschen als solidarische Praxis? *Sozialmagazin*, (8), 66–72. <https://doi.org/10.3262/SM2108066>
- Nestler, Thomas (2023). „Also wirklich ganz schwierige Charaktere von vornherein.“ Queerness und Widerstand von Adressat*innen in Erzählungen von Fachkräften. In Maria Bitzan, Jasmin Brück, Susanne Dern, Thomas Nestler, Utan Schirmer, Bettina Staudenmeyer & Ulrike Zöllner (Hrsg.), *Queer im Übergangssystem. Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit* (S. 175–197). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839461167-009>
- Pohlkamp, Ines (2014). *Genderbashing. Diskriminierung und Gewalt an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit*. Münster: Unrast.
- Schaeffer-Hegel, Barbara & Watson-Franke, Barbara (Hrsg.). (1988). *Männer Mythos Wissenschaft. Grundlagentexte feministischer Wissenschaftskritik*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Schirmer, Uta (2010). *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839413456>
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2009). *Outside in the Teaching Machine*. New York, London: Routledge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2010 [1985]). Subaltern Studies. Deconstructing Historiography. In Donna Landry & Gerald MacLean (Hrsg.), *The Spivak Reader* (S. 203–235). New York, London: Routledge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2020). *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant.
- Stehr, Johannes (2016). Opferdiskurse und Viktimismus in der Sozialen Arbeit. In Roland Anhorn & Marcus Balzereit (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit* (S. 767–779). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10870-0_28
- Steyrer, Hito (2020). Die Gegenwart der Subalternen. In Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation* (S. 5–16). Wien: Turia + Kant.
- Strey, Jacquelyn (2017). *Researcher Fatigue in Highly Researched Communities*. „You’re a white chick, what are you researching?“ *Comments on the phenomenon of researcher fatigue*. Zugriff am 26. Februar 2024 unter <http://dissertationreviews.org/researcher-fatigue-in-highly-researched-communities/>.
- von Unger, Hella (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01290-8>

Zu den Personen

Thomas Nestler, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Hochschule Fulda. Arbeitsschwerpunkte: Widerstandspraxen queerer Menschen, Jungen*arbeit, qualitative Sozialforschung.
E-Mail: thomas.nestler@sw.hs-fulda.de

Monika Götsch, Dr.in phil., Professorin für Soziologie, Hochschule Esslingen. Arbeitsschwerpunkte: intersektionale Ungleichheiten, Geschlechtertheorien, Sozialisation, Wissenschafts- und Wissenssoziologie, trans*Personen im Erwerbsarbeitskontext.
E-Mail: monika.goetsch@hs-esslingen.de

Ein Weg zu neuen Fragenstellungen. Zur Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten in der empirischen Sozialforschung

Zusammenfassung

Der Beitrag ordnet methodenkritisch und geschlechtertheoretisch die jüngsten Entwicklungen bei der Konstruktion neuer Geschlechtsabfragen in der standardisierten empirischen Sozialforschung ein. Dabei wird festgestellt, dass geschlechtertheoretische Konzeptspezifikationen in der Regel fehlen. Um die Analysepotenziale für die Geschlechterforschung, welche in quantitativen Datenbasen ruhen, auszuschöpfen, sollte der Zweck der Erhebung von Geschlechtlichkeiten reflektiert und vor der Operationalisierung mehrdimensionale Konzeptspezifikationen im Einklang mit zeitgenössischen Theorien von Geschlechtlichkeiten erarbeitet werden. Zudem sind Reifizierungseffekte auch in standardisierten Forschungsprozessen zu analysieren. Dafür bedarf es aufgrund der fortschreitenden Etablierung neuer Items einer Intervention von Geschlechterforscher*innen.

Schlüsselwörter

Methoden, Geschlechtertheorie, Datenerhebung, Operationalisierung, Konzeptspezifikation, Messtheorie

Summary

A path to new research questions. On operationalising gender in empirical social research

The article discusses recent developments in the construction of new gender items in standardised empirical social research, both in terms of methodology and gender theory. It finds that there is a general lack of gender-theoretical conceptual specifications. To unlock the analytical potential of quantitative databases for gender research it is necessary to reflect on the purpose of surveying gender and make multidimensional conceptual specifications prior to operationalisation in line with contemporary theories of gender. Reification effects should also be analysed in relation to standardised research processes. Due to the ongoing establishment of new items, this requires the intervention of gender researchers.

Keywords

methods, gender theory, data collection, operationalisation, conceptualisation, measurement theory

1 Einleitung

Seit der Etablierung der Frauen- bzw. später Geschlechterforschung in den 1970er-Jahren beziehen sich Forschende auf Analyseergebnisse geschlechtsspezifischer Ungleichheiten. Die Bezugnahme auf quantitative Analysen und Beschreibungen, z. B. zu Themen wie geschlechtsspezifischer Gewalt, Lohndiskriminierung, Gesundheit oder der Verteilung von Care-Arbeit, ist jedoch in einen Widerspruch verwickelt. Sie findet statt, ohne dass die standardisierte Datenerhebung den Forschungsstand der Geschlechterforschung abbildet, da *Geschlecht* als sog. *Globalvariable* behandelt wird (Schnell/Hill/Esser 2008: 70ff.). Das bedeutet, dass *Geschlecht* in der Regel als manifeste Variable mit eindeutigen Ausprägungen verstanden wird, als ein soziodemografischer Indikator unter vielen, der keiner Theorie oder weiteren Differenzierung bedarf,



da er unmittelbar und vollständig in der *empirischen Realität* vorliegt und erfasst werden kann. Seit den 1990er-Jahren ringen Geschlechterforscher*innen vermehrt mit dem Reifizierungsproblem – also der Frage, wie empirisch geforscht werden kann, ohne *en passant* Geschlechtskategorien und eine Geschlechterdifferenz sozial mitzuerzeugen (Degele 2008: 120, 133ff.). Doch diese Auseinandersetzung bezieht sich vor allem auf qualitative Forschung (Buchen 2004: 18), während Ergebnisse, die das *Ausmaß* von Ungleichheiten beschreiben, mit quantitativen Methoden gewonnen wurden. Die vorherrschende, simplifizierende Frage nach *dem Geschlecht*, die ein binäres Kategoriensystem (re)produziert, wurde lange Zeit – vielleicht unter der Annahme unüberbrückbarer methodologischer Differenzen (Aulenbacher/Meuser/Riegraf 2010: 95f.) – geduldet. Die Bezugnahme auf quantitative Daten ist jedoch von Relevanz, da Aussagen über das *Ausmaß* geschlechtsspezifischer Diskriminierung oder den sozialen Wandel der Geschlechtlichkeiten lediglich auf der Grundlage bevölkerungsrepräsentativer Datensätze getroffen werden können. Da dies relevante Fragestellungen sind, sollte es ein Anliegen der Geschlechterforschung sein, auch die Geschlechtsabfragen in standardisierten Fragebögen an den Forschungsstand zu Geschlechtlichkeiten anzupassen. Ich argumentiere in diesem Text, wie das durch die Änderung des Personenstandsgesetzes (PStG) 2018 eröffnete Gelegenheitsfenster¹ genutzt werden kann, um anstelle einer bloßen Anpassung von Fragebögen an veränderte Verwaltungspraktiken theoretisch fundierte, valide Items zu entwickeln.

2 Aktuelle Entwicklungen in der Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten

Bis vor Kurzem gab es eine *klassische Variante* der Erhebung von Geschlechtlichkeiten im Fragebogen, die in fast allen standardisierten Befragungen genutzt wurde und auch weiterhin weit verbreitet ist (Döring 2013: 94; Smyth/Olson 2020: 247f.). Es handelt sich um ein *binäres Einzelitem* in „bedeutungsgleiche[n] Formulierungsvarianten mit verschiedenen Statements bzw. Fragen (z. B. ‚Dein Geschlecht:‘; ‚Was ist Ihr Geschlecht?‘)“ (Döring 2013: 97) oder Aufforderungen an die interviewende Person, *das Geschlecht* des Gegenübers einzutragen (Abb. 1), sowie den Antwortmöglichkeiten ‚männlich‘ und ‚weiblich‘. Im Datensatz erzeugt dieses Item eine „sogenannte nominalskalierte, kategoriale [...] Variable mit zwei Ausprägungen“ (Döring 2013: 97).

¹ Im Anschluss an den Beschluss des Bundesverfassungsgerichtes vom 10. Oktober 2017 (BVerfG, Az. 1 BvR 2019/16) wurde das PStG geändert, sodass neben „männlich“, „weiblich“ und einem leeren Geschlechtseintrag eine Person auch als „divers“ geführt werden kann. Dieser Vorgang regte zahlreiche Bemühungen an, die klassischen, binären Items zur Geschlechtsabfrage in Fragebögen zu überarbeiten. Zum 1. November 2024 soll außerdem das neue Selbstbestimmungsgesetz (SBGG) in Kraft treten, welches einen Zusammenhang zwischen Geschlechtseintrag und *Geschlechtsidentität* herstellt (s. Art. 2 SBGG).

Abbildung 1: Ausschnitt aus dem Fragebogen „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften ALLBUS 2018“: Abfrage „sex“ via Fremdzuschreibung

F048 **SEX**

⇨ Geschlecht der befragten Person ohne Befragten eintragen!

Männlich

Weiblich

Quelle: GESIS (2019).

Seit etwa 20 Jahren suchen einzelne Forschende verschiedener Disziplinen nach inklusiven Alternativen, die jedoch in der deutsch- und englischsprachigen Forschungslandschaft kaum für repräsentative Stichproben der allgemeinen Bevölkerung genutzt wurden. Dennoch existieren einige quantitative Studien mit LGBTIQ*-Personen², die differenzierte Geschlechtsabfragen verwenden (z. B. FRA 2020; Müller/Daskilewicz/Southern and East African Research Collective on Health 2019). Dies lässt sich z. T. durch Abwägungen bei der Fragebogenkonstruktion erklären, die der Qualitätssicherung der Daten dienen sollen: So sollen zum einen systematische Ausfälle (*Item- und Unit-Nonresponse*) vermieden werden (Hadler et al. 2022: 93) und zum anderen soll die Vergleichbarkeit zwischen den Daten, die aus verschiedenen Stichproben und zu mehreren Zeitpunkten gewonnen wurden, gewahrt bleiben (Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten 2017: 8ff.). *Nonresponse* entsteht, wenn Personen die Teilnahme verweigern oder einzelne Fragen nicht beantworten (vgl. auch nachfolgend: Engel/Schmidt 2014), bspw. weil die Fragen schwer zu beantworten bzw. zu verstehen sind oder als sehr persönlich bzw. als zu heikel empfunden werden. Abbrüche ergeben sich außerdem aus geringer Teilnahmemotivation und/oder zu langen Fragebögen. Menschen, die aufgrund von Vorerfahrungen eine negative Einstellung gegenüber (wissenschaftlichen) Befragungen haben, wollen gar nicht erst teilnehmen. Auf der Waagschale dieser ethisch-methodischen Abwägung steht auf der einen Seite die Gefahr, dass differenzierte Fragen und vielfältige Antwortmöglichkeiten von einigen Menschen nicht verstanden werden oder Menschen mit (bio)essentialistischen Überzeugungen, z. B. im Rahmen von politischem Konservatismus resp. Religiosität, irritiert auf die Frage(n) reagieren, oder befragte Angehörige geschlechtlicher Minderheiten sich mit einem ungewollten Outing konfrontiert sehen. Andererseits empfinden geschlechtliche Minderheiten eindimensionale Fragen und binäre Antwortmöglichkeiten als diskriminierend (z. B. Krell/Oldemeier 2018: 219)³ – bzw. sind die Fragen für einige

2 Die auch im deutschsprachigen Raum geläufige Abkürzung *LGBTIQ** steht dabei für die Adjektive *lesbian, gay, bi, trans*, inter** und *queer* (zu Deutsch: lesbisch, schwul, bisexuell, trans*, inter* und queer). Wobei der Asterisk* für die Unabgeschlossenheit der Aufzählung und die Fluidität von Sexualität und Geschlechtlichkeiten steht.

3 Dies bekommt vor dem Hintergrund empirischer Befunde zur vergleichsweise schlechten Gesundheit (insb. hohe psychische Belastung) und hoher Diskriminierungserfahrung von Trans* und Inter*Personen besonderes Gewicht (z. B. FRA 2020; Krell/Oldemeier 2018; Scandurra et al. 2019).

Befragte schlicht nicht beantwortbar. Hinzu kommt, dass auch aus geschlechtertheoretischer Perspektive unklar ist, welche Dimension von Geschlechtlichkeit mit dem *binären Einzelitem* gemeint ist, und dass es sich tatsächlich um eine Form der *institutionellen Diskriminierung* handelt (Gomolla 2010: 62). Die Änderung des PSTG scheint die Waage von einer Anpassung an Überzeugungen einer Mehrheit zu einem Schutz von Minderheiten zu kippen. In der Sprache der messtheoretischen Gütekriterien (z. B. Schnell/Hill/Esser 2008: 149ff.) kann man darüber hinaus von bisher nicht systematisch reflektierten Zweifeln an eben dieser Güte des binären Einzelitems sprechen.⁴ Schon länger haben sich insbesondere wissenschaftliche Disziplinen mit einem Gesundheitsbezug, z. B. Epidemiologie und (Sozial-)Psychologie, vergleichsweise intensiv mit der Erhebung von Geschlechtlichkeiten auseinandergesetzt und erste empirische Ergebnisse veröffentlicht (z. B. Kuypers/Wijzen 2014; Wilson et al. 2017). Zur Frage der Etablierung neuer *gender items* in allgemeinen Bevölkerungsumfragen wurden einige Vorschläge gemacht, die teilweise bereits in sog. *Pretests* bzw. eigenen Studien getestet wurden (z. B. Diethold/Watzlawik/Hornstein 2023; Döring 2013; Fischer et al. 2022; Garbarski/LaVergne 2020; Hadler et al. 2022; Hauptert 2019; Lenzner et al. 2019; Magliozzi/Saperstein/Westbrook 2016; Ryan 2019; Smyth/Olson 2020; Tate/Ledbetter/Youssef 2013). Ergänzend wurden einige systematische Zusammenstellungen und Evaluationen verschiedener *Items* veröffentlicht (Federal Interagency Working Group 2016; Garvey et al. 2019; GenIUSS Group 2014; Hauptert 2019; Horstmann et al. 2022; Lindqvist/Sendén/Renström 2020). Dabei ist grundsätzlich eine stärkere Sensibilität für die verschiedenen Dimensionen von Geschlechtlichkeiten zu beobachten. Einige der Ansätze und Ergebnisse liefern wichtige Hinweise für die Operationalisierung einer zu erarbeitenden Konzeptspezifikation; andere verbleiben vage in ihren Konzepten und/oder operationalisieren nicht gemäß der angeführten Konzepte. Die meistbeachteten Dimensionen von Geschlechtlichkeit sind *Geschlechtsidentität*, *Geschlechtszuweisung* (engl. oft: *sex assigned at birth*) und *Geschlechterdarstellung* (engl. oft: *gender expression*). In Deutschland hat die Gesetzesänderung z. B. zu angepassten Abfragen im Sozio-oekonomischen Panel (SOEP) und in der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) geführt, in denen seit 2021 die Abfrage des *Geschlechts* an die rechtliche Ausgestaltung des amtlichen Geschlechtseintrags angepasst wurde (GESIS 2022; Kantar Public 2021, Abb. 2).⁵

4 In meiner unveröffentlichten Abschlussarbeit „Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten in der empirischen Sozialforschung. (Praxis-)Theoretische Reflexionen und forschungspraktische Implikationen“ (2021), auf der dieser Text teilweise beruht, gehe ich detailliert auf die Gütekriterien ein. Die Arbeit kann bei mir angefragt werden. Ich danke Dr. Anna Voigt und PD Dr. Stephan Trinkaus für die ermutigende und kritische Begleitung dieses Beitrags sowie Dr. Aileen Behrendt, Lio Dohmen, Nicole Wiedemann und Sarah Siegert für ihre hilfreichen und freundschaftlichen Anmerkungen.

5 Diese beiden bevölkerungsrepräsentativen, sozialwissenschaftlichen Erhebungen stellen die Grundlage für eine Vielzahl von empirischen Analysen dar (Hartmann/Kopp/Lois 2022: 22).

Abbildung 2: Ausschnitt aus dem Fragenbogen „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften ALLBUS 2021“: Abfrage „sex“ via Selbstzuschreibung

F017 Split A, B, C SEX

Sind Sie ...

männlich

weiblich

divers

Quelle: GESIS (2022).

Nach aktuellem Stand ist festzuhalten, dass auch bei den neu entwickelten *Items* die fehlende oder stark vereinfachte theoretische Einbettung auffällt (Hauptert 2019: 2).⁶ Es fehlt zudem vielfach eine Auseinandersetzung mit dem *Reifizierungsproblem* (Buchen 2004: 18; Degele 2003) bei gleichzeitigem Erhalt der forschungspraktischen Handlungsfähigkeit. In sich schlüssige theoretische Konzepte, die über Existenzaussagen über nichtbinäre Geschlechtsidentitäten und Transgeschlechtlichkeit hinausgehen, fehlen bislang weitgehend – von wenigen Ausnahmen wie z. B. dem INGER-Projekt (Bolte et al. 2021) oder der Arbeit von Thekla Morgenroth und Michelle K. Ryan (2020) abgesehen. Es wiederholt sich ein Fehler der klassischen Operationalisierung: Die fehlende Konzeptspezifikation nach theoretischen, empirischen und methodologischen Analysen der Geschlechterforschung der letzten Jahrzehnte (Smyth/Olson 2020: 247), ohne die keine inhaltlich valide Operationalisierung möglich ist (Schnell et al. 2008: 127). Die so erzeugten Daten sind für Analysen einer kritischen Geschlechterforschung wenig weiterführend, denn die Operationalisierung wird anhand eines – nun veränderten – *alltagspraktischen Wissens* (Böth 2018: 18; vgl. Reckwitz 2003: 292; Wetterer 2009: 52) über Geschlechtlichkeiten vorgenommen (Hauptert 2019: 26).⁷

3 Von der Theorie zum *Item*: Gelingensbedingungen einer validen Operationalisierung

Die folgenden Gelingensbedingungen für die Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten in der empirischen Sozialforschung können auch als Thesen verstanden werden und aufzeigen, was der aktuellen Debatte um *Gender-Items* fehlt. Sie sollen dazu anregen, die theoretische und methodische Reflexion zu vertiefen.

6 An dieser Stelle muss auf eine differenzierte Darstellung und Kritik der einzelnen Items verzichtet werden.

7 Nicht selten wird auf ein *Expert*innenwissen qua Betroffenheit* oder auf *wissenschaftliches Expert*innenwissen*, welches sich zu Beginn der interdisziplinären Geschlechterforschung bzw. Sexualwissenschaft herausgebildet hat, heute aber weitgehend abgelehnt wird, rekuriert. Für Letzteres steht exemplarisch die bloße Unterscheidung von *biologischem* und *sozialem Geschlecht* (Gildemeister/Hericks 2012: 189ff.).

3.1 Reflexion des Zwecks der Erhebung von Geschlechterdimensionen und des Forschungsinteresses

Bereits 2013 veröffentlichte Döring einen Beitrag „Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen“, der die Diskussion zu dieser noch immer offenen Frage anzustoßen versuchte. Sie machte darauf aufmerksam, dass in der quantitativen Sozialforschung *Geschlecht in standardisierten Fragebögen erhoben wird, um*

- a. die Stichprobe zu beschreiben und auf Repräsentativität zu prüfen (*soziodemografische Variable*),
- b. die Erhebungsinstrumente nach Geschlecht zu filtern (*Filtervariable*),
- c. es als *Kontrollvariable* in die Analyse aufzunehmen, um damit Geschlechtsblindheit zu vermeiden, und
- d. geschlechterspezifische Hypothesen zu prüfen – wobei *Geschlecht* in diesem Fall fast ausschließlich als unabhängige Variable oder als Mediator- bzw. Moderatorvariable verwendet wird (Döring 2013: 95f.).

Standardisierte Geschlechtsabfragen oder Codierschemata finden sich nicht selten auch in qualitativen Erhebungen. Dabei handelt es sich um eine Praxis, die oft außerhalb der verwendeten Methode steht, wodurch die Relevanzsetzung der Kategorie *Geschlecht* nicht oder nicht zureichend reflexiv eingeholt wird, z. B. in Form von Begleitfragebögen. Wenn man Geschlechtlichkeiten als mehrdimensionales Konzept versteht, stellt sich im Anschluss an Döring die Frage, welche Dimension von Geschlechtlichkeiten für welchen Zweck und für welches Forschungsinteresse relevant ist. Folglich gibt es nicht *die eine* Lösung oder *das eine* Item, das auf *alle* Fragebögen passt, wie das binäre Einzelitem suggeriert. Forschende müssen überlegen, ob Geschlechtlichkeiten wirklich das interessierende Merkmal sind oder ob präzisere Indikatoren existieren (Bolte 2016: 112).

3.2 Warum standardisierte Sozialforschung Konzeptspezifikationen braucht

Die in der Fragestellung oder den Forschungshypothesen auftretenden Begriffe müssen vor der Konstruktion eines standardisierten Erhebungsinstrumentes zunächst „einer Messung zugänglich“ gemacht werden, wobei bei „komplexe[n], mehrdimensionale[n] Begriffe[n], [...] die einzelnen Dimensionen des Begriffs herausgearbeitet werden“ müssen (Stein 2014: 137). Dies geschieht zwangsläufig in einem theoretischen Kontext (Ratner/Sawatzky 2012: 66). Da dieser Prozess in standardisierten Verfahren – anders als in genuin qualitativen oder rekonstruktiven Verfahren – vor der Feldphase stattfinden muss (Baur/Blasius 2014: 42; Schnell/Hill/Esser 2008: 7ff.), wird an dieser Stelle bereits ein essenzieller Baustein für die Güte der Forschung gelegt. Denn schon auf der Ebene der spezifizierten Konzepte kann ein Widerspruch eingelegt werden, der nachfolgenden Analysen sprichwörtlich den Boden unter den Füßen wegziehen kann. Im Anschluss erfolgt die Übersetzung der Konzepte in Indikatoren. Wobei hierbei Annahmen darüber getroffen werden, ob ein Konzept manifest ist, es also direkt gemessen werden kann, oder ob es latent bleibt und die Übersetzung (unter Angabe sog. *Korrespondenzregeln*) begründet werden muss (Stein 2014: 138). Der Geschlechtseintrag im Personenstands-

register kann z. B. als manifest betrachtet werden, da die aktuelle Verwaltungspraxis dazu führt, dass ein solcher Eintrag vorliegt. Das binäre Einzelitem verweist auf die Annahme einer Globalvariable *Geschlecht*. Diese Umgangsweise verleitet zu *unvollständigen Erklärungen*, in denen implizite Annahmen den Zusammenhang bestimmen (Bolte 2016: 113f.; Schnell/Hill/Esser 2008: 70ff.), und einem deterministischen Biologismus (Bolte 2016: 112), der mit Sozialwissenschaft letztendlich nichts mehr zu tun hat. In den Worten von Schnell, Hill und Esser:

„Einer theoretisch reflektiert verfahrenen Sozialforschung bleibt somit nur die Möglichkeit der theoretischen Explikation von Globalvariablen. [...] Es ist zu fragen, welcher dieser vielfältigen Aspekte, die sich hinter den Globalvariablen verbergen können und die irgendwie zusammenhängen, für einen Akteur bei einer konkreten Handlung relevant sind“ (Schnell/Hill/Esser 2008: 72)

oder relevant gemacht werden. Das binäre Einzelitem und die Datenanalyse mit der binären Geschlechtsvariable implizieren mehrere theoretische Annahmen, die auf der Grundlage der zeitgenössischen Geschlechterforschung zurückgewiesen werden können: Sie beruhen auf den Hypothesen, (1) dass alle Beteiligten wissen, was mit den Begriffen *Geschlecht*, *männlich* und *weiblich* gemeint ist und in etwa das Gleiche darunter verstehen (Hadler et al. 2022: 92f.), (2) dass *das Geschlecht* eindimensional und manifest sei oder dass von einer Dimension von Geschlechtlichkeit auf alle anderen geschlossen werden könnte, (3) dass es nur zwei, im Lebensverlauf unveränderliche Ausprägungen⁸ des Merkmals *Geschlecht* gebe und (4) dass das *Geschlecht* kohärent sowohl beobachtet als auch darüber Auskunft gegeben werden könnte.⁹ Trotz der Vielfalt an Theorien über Geschlechtlichkeiten (Buchen 2004: 13) werden diese Annahmen in der zeitgenössischen Geschlechterforschung nicht geteilt. Das binäre Einzelitem ist nicht in eine explizierte Theorie über Geschlechtlichkeiten eingebettet, was es den Forschenden ermöglicht, ihre eigenen Interpretationen darüber anzustellen, was gemessen werden sollte und was tatsächlich gemessen wurde. So kann die gleiche Variable *Geschlecht* beim Test der Hypothese A als Anwesenheit bestimmter körperlicher Merkmale oder Organe, beim Test der Hypothese B als *Geschlechtsidentität* und bei einer Stichprobenbeschreibung als Geschlechtseintrag nach PStG interpretiert werden. Was *tatsächlich* gemessen wurde, bleibt unklar, weswegen die *Validität* des Items als gering einzustufen ist.¹⁰

3.3 Offenheit und Kooperation zwischen Denkstilen

Die Wissenschaftslandschaft ist geprägt von verschiedenen Denkstilen mit bisweilen unterschiedlichen Prämissen, Methodologien, Methoden und unterschiedlichen Güte-

8 Diese Annahme zeigt sich oft erst in der Datenanalyse, wenn die gleiche Geschlechtsausprägung zu verschiedenen Zeitpunkten angenommen wird.

9 Diese Annahme wird in den Fällen deutlich, in denen mit unterschiedlichen Indikatoren (Selbst- und Fremdzuschreibung) erhobene Geschlechtsausprägungen in der Analyse zusammengeführt werden.

10 Was gemessen wird, variiert u. U. je nach Erhebungsmodus – wie z. B. Telefoninterview oder selbst-administrierte Online-Befragung. Auch die kommunikativen Effekte (s. u.) unterscheiden sich je nach Erhebungsmodus. Beide Aspekte sollten angemessen reflektiert und passende Indikatoren für ein Konzept im jeweiligen Modus gefunden werden.

kriterien für ihre Forschung (Kelle 2008: Kap. 2). Von Beginn an gab es in der Frauen- bzw. Geschlechterforschung eine starke Präferenz für qualitative Methoden, vorwiegend die offene Befragung (Aulenbacher/Meuser/Riegraf 2010: 94ff.; Baur 2012: 119). Meilensteine in der Theoriebildung zu Geschlechtlichkeiten – insbesondere seit der konstruktivistischen Wende – sind Ergebnisse vielfältiger qualitativer Verfahren. Doch sowohl das allgemeine Feld der Soziologie als auch die Geschlechterforschung haben sich dahingehend zumindest diskursiv insofern angenähert, dass heute „fast niemand mehr [bezweifelt], dass es (unabhängig vom Forschungsfeld) von der Fragestellung abhängt, ob qualitative oder quantitative Methoden angewandt werden sollten“ (Baur 2012: 120). Doch empirisch lässt sich nach wie vor beobachten, dass quantitative Methoden und Geschlechterforschung im (visualisierten) *Feld der deutschen Soziologie* weit auseinanderliegen – also wenige (personelle) Schnittmengen haben (Schmitz et al. 2020: 257). Dass es lange keine „konstruktive Diskussion“ gegeben hat, könnte am fehlenden „gemeinsamen Boden“ an Grundbegriffen und starker Überzeugung vom eigenen Denkstil liegen (Kelle 2008: 14). Die Kontaktaufnahme und Diskussion zwischen quantitativ Forschenden und Geschlechterforscher*innen könnte nicht nur die Variable *Geschlecht* stärker an Theorien von Geschlechtlichkeiten rückbinden, sondern auch ein produktives Zusammenspiel verschiedener Methodologien hervorbringen (Kelle 2008: 297). Eine Voraussetzung für die gelingende Zusammenarbeit ist die Bereitschaft innerhalb der quantitativen Methodenentwicklung, Spielräume für die offenere Gestaltung von Fragebögen zu nutzen. Denn die Konzepte der Geschlechterforschung geben in der Regel die empirischen Ausprägungen ihres Auftretens nicht vor (Althoff/Bereswill/Riegraf 2001: 193; Heintz 2020: 256f.). *(Teil)Offene Fragen* werden zwar selten, aber durchaus auch, in allgemeinen Bevölkerungsumfragen wie dem ALLBUS verwendet. Dem (vergleichsweise hohen) Auswertungsaufwand (teil)offener Fragen kann durch computergestützte Datenanalyse begegnet werden (Lindqvist/Sendén/Renström 2020: 338). Eine solche veränderte Praxis würde den linearen Forschungsprozess ein Stück weit aufbrechen und eine zirkuläre Reflexion von Befragungsergebnissen sowie folgenden Befragungen anregen – und damit einen Impuls aus dem Repertoire qualitativer Methoden aufgreifen.

3.4 Das Reifizierungsproblem oder: Wissenschaft als Welterzeugung

Die Umgangsformen, die in der Geschlechterforschung mit dem Reifizierungsproblem gefunden wurden (z. B. Aulenbacher et al. 2010: 90ff.), lassen sich nur bedingt auf standardisierte Forschung anwenden. Zentral für das Reifizierungsproblem ist das Konzept des *Geschlechterwissens*: Als *Geschlechterwissen* kann die Gesamtheit an Wissensfragmenten zur Darstellung und Attribution von Geschlechtlichkeiten sowie zur Ausbildung einer Geschlechtsidentität bezeichnet werden, wobei *objektiviertes*, *gesellschaftliches* und *kollektives Geschlechterwissen* die subjektiv-individuelle Dimension bedingen (Kahlert 2018: 4f.). Wie jede Form des Wissens unterliegt auch *Geschlechterwissen* einem ständigen Wandel, der neben anderen Faktoren auch zu einer Veränderung von sozialen Praktiken führt (Becker-Schmidt 2012: 303; Reckwitz 2003: 291). Empirische Sozialforschung als eine bestimmte (und heterogene) wissenschaftliche Praxis ist auf mindestens zwei Arten an der performativen Erzeugung (Law/Urry 2004: 392f.) von

Geschlechterwissen beteiligt: Einerseits generiert sie *wissenschaftliches Expertenwissen* (Dölling 2003: 114f.; Wetterer 2009), welches durch die Publikation Teil des wissenschaftlichen – und u. U. auch politischen – Diskurses wird. Andererseits beeinflusst sie durch die mit hoher *Benennungsmacht* (Bourdieu 1985: 19, 23ff.) ausgestattete Kommunikation in Befragungs- und Interviewsituationen auch das *alltagspraktische Wissen* (vgl. auch Böth 2018: 18; Reckwitz 2003: 292). Teresa Koloma Beck spricht deswegen von „(Sozial-)Wissenschaft als Welterzeugung“ (Koloma Beck 2019: 16). Diese Sichtweise geht über die Reflexion potenzieller Methodenartefakte hinaus und berührt Punkte der Forschungsethik und sozialen Verantwortung der Sozialwissenschaften im Allgemeinen bzw. der (quantitativen) Geschlechterforschung im Speziellen. In allen stark standardisierten Verfahren kommunizieren die zur Auswahl stehenden Antwortmöglichkeiten etwas darüber, was von der (Wissen legitimierenden) Wissenschaft als *normal* bzw. überhaupt *möglich* erachtet wird. Geschlechtlichkeiten im Kontext konstruktivistischer Geschlechtertheorien zu verstehen und aus ihrem Status als *Globalvariable* zu lösen, wäre die Voraussetzung für eine weitergehende Befassung mit dem Reifizierungsproblem. Möglich wäre hier, bei der Operationalisierung weniger auf kategoriale Ausprägungen als auf Kontinua zu setzen (Marcotte et al. 2023: 3f.) und die Streuung der Daten in den Analysen ernst zu nehmen. Das bedeutet, in der Datenanalyse sowie in der Publikation der Ergebnisse vermehrt auf Verteilungen statt auf aggregierende Parameter zu setzen – so bleibt geschlechtliche Varianz durch den Forschungsprozess hindurch sichtbar.¹¹

4 Methodenvielfalt und Datenqualität als Weg zu neuen Fragestellungen

Die frühe Präferenz für qualitative Methoden in der Geschlechterforschung war nie ungeteilt (Aulenbacher et al. 2010: 96; Baur 2012: 119, 140). Insbesondere die Beschreibung von Sozialstrukturen sowie Fragen nach dem Ausmaß bzw. der Verbreitung bestimmter Phänomene im Wandel der Zeit können qualitativ nicht beantwortet werden. Die Folge ist eine Beschneidung der Fragestellungen, die von Forschenden bearbeitet werden können (Baur 2012: 140f.; Ostner 1987: 112; Sturm 1994: 93). Das Interesse an der Verbesserung der Qualität der quantitativen Daten zu Geschlechtlichkeiten scheint bisher gering. Dies zeigt sich an der einseitigen Diskussion von Operationalisierungsvorschlägen jenseits von Theorien, die den Anspruch erheben, Geschlechtlichkeiten in ihren Facetten verstehen zu wollen. Doch in der theoriegesättigten Erfassung von Geschlechtlichkeiten liegt ein Potenzial für neue Fragestellungen. Für den deutschsprachigen Raum möchte ich auf vier Veröffentlichungen kurz eingehen, die entweder die oben dargestellten Probleme verdeutlichen oder auf die entstehenden Potenziale verweisen:

11 Hinzu kommt, dass dieses Vorgehen Vorteile für die statistische Analyse mit sich bringt, da kategoriale Ausprägungen mit geringen Fallzahlen – wie für geschlechtliche Minderheiten (zunächst) zu erwarten – oft aus statistischen Modellen herausfallen und/oder nicht aussagekräftig sind (Lindqvist/Sendén/Renström 2020: 338; Marcotte et al. 2023: 3f.). Für deskriptive Fragestellungen sind seltene Ausprägungen hingegen kein Problem.

Patricia Hadler et al. (2022) haben im Rahmen von Fragebogenforschung am GESIS¹² verschiedene Formulierungen der *Geschlechter-Frage* mit und ohne eine dritte Option und Ausweichmöglichkeit getestet und fragen im Anschluss in offenen Fragen danach, wie die Befragten die verschiedenen Begrifflichkeiten der Frage verstehen. Die beachteten Dimensionen von Geschlechtlichkeit sind *Geschlechtsidentität* und *juristisches Geschlecht* im Sinne des Geschlechtseintrags nach PStG (Hadler et al. 2022: 96f.). Eine begründete und theoretisierte Auswahl der Dimensionen bleibt aus. In ihrer Studie haben jedoch weder die expliziten Fragen nach dem *juristischen Geschlecht* und der *Geschlechtsidentität* noch eine dritte Auswahlmöglichkeit („divers“) zu einer erhöhten *Nonresponse-Rate* geführt (Hadler et al. 2022: 103f.). Eine besondere Rolle spielen in Deutschland die *Demographischen Standards*: Sie sind eine Empfehlung, die von verschiedenen Akteuren erarbeitet wird, um auf eine „Vereinheitlichung der Erhebungsinstrumente sozio-demographischer Merkmale von Befragten in Umfragen“ (Lenzner et al. 2019: 5) hinzuwirken, deren Verwendung auch vom RatSWD¹³ empfohlen wird, um „Ergebnisse vergleichbar zu machen“ (Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD) 2017: 10). Auch hier wurde ein *kognitiver Pretest* durchgeführt, um Frageformulierungen und Antwortmöglichkeiten auszuprobieren, wobei eine Theoretisierung vollständig ausbleibt. Die *Demographischen Standards* empfehlen bis heute das gleiche Einzelitem, wobei die Frage „Welches Geschlecht haben Sie?“ nach eigenen Angaben auf das *juristische Geschlecht* rekurriert (Beckmann et al. 2016: 8f.), mit einer Ergänzung der gesetzlich verankerten Bezeichnung „Divers“ zu den Antwortmöglichkeiten (Lenzner et al. 2019: 16). An einer veränderten Empfehlung der *Demographischen Standards* würden sich voraussichtlich viele deutschsprachige quantitative Erhebungen orientieren.

Eine spannende Neuerung seit 2019 ist das „Boost Sample of SGM Households“¹⁴ im *Sozio-Oekonomischen Panel (SOEP)*, das sog. „Sample Q“. Das SOEP ist eine der wichtigsten sozialwissenschaftlichen quantitativen Erhebungen für die Bundesrepublik Deutschland. Dafür werden aktuell jährlich über 30.000 Personen in über 20.000 zufällig ausgewählten Haushalten befragt (Fischer et al. 2022: 323), wobei viele Personen über lange Zeiträume ihres Lebens begleitet werden. Die Panel-Stichprobe wird, um Verluste auszugleichen, regelmäßig erweitert. Mit dem „Sample Q“ wurden 477 Personen, die sich selbst als lesbisch, schwul, bisexuell oder einer anderen sexuellen Orientierung zugehörig beschrieben und/oder angaben, trans*geschlechtlich zu sein, in das Panel aufgenommen (Fischer et al. 2022: 323f.).¹⁵ Bei der Geschlechtsabfrage wurde die international häufig angewandte sog. „two step method“ genutzt und zunächst nach dem bei Geburt (aufgrund der kindlichen äußeren Geschlechtsmerkmale) zugewiesenen Geschlecht und anschließend nach der aktuellen *Geschlechtsidentität* gefragt (Fischer

12 Am GESIS – Leibniz-Institut für Sozialforschung in Mannheim ist der ALLBUS angesiedelt.

13 Der Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD) wird von allen promovierten Forscher*innen der empirischen Wirtschafts- und Sozialwissenschaften gewählt und berät die Bundesregierung und die Regierungen der Länder zur Forschungsdateninfrastruktur (vgl. www.konsortswd.de/ueber-uns/ratswd [Zugriff: 16.06.2024]).

14 SGM steht für *Sexual and Gender Minorities* (Fischer et al. 2022: 321).

15 Dem Verlust von räumlicher und zeitlicher Vergleichbarkeit kann – wie beim SOEP – durch eine gezielte Erweiterung der Stichprobe begegnet werden oder auch indem neue Items alte nicht sofort ersetzen, sondern im Split-Half-Verfahren eine Zeit lang nebeneinander verwendet werden (Fischer et al. 2022; Smith 2005). So können Forschende Analyseverfahren entwickeln, die eine Vergleichbarkeit – unter Einschränkungen – beibehalten.

et al. 2022: 323). Gleichzeitig wurden geschlechtsneutrale Formulierungen gefunden und z. B. nichtbiologische Elternschaft berücksichtigt. Damit wurden wichtige Aspekte des kommunikativen Gehalts des Fragebogens reflektiert. Dennoch wird der Erkenntnisgewinn weit hinter seinen Potenzialen zurückbleiben, wenn die Multidimensionalität von Geschlechtlichkeit in den SOEP-Fragebögen weiterhin nicht angemessen berücksichtigt und theoretisiert wird. Zuletzt möchte ich deswegen auf das INGER-Projekt („Integrating Gender into Environmental Health Research“) aus der interdisziplinären Gesundheitsforschung verweisen, welches eine umfangreiche Konzeptionalisierung vornimmt (Bolte et al. 2021). Entlang der Anforderungen Mehrdimensionalität, Variabilität, Verkörperung (engl.: *embodiment*) und Intersektionalität haben Gabriele Bolte et al. vor der Entwicklung von Operationalisierungsvorschlägen (Horstmann et al. 2022) auf der Grundlage bestehender Geschlechter- und Gesundheitsforschung und daraus abgeleiteten Theorien eine Konzeptionalisierung erarbeitet (Bolte et al. 2021: 8ff.). Das Projekt hat – unabhängig vom Ergebnis – Vorbildcharakter, wenn es darum geht, die Limitationen der quantitativen Geschlechterforschung aufzubrechen und das Zeitfenster zu nutzen, das sich durch die Gesetzesanpassungen in der Bundesrepublik Deutschland geöffnet hat.¹⁶

5 Perspektiven – und Interventionen?

Das Zusammenspiel der genannten Beispiele zeigt die Potenziale einer inhaltsvaliden, theoretisch fundierten Operationalisierung von Geschlechtlichkeiten, die auf bevölkerungsrepräsentative Erhebungen angewandt werden könnten. So könnten Zusammenhänge zwischen verschiedenen Dimensionen von Geschlechtlichkeit erforscht und mit unterschiedlichen Erfahrungen in Beziehung gesetzt werden. Fischer et al. weisen bspw. auf die Analysepotenziale des SOEP im Hinblick auf soziale und familiäre Beziehungen im Lebensverlauf hin (Fischer et al. 2022: 329f.). Welche Dimensionen von Geschlechtlichkeiten wen in welchen Lebensbereichen und -abschnitten wie (sehr oder überhaupt) beeinflussen, sind empirische Fragen (Degele 2008: 70; Heintz/Nadai 1998: 88). Und auch der soziale Wandel von Geschlechtlichkeiten kann quantitativ nur vor dem Hintergrund einer mehrdimensionalen Konzeptualisierung erforscht werden. Aufgrund des Fehlens aussagekräftiger empirischer Ergebnisse muss das Zwischenfazit lauten:

„Es ist nicht ausgemacht, ob es sich bei der Diskussion um den Geltungsverlust von ‚Geschlecht‘ um ein flüchtiges Phänomen handelt oder ob diejenigen Recht behalten, die darin Symptome eines tiefer greifenden Wandels von Geschlechterverhältnissen zu erkennen glauben“ (Knapp 2020: 328).

Das binäre Einzelitem – aber auch die unzureichende Anpassung der Indikatoren – limitieren die Untersuchung dieser Fragestellungen, da ihre Aussagekraft stark begrenzt ist und

16 In meiner unveröffentlichten Abschlussarbeit (s. o.) habe ich folgende Konzepte im Anschluss an eine praxistheoretische Perspektive vorgeschlagen: *Geschlechterattributionen* (inkl. dem Sonderfall *Geschlechtszuweisung* bei Geburt), *Geschlechterdarstellungen*, *Geschlechterwissen*, *Körpergeschlechtlichkeit*, *Geschlechtsidentität* und – als verwaltungspraktisches Konzept – *juristisches Geschlecht*. Die Arbeit geht im Detail auf die Konzepte ein und zeigt beispielhaft ihre Operationalisierbarkeit.

bei weiteren Veränderungen der empirischen Realität weiterhin abnehmen wird (Kelle 2008: 294f.; Smith 2005). Zum Zweck der Vergleichbarkeit und der Stichprobenbewertung reicht das explizierte Konzept *juristisches Geschlecht* aus, dessen Beschreibung und Operationalisierung verhältnismäßig einfach sind. Für die wirklich spannenden Fragen sind jedoch alle relevanten Dimensionen zu berücksichtigen, die je nach Fachdisziplin und Fragestellung variieren können. Daher ist eine (interdisziplinäre) Diskussion zwischen qualitativ, theoretisch und quantitativ arbeitenden Geschlechterforscher*innen erforderlich. Wichtig sind dabei der Bezug zum Theoriekorpus der Geschlechterforschung, das Erarbeiten valider und mehrdimensionaler Operationalisierungsvorschläge, das partielle Aufbrechen der Linearität des standardisierten Forschungsprozesses, die Berücksichtigung möglicher Erhebungszwecke und die (ethische) Reflexion der *Welterzeugungseffekte*.

Literaturverzeichnis

- Althoff, Martina; Bereswill, Mechthild & Riegraf, Birgit (2001). *Feministische Methodologien und Methoden*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-10056-0>
- Aulenbacher, Brigitte; Meuser, Michael & Riegraf, Birgit (2010). *Soziologische Geschlechterforschung: eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92045-0>
- Baur, Nina (2012). Von der Quali-/Quanti-Debatte zum Methoden-Mix. Reichweite und Ertrag methodischer Zugriffe am Beispiel der Vorstellungen von familiärer Arbeitsteilung. In Brigitte Aulenbacher & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Erkenntnis und Methode: Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs* (2. Aufl., S. 119–144). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18675-7_7
- Baur, Nina & Blasius, Jörg (2014). Methoden der empirischen Sozialforschung. Ein Überblick. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 41–62). Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Becker-Schmidt, Regina (2012). Erkenntnis, Forschungsgegenstand, Kritik – Notizen zu epistemologischen Kontroversen in der Geschlechterforschung. In Brigitte Aulenbacher & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Erkenntnis und Methode: Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs* (2. Aufl., S. 293–308). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18675-7_16
- Beckmann, Katharina; Glemser, Axel; Heckel, Christiane; von der Heyde, Christian; Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P.; Hanefeld, Ute; Herter-Eschweiler, Robert & Kühn, Carola (2016). *Demographische Standards. Eine gemeinsame Empfehlung des ADM, Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute e.V., der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI) und des Statistischen Bundesamtes*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt. Zugriff am 06. August 2024 unter https://www.statistischebibliothek.de/mir/receive/DEMOnografie_mods_00003695.
- Böth, Mareike (2018). „Why all the fuss about practice theory?“ Zum Verhältnis von Geschlechter- und Praxistheorie aus Sicht einer Historikerin. *GENDER*, 10(1), 13–28. <https://doi.org/10.3224/gender.v10i1.02>
- Bolte, Gabriele (2016). Gender in der Epidemiologie im Spannungsfeld zwischen Biomedizin und Geschlechterforschung. Konzeptionelle Ansätze und methodische Diskussionen. In Claudia Hornberg, Andrea Pauli & Birgitta Wrede (Hrsg.), *Medizin – Gesundheit – Geschlecht* (S. 103–124). Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19013-6>

- Bolte, Gabriele; Jacke, Katharina; Groth, Katrin; Kraus, Ute; Dandolo, Lisa; Fiedel, Lotta; Debiak, Malgorzata; Kolossa-Gehring, Marike; Schneider, Alexandra & Palm, Kerstin (2021). Integrating Sex/Gender into Environmental Health Research: Development of a Conceptual Framework. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 18(22), 1–18. <https://doi.org/10.3390/ijerph182212118>
- Bourdieu, Pierre (1985). *Sozialer Raum und „Klassen“*. Zwei Vorlesungen: mit einer Bibliographie der Schriften Pierre Bourdieus von Yvette Delsaut. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Buchen, Sylvia (2004). Standortbestimmung und Selbstvergewisserung der Geschlechterforschung als Einführung. In Sylvia Buchen, Cornelia Helfferich & Maja S. Maier (Hrsg.), *Gender methodologisch: empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen* (S. 11–18). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80587-4_2
- Degele, Nina (2003). Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften. *Soziale Welt*, 54(1), 9–29. Zugriff am 06. August 2024 unter www.jstor.org/stable/40878398.
- Degele, Nina (2008). *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*. Stuttgart: utb. <https://doi.org/10.36198/9783838529868>
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (2019). *Leitlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Kodex*. Zugriff am 06. August 2024 unter <https://zenodo.org/record/3923602>.
- Diethold, Jorah M. E.; Watzlawik, Meike & Hornstein, René_Rain (2023). Die Erfassung von Geschlecht: Bisherige Praxis und Empfehlungen für Neuerungen aus community-basierter Forschung. *Diagnostica*, 69(2), 86–98. <https://doi.org/10.1026/0012-1924/a000305>
- Dölling, Irene (2003). Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen. In Sünne Andresen, Irene Dölling & Christoph Kimmerle, *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis: Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren* (S. 113–165). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11754-4_6
- Döring, Nicola (2013). Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie. *GENDER*, 5(2), 94–113.
- Engel, Uwe & Schmidt, Björn Oliver (2014). Unit- und Item-Nonresponse. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 331–348). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_23
- Federal Interagency Working Group, on Improving Measurement of Sexual Orientation and Gender Identity (SOGI) (2016). *Evaluations of Sexual Orientation and Gender Identity Survey Measures: What Have We Learned?* Federal Committee on Statistical Methodology (FCSM). Zugriff am 06. August 2024 unter https://dpcpsi.nih.gov/sites/default/files/Evaluations_of_SOGI_Questions_20160923_508.pdf.
- Fischer, Mirjam M.; Kroh, Martin; De Vries, Lisa; Kasproski, David; Kühne, Simon; Richter, David & Zindel, Zaza (2022). Sexual and Gender Minority (SGM) Research Meets Household Panel Surveys: Research Potentials of the German Socio-Economic Panel and Its Boost Sample of SGM Households. *European Sociological Review*, 38(2), 321–335. <https://doi.org/10.1093/esr/jcab050>
- FRA, European Union Agency for Fundamental Rights (2020). *A long way to go for LGBTI equality*. European Union. Zugriff am 06. August 2024 unter https://op.europa.eu/publication/manifestation_identifier/PUB_TK0120462ENN.
- Friedrichs, Jürgen (2014). Forschungsethik. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 82–91). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_3
- Garbarski, Dana & LaVergne, Dana (2020). The Measurement of Sexual Attraction and Gender Expression: Cognitive Interviews with Queer Women. In Philip S. Brenner (Hrsg.), *Under-*

- standing Survey Methodology: Sociological Theory and Applications* (S. 193–217). Cham: Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-47256-6>
- Garvey, Jason C.; Hart, Jeni; Metcalfe, Amy Scott & Fellabaum-Toston, Jennifer (2019). Methodological Troubles with Gender and Sex in Higher Education Survey Research. *The Review of Higher Education*, 43(1), 1–24. <https://doi.org/10.1353/rhe.2019.0088>
- GenIUSS Group (2014). *Best Practices for Asking Questions to Identify Transgender and Other Gender Minority Respondents on Population-Based Surveys*. Los Angeles: The Williams Institute. Zugriff am 06. August 2024 unter <https://williamsinstitute.law.ucla.edu/publications/geniuss-trans-pop-based-survey>.
- GESIS, Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften (2019). *ALLBUS 2018: Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften*. GESIS Data Archive. <https://doi.org/10.4232/1.13250>
- GESIS, Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften (2022). *ALLBUS 2021: Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften*. GESIS Data Archive. <https://doi.org/10.4232/1.14002>
- Gildemeister, Regine & Hericks, Katja (2012). *Geschlechtersoziologie: theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg. <https://doi.org/10.1524/9783486717570>
- Gomolla, Mechthild (2010). Institutionelle Diskriminierung. Neue Zugänge zu einem alten Problem. In Ulrike Hormel & Albert Scherr (Hrsg.), *Diskriminierung: Grundlagen und Forschungsergebnisse* (S. 61–94). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92394-9_4
- Hadler, Patricia; Neuert, Cornelia E.; Ortmanns, Verena & Stiegler, Angelika (2022). Are You...? Asking Questions on Sex with a Third Category in Germany. *Field Methods*, 34(2), 91–107. <https://doi.org/10.1177/1525822X211072326>
- Hartmann, Florian G.; Kopp, Johannes & Lois, Daniel (2022). *Sozialwissenschaftliche Datenanalyse: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-36322-2>
- Hauptert, Margaret L. (2019). *Considerations for the development and implementation of transgender-inclusive gender demographic questions* (Dissertation). Bloomington: Indiana University. Zugriff am 06. August 2024 unter https://scholarworks.iu.edu/dspace/bitstream/handle/2022/22925/Hauptert_Dissertation_2019.pdf.
- Heintz, Bettina (2020). Ohne Ansehen der Person? De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In Sylvia Marlene Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 239–260). Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22183-6>
- Heintz, Bettina & Nadai, Eva (1998). Geschlecht und Kontext: De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. *Zeitschrift für Soziologie*, 27(2), 75–93. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1998-0201>
- Horstmann, Sophie; Schmechel, Corinna; Palm, Kerstin; Oertelt-Prigione, Sabine & Bolte, Gabriele (2022). The Operationalisation of Sex and Gender in Quantitative Health-Related Research: A Scoping Review. *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 19(12), 7493. <https://doi.org/10.3390/ijerph19127493>
- Kahlert, Heike (2018). Geschlechterwissen: zur Vielfalt epistemischer Perspektiven auf Geschlechterdifferenz und -hierarchie in der sozialen Praxis. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 1–11). Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_163-1
- Kantar Public (2021). *SOEP-Core – 2020: Personenfragebogen, Stichproben A–L3, M1–M2 + N–Q* [Erhebungsinstrumente]. Berlin: DIW/SOEP. Zugriff am 06. August 2024 unter https://www.diw.de/en/diw_01.c.838578.en/edition/soep-core_v37eu_data_1984-2020_eu-edition.html.

- Kelle, Udo (2008). *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung: theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91174-8>
- Knapp, Gudrun-Axeli (2020). Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik. In Sylvia Marlene Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 301–334). Wiesbaden: Springer Fachmedien. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22183-6>
- Koloma Beck, Teresa (2019). Welterzeugung. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, (1), 12–23. <https://doi.org/10.3262/ZTS1901012>
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin (2018). *Coming-out – und dann ...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzs8p>
- Kuyper, Lisette & Wijsen, Ciel (2014). Gender Identities and Gender Dysphoria in the Netherlands. *Archives of Sexual Behavior*, 43(2), 377–385. <https://doi.org/10.1007/s10508-013-0140-y>
- Law, John & Urry, John (2004). Enacting the social. *Economy and Society*, 33(3), 390–410. <https://doi.org/10.1080/0308514042000225716>
- Lenzner, Timo; Hadler, Patricia; Neuert, Cornelia; Klingler, Matthias; Wolf, Megan & Sarafoglou, Andrea (2019). *Demographische Standards: Kognitiver Pretest*. GESIS Projektbericht Nr. 5. <https://doi.org/10.17173/PRETEST75>
- Lindqvist, Anna; Sendén, Marie Gustafsson & Renström, Emma A. (2020). What is gender, anyway: a review of the options for operationalising gender. *Psychology & Sexuality*, 12(4), 332–344. <https://doi.org/10.1080/19419899.2020.1729844>
- Magliozzi, Devon; Saperstein, Aliya & Westbrook, Laurel (2016). Scaling Up: Representing Gender Diversity in Survey Research. *Socius: Sociological Research for a Dynamic World*, 2, 1–11. <https://doi.org/10.1177/2378023116664352>
- Marcotte, Melissa; Cichoń, Marta; DeSalvo, Nathan; Medeiros, Kayla; Gadbois, Stephen & Alberti-Silverstein, Jennifer (2023). Beyond Wokeness: Why We Should All Be Using a More “Sensitive” Measure of Self-Reported Gender Identity. *Psychological Reports*, 0(0), 1–31. <https://doi.org/10.1177/00332941221149178>
- Morgenroth, Thekla & Ryan, Michelle K. (2020). The Effects of Gender Trouble: An Integrative Theoretical Framework of the Perpetuation and Disruption of the Gender/Sex Binary. *Perspectives on Psychological Science*, 16(6), 1113–1142. <https://doi.org/10.1177/1745691620902442>
- Müller, Alex; Daskilewicz, Kristen & Southern and East African Research Collective on Health (2019). *Are we doing alright? Realities of violence, mental health, and access to healthcare related to sexual orientation and gender identity and expression in East and Southern Africa: Research report based on a community-led study in nine countries*. Cape Town: UCT & COC Netherlands.
- Ostner, Illona (1987). Scheu vor der Zahl? Die qualitative Erforschung von Lebenslauf und Biographie als Element einer feministischen Wissenschaft. In Wolfgang Voges (Hrsg.), *Methoden der Biographie- und Lebenslauforschung* (S. 103–124). Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_6
- Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten (RatSWD) (2017). *Forschungsethische Grundsätze und Prüfverfahren in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften*. Zugriff am 06. August 2024 unter https://www.konsortswd.de/wp-content/uploads/RatSWD_Output9_Forschungsethik.pdf.
- Ratner, Pamela A. & Sawatzky, Richard G. (2012). Approaches to the Measurement of Gender. In John L. Oliffe & Lorraine Greaves (Hrsg.), *Designing and Conducting Gender*,

- Sex, and Health Research* (S.65–84). Thousand Oaks/California: SAGE. <https://doi.org/10.4135/9781452230610.n4>
- Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301. <https://doi.org/10.1515/zfs-oz-2003-0401>
- Ryan, J. Michael (2019). The Problematics of Assessing Trans Identity in Survey Research: A Modest Proposal for Improving Question Design. *Societies*, 9(4), 85. <https://doi.org/10.3390/soc9040085>
- Scandurra, Cristiano; Mezza, Fabrizio; Maldonato, Nelson Mauro; Bottone, Mario; Bochicchio, Vincenzo; Valerio, Paolo & Vitelli, Roberto (2019). Health of Non-binary and Genderqueer People: A Systematic Review. *Frontiers in Psychology*, 10, 1453. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2019.01453>
- Schmitz, Andreas; Schmidt-Wellenburg, Christian; Witte, Daniel & Keil, Maria (2020). In welcher Gesellschaft forschen wir eigentlich? Struktur und Dynamik des Feldes der deutschen Soziologie. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*, 8(2), 245–279. <https://doi.org/10.3262/ZTS1902245>
- Schnell, Rainer; Hill, Paul B. & Esser, Elke (2008). Methoden der empirischen Sozialforschung (8. Aufl.). München: Oldenbourg.
- Smith, Tom William (2005). The Laws of Studying Societal Change. *Survey Research*, 36(2), 1–5.
- Smyth, Jolene D. & Olson, Kristen (2020). Male/Female Is Not Enough: Adding Measures of Masculinity and Femininity to General Population Surveys. In Philip S. Brenner (Hrsg.), *Understanding Survey Methodology: Sociological Theory and Applications* (S.247–275). Cham: Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-47256-6>
- Stein, Petra (2014). Forschungsdesigns für die quantitative Sozialforschung. In Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S.135–151). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_7
- Sturm, Gabriele (1994). Wie forschen Frauen? Überlegungen zur Entscheidung für qualitatives oder quantifizierendes Vorgehen. In Angelika Diezinger, Hedwig Kitzer & Ingrid Anker (Hrsg.), *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung* (S.85–104). Freiburg: Kore.
- Tate, Charlotte Chuck; Ledbetter, Jay N. & Youssef, Cris P. (2013). A Two-Question Method for Assessing Gender Categories in the Social and Medical Sciences. *Journal of Sex Research*, 50(8), 767–776. <https://doi.org/10.1080/00224499.2012.690110>
- Wetterer, Angelika (2009). Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen: eine wissenssoziologische Rekonstruktion. *GENDER*, 1(2), 45–60.
- Wilson, Bianca D. M.; Choi, Soon Kuy; Herman, Jody L.; Becker, Tara L. & Conron, Kerith J. (2017). *Characteristics and Mental Health of Gender Nonconforming Adolescents in California: Findings from the 2015–2016 California Health Interview Survey*. The Williams Institute, UCLA Center for Health Policy Research. Zugriff am 06. August 2024 unter <https://williamsinstitute.law.ucla.edu/publications/gnc-youth-ca>.

Zur Person

Sabrina A. Arneth, B. A. Soziologie, Universität Potsdam und Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI). Arbeitsschwerpunkte: Gewalt-, Geschlechter- und Wissenschaftssoziologie sowie Methoden der empirischen Sozialforschung.
E-Mail: arneth@uni-potsdam.de

Theresa Herdlitschka, Johanna Dankers, Miriam Kienesberger,
Katharina Kapitza, Tanja Mölders

Nachhaltigkeitsforschung und Geschlechterperspektiven: intersektionale Ansätze zur Analyse sozial-ökologischer Transformationen

Zusammenfassung

Dieser Beitrag knüpft an Arbeiten aus dem Forschungsfeld Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit an und zielt darauf ab, intersektionale Geschlechterperspektiven als Heuristik zur Analyse sozial-ökologischer Transformationen zu formulieren. Dabei wird die in der geschlechterbezogenen Nachhaltigkeitsforschung entwickelte Unterscheidung von Geschlecht als Differenz-, Struktur-, Prozess- und epistemologische Kategorie insbesondere in Bezug auf intersektionale und epistemologische Perspektiven konkretisiert, die zu einem erweiterten, heuristischen Verständnis der Geschlechterperspektiven als Analyseperspektiven beitragen. Am Beispiel der Systematisierung von Forschungsarbeiten an der Schnittstelle von Energiewende, Geschlecht und Macht werden die Potenziale der jeweiligen Perspektiven und ihrer Erweiterungen konkretisiert. Damit wird sowohl die systematisierende als auch die analytische Funktion einer solchen Heuristik für die (empirische) Forschung zu sozial-ökologischen Transformationen verdeutlicht.

Schlüsselwörter

Nachhaltigkeitstransformationen, Natur-Gesellschafts-Beziehungen, Gender, Intersektionalität, Energiewendeforschung

Summary

Sustainability research and gender perspectives: Intersectional approaches to the analysis of socio-ecological transformations

Drawing on work in the field of gender relations and sustainability research, this article aims to formulate intersectional gender perspectives as heuristics for analyzing socio-ecological transformations. The distinction drawn in terms of gender as a category of difference, structure, process and epistemology that has evolved in gender-related sustainability research is thus put in more concrete terms with regard to intersectional and epistemological perspectives in particular. This contributes to an expanded heuristic understanding of gender perspectives as analytical perspectives. The potentials of the relevant perspectives and their extensions are illustrated by systematizing research at the interface of energy transitions, gender and power. This demonstrates both the systematizing and analytical value of such a heuristic for (empirical) research on socio-ecological transformations.

Keywords

sustainability transformations, nature–society relations, gender, intersectionality, energy transitions research

1 Einleitung

Sich zuspitzende sozial-ökologische Krisen lassen die Dringlichkeit grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen augenscheinlich werden. Als normative Orientierung für die Richtung solcher Transformationen dient das Leitbild der Nachhaltigkeit (Christ/Sommer 2022: 461). Während das Konzept – wie kritische Stimmen festhalten – gerade



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

aufgrund seiner Vagheit breite Zustimmung als Handlungs- und Analyserahmen findet,¹ bleibt es aus demselben Grund zugleich umstritten und umkämpft (Gottschlich 2017). So wird die Verknüpfung von Nachhaltigkeitskonzepten mit Gerechtigkeitsfragen keineswegs von allen Debattensträngen anerkannt und systematisch verfolgt. Etwa im technokratisch, ökonomisch und naturwissenschaftlich dominierten Mainstream findet die Auseinandersetzung mit normativen Konzepten und Werten nur wenig Raum (Sze 2020: 107f.). Dabei fehlt auch oftmals eine Orientierung am – im Brundtland-Bericht (1987) und der Agenda 21 der United Nations (1992) aufgestellten – doppelten Gerechtigkeitspostulat, das sowohl auf ein intra- als auch auf ein intergenerationales Moment verweist (Gottschlich/Katz 2016: 3).

Kritische Perspektiven plädieren deshalb für die Fokussierung von Macht- und Herrschaftsfragen (Sze 2020: 112). In diesem Zusammenhang stellen Geschlecht bzw. Geschlechterverhältnisse grundlegende Kategorien für die Herausarbeitung des emanzipatorischen Potenzials von Nachhaltigkeit dar (Gottschlich 2017: 239). Denn die intragenerationale Dimension – also Gerechtigkeit innerhalb aktuell lebender Generationen – verweist neben dem hierarchischen Verhältnis zwischen Globalem Norden und Süden auch auf Fragen von Armut und Geschlecht (Dengler/Seebacher 2019: 248). Dabei überschneiden sich diese strukturellen Ungerechtigkeiten und erzeugen auf komplexe Weise Benachteiligungen sowie Privilegien hinsichtlich der Dimensionen Verteilung, Anerkennung und Prozess (Leach et al. 2018: 4).

Um diese Aspekte auch systematisch in der Analyse sozial-ökologischer Problemlagen adressieren zu können, braucht an Nachhaltigkeit orientierte Forschung (neue) interdisziplinäre Konzepte und Ansätze, die der Komplexität multipler sozial-ökologischer Krisen angemessen sind (Leach et al. 2018: 2). Als besonders produktiv identifizieren wir hierfür die Nutzung von Geschlechterperspektiven als Analyseperspektiven, die neue Qualitäten im Hinblick auf Epistemologie, Problemdefinition, Wissensintegration sowie normative und herrschaftskritische Positionierung ermöglichen (Katz et al. 2015: 15). Einschlägige Systematisierungen des Themenfeldes Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit machen dies sichtbar und arbeiten vier zentrale Analyseperspektiven heraus: Geschlecht als Differenz-, Struktur-, Prozess- und epistemologische Kategorie (Hofmeister/Katz 2011; Hofmeister/Katz/Mölders 2013a).

Wir schließen an diese Systematisierung an und nehmen zwei Erweiterungen vor: Erstens verdeutlichen wir, warum angesichts der Verflechtung unterschiedlicher Ungerechtigkeitsformen sowie der Verwobenheit und Co-Konstitution verschiedener Unterdrückungsmechanismen (Degele/Winker 2007) alle vier Geschlechterkategorien verstärkt intersektional gefasst werden müssen. Dabei versuchen wir, mit dem Dilemma umzugehen, einerseits der Einsicht „gender does not act alone“ (Mollett 2017: 148) Rechnung zu tragen und andererseits an den zentralen theoretischen und analytischen Potenzialen der auf die Kategorie Geschlecht fokussierten Systematisierung festzuhalten. Zweitens verfolgen wir

1 Beispielsweise haben die Vereinten Nationen (UN) mit den Sustainable Development Goals (SDGs) eine Agenda verabschiedet, die sich der Nachhaltigen Entwicklung (engl. Sustainable Development) verschreibt. Darin adressieren die UN neben ökologischen Fragen (SDG 13 zu Klimaschutz) auch soziale Problemlagen wie Ungleichheiten innerhalb und zwischen Ländern (SDG 10) und Geschlechterungleichheit (SDG 5) (DESA/UN 2015). Auffällig ist, dass Geschlechterfragen und soziale Problemlagen hier jedoch keinesfalls vor dem Hintergrund eines intersektionalen Gerechtigkeitsanspruchs, sondern als Frage von (Un-)Gleichheiten verhandelt werden.

in Bezug auf die epistemologische Kategorie den Anspruch, von der Kategorie Geschlecht auszugehen und zugleich über diese hinauszudenken („beyond gender“, Coddington 2015; Dankers et al. 2024). So lassen sich die verschiedenen Analyseperspektiven auch jenseits expliziter Fragen nach Geschlecht und Geschlechterverhältnissen anwenden.

Wir führen zunächst in historische und konzeptionelle Parallelen zwischen Nachhaltigkeitswissenschaften und intersektionaler Geschlechterforschung ein und stellen anschließend die analytische Unterscheidung der vier Geschlechterperspektiven sowie deren intersektionale und epistemologische Erweiterung vor. Anhand von Forschungsarbeiten zur Energiewende zeigen wir beispielhaft auf, wie intersektionale Geschlechterperspektiven als Heuristik für Themenfelder der Nachhaltigkeitsforschung genutzt werden können.²

2 Geschlecht als intersektionale Kategorie in den Nachhaltigkeitswissenschaften

Die Nachhaltigkeitswissenschaften stellen mit Blick auf ihre wissenschaftliche Verfasstheit eine Besonderheit dar: Ausgehend von den politischen Debatten um Nachhaltige Entwicklung haben sie sich seit den 1990er-Jahren im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft entwickelt (Heinrichs/Michelsen 2014). Dieses Spannungsfeld, das dem Verständnis einer wertfreien, von normativen Orientierungen distanziierten Wissenschaft zu widersprechen scheint, kennzeichnet auch die Frauen- und Geschlechterforschung, wie sie aus der Frauenbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre entstanden ist: Ausgehend von der Kritik an gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten hat sie sich dem Ziel der Emanzipation von Frauen³ verschrieben, woraus ein *parteiliches, politisches und normatives Selbstverständnis* resultiert (Becker-Schmidt/Knapp 2023).

Somit verbinden sich Nachhaltigkeits- und Geschlechterforschung in ihrer Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Anliegen, diese zu transformieren (Gottschlich/Katz 2016). Daraus ergeben sich weitere Strukturähnlichkeiten und geteilte Forschungsprinzipien der beiden Forschungsfelder: ihre Nähe zur politischen Praxis (Prinzip der *Transdisziplinarität*), die Bearbeitung komplexer lebensweltlicher Problemlagen außerhalb des traditionellen, disziplinar auf gegliederten Wissenschaftssystems (Prinzip der *Interdisziplinarität*) und die sowohl in der Nachhaltigkeits- als auch Geschlechterforschung konzeptionell angelegte (*Selbst-Reflexivität und Herrschaftskritik*).

Angesichts dieser Parallelen wäre anzunehmen, dass Nachhaltigkeits- und Geschlechterwissenschaften eng miteinander verbunden sind und sich in ontologischen, epistemologischen und normativen Fragen aufeinander beziehen. Dies ist jedoch kaum der Fall. Tatsächlich hat ihre Verflechtung in der Praxis nur wenig systematisch statt-

2 Die hier vorgestellte Systematisierung von Arbeiten zu Energiewende und Gender wurde auf Basis einer Literaturrecherche im von der DFG geförderten Forschungsprojekt „Räumliche Transformationsprozesse der Energiewende – Planungsbezogene Analyse- und Gestaltungspotenziale der Geschlechterforschung“ (Förderzeitraum: 2021–2024) erarbeitet.

3 Wir verstehen Geschlecht nicht als binäre Identitätskategorie im Sinne der Zweigeschlechtlichkeit von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘, sondern zeichnen differenziert nach, wie Geschlecht nichtbinär als Differenz-, Struktur- und Prozesskategorie sowie als epistemologische Kategorie ausbuchstabiert werden kann. Wir verwenden dafür den Begriff Frauen*, außer an Stellen, die explizit auf historische und z. T. essentialistische Konzeptualisierungen von Geschlecht Bezug nehmen.

gefunden. Dabei verspricht eine Zusammenführung für beide Forschungsfelder wichtige konzeptionelle Fundierungen: So ist mit Blick auf die Nachhaltigkeitsforschung zu konstatieren, dass diese – ausgehend vom Postulat einer intra- und intergenerationellen Gerechtigkeit – zwar einer (herrschafts-)kritischen Orientierung folgen sollte, dies in der Forschungspraxis jedoch kaum tut. Eine Integration von feministischen Ansätzen der Frauen- und Geschlechterforschung kann diesen herrschaftsblinden Fleck der Nachhaltigkeitsforschung sichtbar machen und die notwendigen Fundierungen liefern.

Um komplexe, dynamische und teils widersprüchliche Machtssysteme nuanciert zu analysieren, reicht ein alleiniger Fokus auf die Kategorie Geschlecht nicht aus. Dies machen intersektionale Ansätze seit den 1980er-Jahren deutlich und versuchen, das Zusammenwirken von unterschiedlichen sozialen Kategorien – wie Geschlecht, ‚Rasse‘⁴, Klasse, Sexualität, Religion, Alter und (*dis*)ability – auch zunehmend in der Analyse gesellschaftlicher Naturverhältnisse theoretisch und methodisch zu fassen (Malin/Ryder 2018; Sultana 2021). Als „tool for critical thinking“ (Kaijser/Kronsell 2014: 417), das seine Wurzeln in radikaler Theorie hat, den Fokus auf marginalisierte Perspektiven legt und Kritik an dominanten Epistemologien sowie Ontologien übt, haben intersektionale Ansätze das Potenzial, emanzipatorische Momente sozial-ökologischer Arbeiten zu stärken (Mikulewicz et al. 2023). So kann Intersektionalität helfen, sowohl die eigene Positionierung als auch den Forschungsgegenstand kritisch zu hinterfragen. Vor diesem Hintergrund sprechen wir im folgenden Beitrag von Geschlecht als intersektionale Kategorie der Nachhaltigkeitswissenschaften.

Auch mit Blick auf die Geschlechterforschung kann eine systematische Verbindung mit Perspektiven der Nachhaltigkeitsforschung fruchtbar sein. Denn die kritische Auseinandersetzung mit dem vermeintlich Natürlichen war von Beginn an konstitutiv für die Geschlechterforschung. Zentral ist dabei die Zurückweisung einer Naturalisierung von (Geschlechter-)Ungleichheiten und somit eine Emanzipation (auch) von Natur. Zugleich kam es schon früh – in der Verbindung der Frauen- und Ökologiebewegung der 1970er- und 1980er-Jahre – zu einer argumentativen Verbindung zwischen der inneren ‚Körper-Natur‘ der Frau und der ‚äußeren Natur‘. In diesem Spannungsfeld lassen sich unterschiedliche Strömungen der Geschlechterforschung – wie etwa *Ökofeminismen*, *Feministische Politische Ökologien* oder *Feministische Ökologische Ökonomik* – verorten (für einen Überblick siehe Bauhardt 2012; Gottschlich/Hackfort/Katz 2022; Hofmeister/Katz/Mölders 2013a).

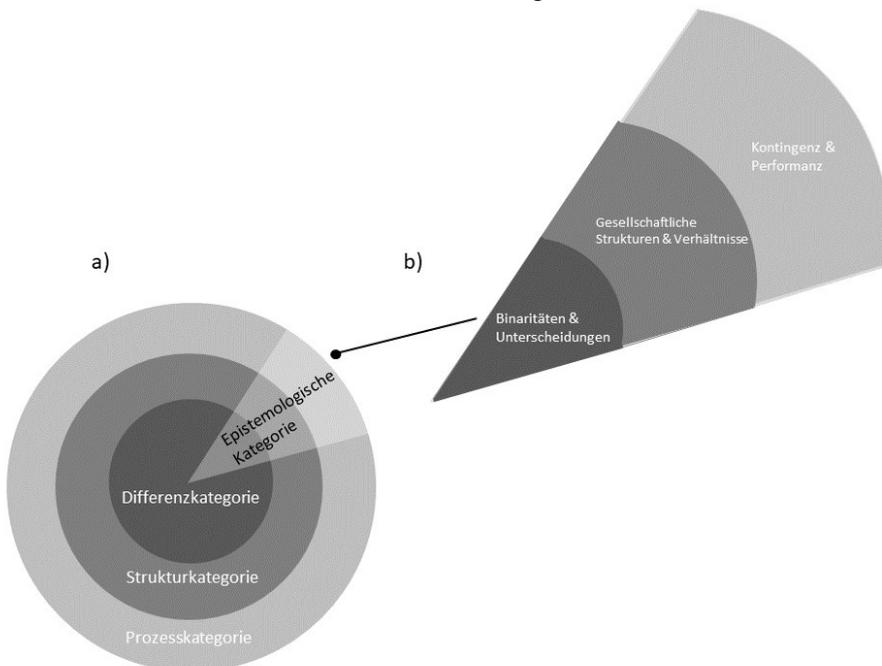
Die unterschiedlichen Ansätze im Themenfeld Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit verdeutlichen, dass der Unterdrückungszusammenhang von Geschlecht und Natur in feministischen Theorie- und Bewegungszusammenhängen unumstritten ist. Jedoch bestehen Unterschiede darin, wie die Verbindungen zwischen Geschlecht und Natur begründet werden und wie darauf reagiert werden soll (Gottschlich/Hackfort/Katz 2022: 93f.). Aus diesem Grund erscheint es notwendig und lohnend, die jeweiligen ontologischen, epistemologischen und normativen Zugänge der Geschlechterforschung explizit zu machen und zu systematisieren.

4 Es wird hier der deutsche Begriff ‚Rasse‘ verwendet, um die Relevanz und gesellschaftliche Wirkmächtigkeit der Kategorie auch für den deutschsprachigen Raum hervorzuheben und einen deutlichen Bezug zur deutschen Geschichte und Gesellschaft herzustellen (Eggers et al. 2017: 12). Der Begriff steht hier zudem in Anführungszeichen, um die Diskursivität und soziale Konstruiertheit der Kategorie zu unterstreichen.

3 Intersektionale Geschlechterperspektiven als Analyseperspektiven – Entwicklung einer Heuristik

Zur Entwicklung einer Heuristik intersektionaler Geschlechterperspektiven für die Analyse sozial-ökologischer Transformationen greifen wir eine Systematisierung von vier Geschlechterperspektiven auf, die an der Schnittstelle von Geschlechter- und Umwelt-/ Nachhaltigkeitsforschung entstanden ist: Geschlecht als Differenz-, Struktur-, Prozess- und epistemologische Kategorie (Hofmeister/Katz 2011; Hofmeister/Katz/Mölders 2013a). Wir erweitern diese Analyseperspektiven erstens um intersektionale Zugänge. Zweitens arbeiten wir heraus, welche epistemologischen Rationalitäten sich aus den Perspektiven von Geschlecht als Differenz-, Struktur- und Prozesskategorie ableiten lassen (Abb. 1). Anhand von Forschungsarbeiten zur Energiewende erörtern wir beispielhaft das Systematisierungs- und Analysepotenzial der Geschlechterperspektiven.⁵

Abbildung 1: a) Geschlecht als Differenz-, Struktur-, Prozess- und epistemologische Kategorie und b) epistemologische Rationalitäten entlang von Differenz-, Struktur- und Prozesskategorie



Quelle: a) nach Kanning/Mölders/Hofmeister (2016: 220), b) eigene Darstellung.

5 Die Ergebnisse basieren auf einer umfassenden Literaturrecherche zur Forschung an der Schnittstelle von Energiewende und Geschlecht. Im November 2021 wurde dazu in verschiedenen Literaturdatenbanken (Scopus, Scindirect (Elsevier), Bibliothekskatalog der Universitäten Leipzig und Jena sowie im Bibliothekskatalog der ARL – Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz Gemeinschaft) anhand folgender Schlagworte (einzeln und kombiniert, in Englisch und Deutsch)

Die heuristische Funktion besteht dabei insbesondere in der Formulierung erkenntnisleitender Fragen für den (empirischen) Analyseprozess.

3.1 Geschlecht als epistemologische Kategorie – zur Produktion von Wissen, Rationalitäten und Bedeutung

Die Perspektive *Geschlecht als epistemologische Kategorie* fokussiert zum einen auf die Analyse von Prozessen der Wissens- und Erkenntnisproduktion in lebensweltlichen Kontexten, bspw. politischen Entscheidungen, in gesellschaftlichen Diskursen oder im Verwaltungshandeln. Zum anderen werden wissenschaftliche Kategorien, Theorien und Methodologien auf zugrunde liegende Epistemologien untersucht.

Für epistemologische Perspektiven in der genderorientierten Nachhaltigkeitsforschung sind vor allem Arbeiten feministischer Naturwissenschafts- und Technikkritik zentral (Haraway 1995; Harding 1986; Keller 1986). Darin wird die Infragestellung des Objektivitäts- und (Geschlechts-)Neutralitätsanspruchs wissenschaftlicher Erkenntnisse mit der Kritik an vermeintlich vorsozialen bzw. prädiskursiven Erkenntnissen über die Welt verbunden: Denn „[i]ndem durch naturwissenschaftliche Theorien und Konzepte hindurch gesellschaftliche Geschlechter- und Naturverhältnisse naturalisiert, enthistorisiert und damit unsichtbar gemacht werden, erscheinen soziale Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse als natürliche“ (Hofmeister/Katz/Mölders 2013b: 56). Ein epistemologisch geschärfter Blick auf Natur-Gesellschafts-Beziehungen zeigt, wie sich die Kategorien Natur und Weiblichkeit in einem wechselseitigen Unterordnungsverhältnis stabilisieren (Mann 2011; Mölders 2015). Die Gleichursprünglichkeit der sozial-ökologischen Krise und der Krise der Geschlechterverhältnisse wird so analysierbar und ins Zentrum der Betrachtung gerückt (Schultz/Hummel/Hayn 2006). Indem die epistemologische Perspektive um intersektionale Ansätze erweitert wird, kann das Zusammenwirken vergeschlechtlichter, rassifizierter und kolonialer Rationalitäten und Bedeutungszuschreibungen identifiziert werden, das zu entsprechenden Leerstellen in der Wissensproduktion führt und zugleich zur Rechtfertigung einseitiger Normsetzungen dient (Bruns/Gerend 2018; Magnúsdóttir/Kronsell 2021). Entsprechend werden epistemologische Perspektiven analytisch oft mit der Differenz-, Struktur- und Prozesskategorie verbunden.

In Arbeiten zur Energiewende, die *Geschlecht als epistemologische Kategorie* nutzen, werden die (geschlechtsspezifischen) Auswirkungen einseitiger Wissensproduktionen auf die Erforschung und Gestaltung der Energiewende herausgearbeitet (Tab. 1). Beispielsweise können auf diese Weise der dominante und vermeintlich männlich geprägte Fokus auf Technik und Technologie sowie die daraus resultierenden Leerstellen in der Beteiligung an und Gestaltung der Energiewende offengelegt werden. Intersektionale Aspekte werden aktuell insbesondere in englischsprachigen Publikationen in Verbindung mit Klasse und ‚Rasse‘ thematisiert. Die Frage, inwiefern die Wissensproduktion zur Energiewende bspw. in Deutschland zugleich auch

recherchiert: energy*, transition*, renewable*, gender*, planning*, governance*, landscape*. In der vorliegenden Auswertung wurde auf die Literatur zu den Schlagworten energy*, transition*, renewable* und gender* fokussiert. Die Literatur wurde anschließend anhand der vier Geschlechterperspektiven systematisiert.

rassistisch und postkolonial geprägt ist, bleibt größtenteils unerforscht und bietet Raum für weitere Erkundungen.

Tabelle 1: Geschlecht als epistemologische Kategorie in der Forschung zur Energiewende

Erkenntnisleitende Fragen	Beispiele aus der Literaturrecherche	Quellen
Inwiefern sind Wissensbestände, Bedeutungszuschreibungen und Rationalitäten der Energiewende vergeschlechtlicht oder werden von weiteren intersektionalen Ungleichheitskategorien geprägt?	Kritik an mangelndem geschlechtsspezifischem Wissen bzw. der vermeintlichen Geschlechtsneutralität der Energiewende	Ahlborg (2017), Allen et al. (2019), Bell et al. (2020), Mang-Benza (2021), Walk et al. (2021)
Welche Leerstellen und einseitigen Normsetzungen lassen sich in der Forschung zur und Gestaltung der Energiewende identifizieren?	Kritik an ‚männlich‘ dominiertem Fokus in der Gestaltung der Energiewende auf Technologien, Innovationen und Wachstum	Fraune (2015), Brown/Spiegel (2019), Johnson et al. (2020), Lieu et al. (2020), Dematteis et al. (2021), Feenstra (2021), Radtke/Ohlhorst (2021)
	Potenzial (intersektionaler) Geschlechterperspektiven zur Analyse von Machtverhältnissen, Hierarchisierungen und Externalisierungen	Łapniewska (2019), Feenstra (2021), Mang-Benza (2021), Radtke/Ohlhorst (2021)

Quelle: eigene Darstellung.

3.2 Geschlecht als Differenzkategorie – von Binaritäten und Unterscheidungen

Die Perspektive *Geschlecht als Differenzkategorie* fokussiert auf die Analyse von identitätsbezogenen Differenzierungen.

Ihren Ausgangspunkt hat diese Perspektive in der frühen Frauen- und Geschlechterforschung, die das Anliegen vertrat, spezifische Unterdrückungs- und Ausgrenzungserfahrungen von Frauen sichtbar zu machen und zu bearbeiten. Der Blick auf Unterschiede von Frauen und Männern „hinsichtlich ihrer geschlechtlichen Identität, ihrer Lebensweise und -bedingungen, ihres Verhaltens und ihrer Wahrnehmung“ (Hofmeister/Katz/Mölders 2013b: 50) rückte geschlechtsbezogene Ausschlüsse und Abwertungen ins Zentrum und ermöglichte eine Thematisierung und Infragestellung. Vor allem Schwarze und postkoloniale Feminist*innen identifizierten die damit verbundene Formulierung eines Kollektivsubjektes Frau bereits früh als Verlängerung weißer, kapitalistischer und neokolonialer Denkweisen (Crenshaw 2022: 145). Aus einem intersektionalen Verständnis heraus müssen Geschlechteridentitäten und damit verbundene Diskriminierungen also im komplexen Zusammenwirken mit anderen identitätsbezogenen Kategorien, insbesondere ‚Rasse‘ und Klasse, betrachtet werden (Degele/Winker 2007; Ganz/Hausotter 2020).⁶ In Verbindung mit der epistemologischen Kategorie besteht das Potenzial vor allem darin, abseits von Geschlechterbinarität machtvolle Grundannahmen zu dekonstruieren, die auf essentialistische und dualistische Normsetzungen bezogen

6 Degele/Winker (2007) haben mit dem Ansatz der Intersektionalen Mehrebenenanalyse ein Vorgehen erarbeitet, das sowohl die Interaktionen der Strukturkategorien auf der Ebene von Unterscheidung als auch ihre Eingebundenheit in verschiedene Strukturen der Macht erlaubt.

werden, bspw. die Trennung zwischen Expert*innen und Lai*innen oder Emotionen und Fakten.

In Arbeiten zur Energiewende, die *Geschlecht als Differenzkategorie nutzen*, werden vor allem individuelle Unterschiede hinsichtlich Beteiligung, Betroffenheit oder Einstellung abgebildet (Tab. 2). Mittels geschlechterdisaggregierter Daten werden bspw. geschlechtsspezifische Repräsentation und Beteiligung bei der Gestaltung der Energiewende oder geschlechtsspezifische Betroffenheit, wie bspw. die Feminisierung von Energiearmut, erfasst. Seltener werden differenzorientierte Analysen intersektional um weitere Identitätskategorien ergänzt. Fokussieren Forschungsarbeiten rein auf die differenzkategorische Perspektive, besteht die Gefahr, die erhobenen Differenzen als vermeintlich natürliche festzuschreiben und damit hinter einer kritischen Einordnung differenzierender Normsetzungen zurückzubleiben.

Tabelle 2: Geschlecht als Differenzkategorie in der Forschung zur Energiewende

Erkenntnisleitende Fragen	Beispiele aus der Literaturrecherche	Quellen
Welche Rolle spielen identitätsbezogene Differenzierungen in der Gestaltung der Energiewende? Inwiefern werden naturalisierende Trennungen in Energiewendeprozessen vorgenommen oder kritisiert?	Analyse geschlechtsspezifischer Repräsentation und Beteiligung in der Gestaltung der Energiewende	Allen et al. (2019), Amigo-Jorquera et al. (2019), Bell et al. (2020), Campos/Marín-González (2020), Lieu et al. (2020)
	Analyse geschlechtsspezifischer Betroffenheiten und Auswirkungen der Energiewende, bspw. Verschärfung von Ungleichheiten, feminisierte Energiearmut	Ahlborg (2017), Daggett (2018), Johnson et al. (2020), Bell et al. (2020)
	Analyse geschlechtsspezifischer Nutzung erneuerbarer Energien bzw. Technologien	Amigo-Jorquera et al. (2019), Bell et al. (2020), Walk et al. (2021)
	Normative Forderung (repräsentativer) Geschlechtergerechtigkeit in der Gestaltung der Energiewende	Daggett (2018), Johnson et al. (2020), Feenstra (2021)

Quelle: eigene Darstellung.

3.3 Geschlecht als Strukturkategorie – von gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnissen

Die Perspektive *Geschlecht als Strukturkategorie* richtet die Aufmerksamkeit auf gesellschaftliche Strukturen und miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse.

Entsprechende Ansätze verstehen Geschlechterverhältnisse als Vergesellschaftungsprozesse und ermöglichen eine Analyse der hierarchisierenden Teilung gesellschaftlicher (Arbeits-)Bereiche als vergeschlechtlicht (Becker-Schmidt 2007, zitiert nach Hofmeister/Katz/Mölders 2013b: 62). Dabei wird deutlich, wie etwa die Abwertung von Sorgearbeiten an die zweigeschlechtliche und heterosexuelle Gesellschaftsordnung mit einer entsprechenden Trennung von und Zuweisung zu übergeordneter Produktions- und untergeordneter Reproduktionssphäre geknüpft ist. Ein intersektionales Verständnis weist dabei Vorstellungen einer homogenen und ahistorischen Unterdrückungsstruktur von Frauen* zurück und betrachtet stattdessen die vergeschlechtlichte gesellschaftliche

Arbeitsteilung im strukturellen und historisch-spezifischen Zusammenhang mit rassistischen, kolonialen, klassenspezifischen und heterosexistischen Machtverhältnissen (Hill Collins 2000; The Combahee River Collective 2014; Bhattacharya 2017). Die Verbindung von strukturanalytischen und epistemologischen Perspektiven ermöglicht eine kritische Weiterentwicklung der Infragestellung von Trennungsverhältnissen und Dichotomisierungen (Kultur/Natur, Subjekt/Objekt, öffentlich/privat, Stadt/Land, Mann/Frau etc.). Dabei können epistemologische und strukturanalytische Analysen sich zudem gegenseitig konkretisieren und kritisch weiterentwickeln. So wird z. B. die Gleichsetzung der Produktionssphäre als männliche und öffentliche Lohnarbeits-sphäre im Gegensatz zu der Reproduktionssphäre als private und feminisierte Sphäre der unbezahlten Hausarbeit als eurozentristisches und bürgerliches Konzept analysierbar, das im Hinblick auf die Realität vieler Schwarzer und migrantisierter Frauen* nicht zutrifft (Hill Collins 2000) und dennoch breite gesellschaftliche Wirkmächtigkeit besitzt.

Für die Nachhaltigkeitswissenschaften erweisen sich strukturanalytische Ansätze auf verschiedenen Ebenen als produktiv: Erstens ermöglichen sie im Anschluss an das Gerechtigkeitspostulat einen Fokus auf die strukturellen Ursachen von (globalen) Ungerechtigkeiten. Zweitens greifen sie Geschlecht als eine die Natur-Gesellschafts-Beziehungen strukturierende Kategorie auf und befördern so ihren Eingang in Debatten um Nachhaltige Entwicklung und Analysen gesellschaftlicher Naturverhältnisse (Hummel/Schultz 2011; Mölders 2010). Drittens lassen sich diese Analysen um die Dimension der ökologischen Reproduktion erweitern und Verbindungen zwischen der Ausbeutung der Reproduktion von Menschen und Natur ziehen (Ökofeminismen und Feministische Politische Ökologien).

Table 3: Geschlecht als Strukturkategorie in der Forschung zur Energiewende

Erkenntnisleitende Fragen	Beispiele aus der Literaturrecherche	Quellen
Inwiefern sind gesellschaftliche Verhältnisse und Strukturen, die der Gestaltung der Energiewende zugrunde liegen, vergeschlechtlicht oder durch andere intersektionale Ungleichheitskategorien geprägt?	Analyse von Geschlechterverhältnissen und strukturellen Ursachen geschlechtsspezifischer Unterschiede in der Gestaltung der Energiewende	Daggett (2018), Allen et al. (2019), Amigo-Jorquera et al. (2019), Bell et al. (2020), Johnson et al. (2020), Lieu et al. (2020), Walk et al. (2021)
	Analyse von vergeschlechtlichten Machtverhältnissen in Energiewendeprozessen, z. T. intersektionale Perspektiven	Daggett (2018), Łapniewska (2019), Bell et al. (2020), Lieu et al. (2020), Feenstra (2021), Mang-Benza (2021), Radtke/Ohlhorst (2021), Wilde (2021)
Welche vergeschlechtlichten oder rassistischen Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden in der Gestaltung der Energiewende wirksam?	Analyse von Externalisierungen und Kritik an der De-Politisierung der Energiewende	Bell et al. (2020), Dematteis et al. (2021), Feenstra (2021), Mang-Benza (2021)
	Normative Forderung struktureller Geschlechtergerechtigkeit in der Gestaltung der Energiewende, verbunden mit Konzepten wie energy justice, energy citizenship, social justice oder degrowth	Amigo-Jorquera et al. (2019), Bell et al. (2020), Feenstra (2021), Braunger/Walk (2022)

Quelle: eigene Darstellung.

In den Arbeiten zur Energiewende, die *Geschlecht als Strukturkategorie* nutzen, liegt der Fokus auf den strukturellen Ursachen ungleicher Geschlechterverhältnisse in Prozessen der Energiewende (Tab. 3). Dabei werden insbesondere vergeschlechtlichte Machtverhältnisse, bspw. in der Trennung und Hierarchisierung zwischen Produktion und Reproduktion, in den Blick genommen und z. T. durch intersektionale Perspektiven erweitert. So kann bspw. der unterschiedliche Zugang zu Technologien über die ungleiche Verantwortung reproduktiver Tätigkeiten im Haushalt erklärt werden. Ein weiterer Fokus liegt auf der Analyse von und Kritik an Externalisierungen in Energiewendeprozessen sowie der De-Politisierung der Energiewende. In einigen Arbeiten wird die Forderung nach struktureller Geschlechtergerechtigkeit mit anderen normativen Konzepten wie *energy justice*, *energy citizenship*, *social justice* oder *degrowth* verbunden.

3.4 Geschlecht als Prozesskategorie – von Performanz und Kontingenz

Im Fokus der Analysen von *Geschlecht als Prozesskategorie* stehen die Herstellung, Reproduktion und Veränderung von Geschlechtlichkeit auf individueller, struktureller und symbolischer Ebene.

Damit schließt diese Konzeptualisierung von Geschlecht an sozial-konstruktivistische und queer-theoretische Ansätze (Butler 1990) an, die Subjekt und Identität auf einer intersubjektiven Ebene betrachten (Hofmeister/Katz/Mölders 2013b: 68). In dieser Perspektive wird die Herstellung und Reproduktion von (Zwei-)Geschlechtlichkeit als performativer und interaktiver Aneignungsprozess kulturell symbolischer Systeme (Gildemeister 2005) im Sinne eines Doing Gender (West/Zimmerman 1987) verstanden. Indem Geschlecht als Prozesskategorie intersektional konzeptualisiert wird, rücken Überschneidungen und Verwobenheiten mit Herstellungspraktiken anderer Kategorien, bspw. Klasse oder ‚Rasse‘, in den Blick (Fenstermaker/West 2002; Sundberg 2004).

Im Kontext sozial-ökologischer Nachhaltigkeitsforschung steht insbesondere die wechselseitige Verwobenheit des Doing Gender und Doing Nature im Fokus (Pofel 2001; Scheich 1993; Weber 2007). In der Überschneidung von Geschlecht als Prozesskategorie mit der epistemologischen Perspektive kann bspw. analysiert werden, inwiefern Geschlechtlichkeit über Bedeutungszuschreibungen an Natur und vermeintlich natürliche Rationalitäten (mit)hergestellt wird (Hofmeister/Katz/Mölders 2013b: 70; Mann 2009). So eröffnet die Prozesskategorie Möglichkeiten, auch andere performative Prozesse, bspw. die Herstellung und Gestaltung von Landschaft, und damit verbundene vergeschlechtlichte oder rassifizierte Praktiken als Aneignungs- und Zuweisungspraktiken offenzulegen (Bondi 1998; Protschky 2008). Das analytische Potenzial der Prozesskategorie liegt mithin darin, aufzuzeigen, wie bei sozial-ökologischen Transformationen Hierarchisierungen, Machtverhältnisse und Ausschlüsse, aber auch Zugehörigkeiten hergestellt und gefestigt werden. Der Blick auf Prozesse der Konstruktion und Dekonstruktion erlaubt es, Kontingenz im Denken über und in der Gestaltung sozial-ökologischer Transformationen zu integrieren.

Es gibt aktuell nur wenige Arbeiten zur Energiewende, die *Geschlecht als Prozesskategorie* in die Analysen einbeziehen (Tab. 4). Einige Untersuchungen adressieren jedoch interaktive Herstellungsprozesse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, ohne dabei explizit auf intersektionale Geschlechteraspekte zu fokussieren. Indem Ge-

schlecht als Prozesskategorie als epistemologischer Zugang genutzt wird, können bspw. Forschungen, welche die Herstellung von Energielandschaften in sozial-konstruktivistischer Lesart als gesellschaftliches Handeln verstehen, mit feministischen Arbeiten zur sozialen Konstruktion von Geschlecht verbunden werden. In dieser Verbindung können auch intersektionale Analysen gestärkt werden, indem bspw. danach gefragt wird, inwiefern durch die Gestaltung der Energiewende auch andere identitätsbezogene Differenzierungen entlang intersektionaler Ungleichheitskategorien wie Alter oder ‚Rasse‘ hergestellt und damit verbundene Macht- und Herrschaftsverhältnisse gleichzeitig (re) produziert oder aufgebrochen werden.

Table 4: Geschlecht als Prozesskategorie in der Forschung zur Energiewende

Erkenntnisleitende Fragen	Beispiele aus der Literaturrecherche	Quellen
Inwiefern werden Geschlechtsidentitäten und -verhältnisse in Energiewendeprozessen performativ und intersubjektiv hergestellt?	Analyse dynamischer Herstellung von Geschlechterverhältnissen, bspw. in Bürger*innenbeteiligungsprozessen zur Energiewende	Lieu et al. (2020)
Inwiefern ist die Gestaltung der Energiewende mit der (Re-)Produktion vergeschlechtlichter oder rassifizierter Entitäten und entsprechenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen verbunden?	Analyse der Herstellung von Geschlecht, bspw. über die vergeschlechtlichte Nutzung von erneuerbaren Energien bzw. Technologien	Wilde (2021)
	Analyse der Herstellung von Männlichkeit über kulturelle Praktiken der Gewinnung und Nutzung fossiler Energien	Fraune (2015), Daggett (2018), Brown/Spiegel (2019)

Quelle: eigene Darstellung.

Insgesamt wird deutlich, dass die Analyseperspektiven vor allem im Zusammenspiel ihre Wirkmächtigkeit entfalten. Wie einige der Forschungsarbeiten, u. a. Daggett (2018), Feenstra (2021) und Mang-Benza (2021), zeigen, ist die Trennung der vier Perspektiven vor allem als analytische Trennung zu verstehen. Empirisch und konzeptionell sind sie hingegen oft eng verbunden: So verdeutlicht Daggetts (2018) Konzept der Petromasculinität bspw., wie ein feministischer Blick auf fossile Energieregime Verbindungen zwischen fossilen Brennstoffen und weißen, patriarchalen Ordnungen und deren Subjekten kritisch beleuchten kann, indem strukturelle (an Profit orientierte fossile Industrie), prozessuale (männliche Identitätskonstruktionen) und epistemologische Aspekte (vergeschlechtlichtes Wissen zum Klimawandel) zusammengeführt werden.

4 Fazit

Im vorliegenden Beitrag zeigen wir, dass und wie die Kategorie Geschlecht zu einer macht- und herrschaftskritischen Nachhaltigkeitsforschung beizutragen vermag. Um dem Vorwurf zu entgehen, dass in Nachhaltigkeitskontexten zwar viel von Gender gesprochen, meistens jedoch in den Kategorien Frauen vs. Männer gedacht wird, wurde eine theoretisch informierte und konzeptionell differenzierte Heuristik entwickelt, die

auf Systematisierungsvorschläge von Hofmeister/Katz (2011) sowie Hofmeister/Katz/Mölders (2013a) zurückgeht. Die dort vorgenommene Unterscheidung von Geschlecht als Differenz-, Struktur-, Prozess- sowie als epistemologische Kategorie wurde von uns in zweifacher Weise erweitert. Erstens wurden, in Anerkennung der Verwobenheit und Co-Konstruktion verschiedener sozialer Ungerechtigkeitsstrukturen, intersektionale Erweiterungen der Geschlechterperspektiven vorgenommen, um so ein systematisches Hinausdenken über Geschlecht anzustoßen. Trotz dieser Erweiterung liegt der Fokus der Analyse weiterhin auf Geschlecht und Geschlechterverhältnissen, da eine bloße Übertragung der vier Perspektiven auf andere soziale Kategorien deren Eigenlogik verkennen würde. Zweitens wurde die epistemologische Kategorie, die quer zu den anderen Kategorien liegt, über Fragen nach der Produktion von Wissen, Rationalitäten und Bedeutungen konkretisiert. Ausgehend von dieser Konkretisierung, d. h. der Frage nach Binaritäten und Unterscheidungen, gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnissen sowie Kontinenz und Performanz, lässt sich die epistemologische Kategorie auch auf Forschungsgegenstände und -themen jenseits der Kategorien Geschlecht und anderer intersektionaler Kategorien anwenden – z. B. in Bezug auf die Konfiguration von Raumstrukturen in Energiewendeprozessen oder der Schutz-Nutzen-Dichotomie im Umgang mit Natur, die so in ihren impliziten Bezogenheiten zu den intersektionalen Ungleichheitskategorien verstehbar werden.

Die kritische Nachhaltigkeitsforschung wird durch eine Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht jedoch nicht allein mit Blick auf ihre Epistemologie erweitert. Auch ontologisch stellt die Integration intersektionaler Ungleichheitskategorien eine Bereicherung dar, indem Fragen nach der Naturalisierung gesellschaftlicher Ungleichheitslagen konsequent gestellt werden. Damit rückt Natur als umkämpfte Kategorie in Nachhaltigkeitsdiskursen (wieder) stärker in den Fokus einer zunehmend auf Innovationen und Technisierung ausgerichteten Debatte. Schließlich adressiert der Fokus auf intersektionale Ungerechtigkeiten die normative Dimension nachhaltiger Entwicklung. Die konsequente Einforderung von (Geschlechter-)Gerechtigkeit erscheint vor dem Hintergrund der aktuellen sozial-ökologischen Krisen wichtiger denn je. Vor allem aber verdeutlichen unsere Ausführungen die Prozesshaftigkeit von (Nachhaltigkeits-)Wissenschaft. Und so wird auch die von uns vorgeschlagene Heuristik hoffentlich Anlass zu weiteren Diskussionen und Ausdifferenzierungen geben – die Integration von Perspektiven auf Körper(lichkeit) und neue Materialitäten könnte eine davon sein.

Literaturverzeichnis

- Ahlborg, Helene (2017). Towards a conceptualization of power in energy transitions. *Environmental Innovation and Societal Transitions*, 25, 122–141. <https://doi.org/10.1016/j.eist.2017.01.004>
- Allen, Elisabeth; Lyons, Hannah & Stephens, Jennie C. (2019). Women's leadership in renewable transformation, energy justice and energy democracy. Redistributing power. *Energy Research & Social Science*, 57. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2019.101233>
- Amigo-Jorquera, Catalina; Guerrero-González, María J.; Sannazzaro, Jorgelina & Urquiza-Gómez, Anahí (2019). Does energy poverty have a female face in Chile? *Tapuya: Latin American Science, Technology and Society*, 2(1), 378–390. <https://doi.org/10.1080/25729861.2019.1608038>

- Bauhardt, Christine (2012). Feministische Ökonomie, Ökofeminismus und Queer Ecologies. Feministisch-materialistische Perspektiven auf gesellschaftliche Naturverhältnisse. *gender... politik...online*, 1–21. Zugriff am 29. Juli 2024 unter https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansatze/Bauhardtfermoekonomie/Bauhardt.pdf.
- Becker-Schmidt, Regina (2007 [1993]). Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnis: soziale Dimensionen des Begriffs ‚Geschlecht‘. *Zeitschrift für Frauenforschung*, 11(1/2), 37–46.
- Becker-Schmidt, Regina & Knapp, Gudrun-Axeli (2023). *Feministische Theorien zur Einführung* (8. Aufl.). Hamburg: Junius.
- Bell, Shannon E.; Daggett, Cara & Labuski, Christine (2020). Toward feminist energy systems. Why adding women and solar panels is not enough. *Energy Research & Social Science*, 68. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2020.101557>
- Bhattacharya, Tithi (Hrsg.). (2017). *Social Reproduction Theory. Remapping Class, Recentring Oppression*. London: Pluto Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1vz494j>
- Bondi, Liz (1998). Gender, Class, and Urban Space. Public and Private Space in Contemporary Urban Landscapes. *Urban Geography*, 19(2), 160–185. <https://doi.org/10.2747/0272-3638.19.2.160>
- Braunger, Isabell & Walk, Paula (2022). Power in transitions: Gendered power asymmetries in the United Kingdom and the United States coal transitions. *Energy Research & Social Science*, 87. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2021.102474>
- Brown, Benjamin & Spiegel, Samuel J. (2019). Coal, climate justice, and the cultural politics of energy transition. *Global Environmental Politics*, 19(2), 149–168. https://doi.org/10.1162/glep_a_00501
- Brundtland, Gro (1987). *Report of the World Commission on Environment and Development. Our Common Future* (United Nations General Assembly document A/42/427). Zugriff am 29. Juli 2024 unter <https://sustainabledevelopment.un.org/content/documents/5987our-common-future.pdf>.
- Bruns, Antje & Gerend, Jennifer (2018). In Search of a Decolonial Urban Transformation. *GAIA*, 27(3), 293–297. <https://doi.org/10.14512/gaia.27.3.9>
- Butler, Judith (1990). *Gender Trouble*. New York: Routledge.
- Campos, Ines & Marín-González, Esther (2020). People in transitions. Energy citizenship, prosum-erism and social movements in Europe. *Energy Research & Social Science*, 69. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2020.101718>
- Christ, Michaela & Sommer, Bernd (2022). Transformation (sozial-ökologische). In Daniela Gottschlich, Sarah Hackfort, Tobias Schmitt & Uta von Winterfeld (Hrsg.), *Handbuch Politische Ökologie* (S. 461–466). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839456279-047>
- Coddington, Kate (2015). Feminist Geographies “Beyond” Gender: de-Coupling Feminist Research and the Gendered Subject. *Geography Compass*, 9(4), 214–224. <https://doi.org/10.1111/gec3.12207>
- Crenshaw, Kimberlé (2022 [1989]). Das Zusammenwirken von Race und Gender ins Zentrum rücken: Eine schwarze feministische Kritik des Antidiskriminierungsdogmas, der feministischen Theorie und antirassistischer Politiken. In Natasha A. Kelly (Hrsg.), *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte* (2., aktualisierte Aufl., S. 145–186). Münster: Unrast.
- Daggett, Cara (2018). Petro-masculinity. Fossil Fuels and Authoritarian Desire. *Millenium: Journal of International Studies*, 47(1), 25–44.
- Dankers, Johanna; Herdlitschka, Theresa; Kapitzka, Katharina & Mölders, Tanja (2024). Energiewendelandschaften nachhaltiger gestalten? Geschlechterperspektiven auf räumliche Transformationsprozesse der Energiewende. In Matthias Leibenath, Ludger Gailing & Alena Birnbaum (Hrsg.), *Landschaften und sozial-ökologische Transformationen* (S. 133–151). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-43082-5_9

- Degele, Nina & Winker, Gabriele (2007). *Intersektionalität als Mehrebenenanalyse*. Technische Universität Hamburg. <https://doi.org/10.15480/882.382>
- Dematteis, Erika M.; Barale, Jussara; Corno, Marta; Sciuillo, Alessandro; Baricco, Marcello & Rizzi, Paola (2021). Solid-state hydrogen storage systems and the relevance of a gender perspective. *Energies*, 14(19). <https://doi.org/10.3390/en14196158>
- Dengler, Corinna & Seebacher, Lisa M. (2019). What About the Global South? Towards a Feminist Decolonial Degrowth Approach. *Ecological Economics*, 157, 246–252. <https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2018.11.019>
- DESA & UN (2015). *Transforming our world: The 2030 agenda for sustainable development*. Zugriff am 29. Juli 2024 unter <https://sdgs.un.org/publications/transforming-our-world-2030-agenda-sustainable-development-17981>.
- Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy & Arndt, Susan (Hrsg.). (2017 [2005]). *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster: Unrast.
- Feenstra, Mariëlle (2021). *Gender just energy policy: engendering the energy transition in Europe*. <https://doi.org/10.3990/1.9789036551960>
- Fenstermaker, Sarah & West, Candace (2002). *Doing gender, Doing Difference. Inequality, power, and institutional change*. New York: Routledge.
- Fraune, Cornelia (2015). Gender matters. Women, renewable energy, and citizen participation in Germany. *Energy Research & Social Science*, 7, 55–65. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2015.02.005>.
- Ganz, Kathrin & Hausotter, Jette (2020). *Intersektionale Sozialforschung*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839445143>
- Gildemeister, Regine (2005). Carol Hagemann-White: Sozialisation: weiblich – männlich? In Martina Löw & Bettina Mathes (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung* (S. 194–213). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80445-7_12
- Gottschlich, Daniela (2017). *Kommende Nachhaltigkeit. Nachhaltige Entwicklung aus kritisch-emanzipatorischer Perspektive*. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845257303>
- Gottschlich, Daniela; Hackfort, Sarah & Katz, Christine (2022). Feministische Politische Ökologie. In Daniela Gottschlich, Sarah Hackfort, Tobias Schmitt & Uta von Winterfeld (Hrsg.), *Handbuch Politische Ökologie* (S. 91–106). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839456279-007>
- Gottschlich, Daniela & Katz, Christine (2016). Sozial-ökologische Transformation braucht Kritik an den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. *Soziologie und Nachhaltigkeit*, 2(1), 1–18. <https://doi.org/10.17879/sun-2016-1750>
- Haraway, Donna Jeanne (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. (Hrsg. und eingeleitet von Carmen Hammer und Immanuel Stieß). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Harding, Sandra G. (1986). *The science question in feminism*. Ithaca: Cornell University Press.
- Heinrichs, Harald & Michelsen, Gerd (Hrsg.). (2014). *Nachhaltigkeitswissenschaften*. Berlin: Springer Spektrum. <https://doi.org/10.1007/978-3-642-25112-2>
- Hill Collins, Patricia (2000). *Black feminist thought. Knowledge, consciousness, and the politics of empowerment* (2. Aufl.). Abingdon, Oxon: Routledge.
- Hofmeister, Sabine & Katz, Christine (2011). Naturverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, Nachhaltigkeit. In Matthias Groß (Hrsg.), *Handbuch Umweltsoziologie* (S. 365–398). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93097-8_18
- Hofmeister, Sabine; Katz, Christine & Mölders, Tanja (Hrsg.). (2013a). *Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddztwt>

- Hofmeister, Sabine; Katz, Christine & Mölders, Tanja (2013b). Grundlegungen im Themenfeld Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. In Sabine Hofmeister, Christine Katz & Tanja Mölders (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit. Die Kategorie Geschlecht in den Nachhaltigkeitswissenschaften* (S. 31–76). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddztwt.6>
- Hummel, Diana & Schultz, Irmgard (2011). Geschlechterverhältnisse und gesellschaftliche Naturverhältnisse. Perspektiven Sozialer Ökologie in der transdisziplinären Wissensproduktion. In Elvira Scheich & Karen Wagels (Hrsg.), *Körper, Raum, Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie* (S. 218–233). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Johnson, Oliver W.; Han, Jenny Y.-C.; Knight, Anne-Louise; Mortensen, Sofie; Aung, May T.; Boyland, Michael & Resurrección, Bernadette P. (2020). Intersectionality and energy transitions. A review of gender, social equity and low-carbon energy. *Energy Research & Social Science*, 70. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2020.101774>
- Kaijser, Anna & Kronsell, Annica (2014). Climate change through the lens of intersectionality. *Environmental Politics*, 23(3), 417–433. <https://doi.org/10.1080/09644016.2013.835203>
- Kanning, Helga; Mölders, Tanja & Hofmeister, Sabine (2016). Gendered Energy – Analytische Perspektiven und Potenziale der Geschlechterforschung für eine sozial-ökologische Gestaltung der Energiewende im Raum. *Raumforschung und Raumordnung*, 74(3), 213–227. <https://doi.org/10.14512/rur.531>
- Katz, Christine; Heilmann, Sebastian; Thiem, Anja; Moths, Katharina; Koch, Lea M. & Hofmeister, Sabine (2015). Einleitung. In Christine Katz, Sebastian Heilmann, Anja Thiem, Katharina Moths, Lea M. Koch & Sabine Hofmeister (Hrsg.), *Nachhaltigkeit anders denken* (S. 13–20). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08106-5_1
- Keller, Evelyn Fox (1986). Making Gender Visible in the Pursuit of Nature's Secrets. In Teresa de Lauretis (Hrsg.), *Feminist studies/critical studies* (S. 67–77). London: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1007/978-1-349-18997-7_5
- Łapniewska, Zofia (2019). Energy, equality and sustainability? European electricity cooperatives from a gender perspective. *Energy Research & Social Science*, 57. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2019.101247>
- Leach, Melissa; Reyers, Belinda; Bai, Xuemei; Brondizio, Eduardo S.; Cook, Christina; Díaz, Sandra; Espindola, Giovana; Scobie, Michelle; Stafford-Smith, Mark & Subramanian, Suneetha M. (2018). Equity and sustainability in the Anthropocene: a social-ecological systems perspective on their intertwined futures. *Global Sustainability*, 1. <https://doi.org/10.1017/sus.2018.12>
- Lieu, Jenny; Sorman, Alevgul H.; Johnson, Oliver W.; Virla, Luis D. & Resurrección, Bernadette P. (2020). Three sides to every story. Gender perspectives in energy transition pathways in Canada, Kenya and Spain. *Energy Research & Social Science*, 68. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2020.101550>
- Magnúsdóttir, Gunnhildur Lily & Kronsell, Annica (Hrsg.). (2021). *Gender, intersectionality and climate institutions in industrialized states*. Abingdon, Oxon: Routledge Taylor & Francis Group.
- Malin, Stephanie A. & Ryder, Stacia S. (2018). Developing deeply intersectional environmental justice scholarship. *Environmental Sociology*, 4(1), 1–7. <https://doi.org/10.1080/23251042.2018.1446711>
- Mang-Benza, Carelle (2021). Many shades of pink in the energy transition. Seeing women in energy extraction, production, distribution, and consumption. *Energy Research & Social Science*, 73. <https://doi.org/10.1016/j.erss.2020.101901>
- Mann, Bonnie (2009). What Should Feminists Do About Nature? *Konturen*, 2(1), 79–100. <https://doi.org/10.5399/uo/konturen.2.1.1336>

- Mann, Renate (2011). Gezähmt, wild und unerreichbar. Typische Gedankenbilder über Frauen und Natur. In ANL – Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hrsg.), *Landschaftsökologie. Grundlagen, Methoden, Anwendungen* (S. 36–40). Laufen: ANL.
- Mikulewicz, Michael; Caretta, Martina Angela; Sultana, Farhana & Crawford, Neil J. W. (2023). Intersectionality & Climate Justice: A call for synergy in climate change scholarship. *Environmental Politics*, 32(7), 1275–1286. <https://doi.org/10.1080/09644016.2023.2172869>
- Mölders, Tanja (2010). *Gesellschaftliche Naturverhältnisse zwischen Krise und Vision. Eine Fallstudie im Biosphärenreservat Mittelbe*. München: oekom.
- Mölders, Tanja (2015). Naturschutz, Landnutzung und Geschlechterverhältnisse – Theoretische Orientierungen und politische Befunde. In Christine Katz, Sebastian Heilmann, Anja Thiem, Katharina Moths, Lea M. Koch & Sabine Hofmeister (Hrsg.), *Nachhaltigkeit anders denken* (S. 159–168). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-08106-5_13
- Mollett, Sharlene (2017). Gender's Critical Edge. Feminist political ecology, postcolonial intersectionality, and the coupling of race and gender. In Sherilyn MacGregor (Hrsg.), *Routledge international handbook of gender and environment* (S. 146–158). London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315886572-10>
- Poferl, Angelika (2001). Doing Gender, Doing Nature? Einführende Bemerkungen zur Intention des Bandes. In Andreas Nebelung, Angelika Poferl & Irmgard Schultz (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie* (S. 9–17). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-10160-4_1
- Protschky, Susie (2008). Seductive Landscapes. Gender, Race and European Representations of Nature in the Dutch East Indies during the Late Colonial Period. *Gender & History*, 20(2), 372–398. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0424.2008.00530.x>
- Radtke, Jörg & Ohlhorst, Dörte (2021). Community Energy in Germany – Bowling Alone in Elite Clubs? *Utilities Policy*, 72. <https://doi.org/10.1016/j.jup.2021.101269>
- Scheich, Elvira (1993). *Naturbeherrschung und Weiblichkeit. Denkformen und Phantasmen der modernen Naturwissenschaften*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Schultz, Irmgard; Hummel, Diana & Hayn, Doris (2006). Geschlechterverhältnisse. In Egon Becker & Thomas Jahn (Hrsg.), *Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen* (S. 224–235). Frankfurt/Main: Campus.
- Sultana, Farhana (2021). Climate change, COVID-19, and the co-production of injustices: a feminist reading of overlapping crises. *Social & Cultural Geography*, 22(4), 447–460. <https://doi.org/10.1080/14649365.2021.1910994>
- Sundberg, Juanita (2004). Identities in the making: conservation, gender and race in the Maya Biosphere Reserve, Guatemala. *Gender, Place & Culture*, 11(1), 43–66. <https://doi.org/10.1080/0966369042000188549>
- Sze, Julie (2020). Sustainability and environmental justice. Parallel tracks or at the crossroads? In Brendan Coolsaet (Hrsg.), *Environmental Justice* (S. 107–117). Abingdon, Oxon: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429029585-10>
- The Combahee River Collective (2014 [1978]). A Black Feminist Statement. *Women's Studies Quarterly*, 42(3/4), 271–280. <https://doi.org/10.1353/wsq.2014.0052>
- United Nations (1992). *Agenda 21*. Rio de Janeiro: United Nations Conference on Environment & Development. Zugriff am 29. Juli 2024 unter https://www.un.org/depts/german/conf/agenda21/agenda_21.pdf.
- Walk, Paula; Braunger, Isabell; Semb, Josephine; Brodtmann, Carolin; Oei, Pao-Yu & Kemfert, Claudia (2021). Strengthening Gender Justice in a Just Transition: A Research Agenda Based on a Systematic Map of Gender in Coal Transitions. *Energies*, 14(18), 5985. <https://doi.org/10.3390/en14185985>

- Weber, Ivana (2007). *Die Natur des Naturschutzes. Wie Naturkonzepte und Geschlechtskodierungen das Schützenswerte bestimmen*. München: oekom.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151. <https://doi.org/10.1177/0891243287001002002>
- Wilde, Mandy de (2021). “A Heat Pump Needs a Bit of Care”. On Maintainability and Repairing Gender-Technology Relations. *Science Technology and Human Values*, 46(6), 1261–1285. <https://doi.org/10.1177/0162243920978301>

Zu den Personen

Theresa Herdlitschka, MA, 1994, Doktorandin am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung Leipzig (UFZ). Arbeitsschwerpunkte: Governance sozial-ökologischer Transformationen, Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit, Energiewende und Macht.

Kontakt: Department für Umweltpolitik, Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung Leipzig (UFZ), Permoserstr. 15, 04318 Leipzig
E-Mail: theresa.herdlitschka@ufz.de

Johanna Dankers, B.Sc., 1997, Masterstudent:in in Gender Studies an der Humboldt-Universität in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: soziale Reproduktion im Kapitalismus, Global Care Chains und transnationales Organizing, Geschlechterperspektiven auf die Energiewende.

E-Mail: johanna.dankers@posteo.de

Miriam Kienesberger, MA, 1992, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Professur für Umweltplanung und Transformation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Fakultät für Umwelt und Natürliche Ressourcen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse in sozial-ökologischen Transformationen, Intersektionalität und Nachhaltigkeit, feministische Perspektiven auf Abfall und die Circular Economy.

Kontakt: Professur Umweltplanung und Transformation, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Tennenbacher Str. 4, 79106 Freiburg
E-Mail: miriam.kienesberger@upt.uni-freiburg.de

Katharina Kapitza, Dr. phil., 1984, Leiterin des Wissenschaftlichen Referats ‚Strategien und Konzepte räumlicher Transformation‘ an der ARL – Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit, Governance raumbezogener Transformationen, Geschlechterperspektiven auf die Energiewende.

Kontakt: ARL – Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft, Vahrenwalder Straße 247, 30179 Hannover
E-Mail: katharina.kapitza@arl-net.de

Tanja Mölders, Prof. Dr., 1975, Professorin für Umweltplanung und Transformation an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Fakultät für Umwelt und Natürliche Ressourcen. Arbeitsschwerpunkte: raumbezogene Transformationen, Natur-Gesellschafts-Beziehungen, Geschlechterverhältnisse und Nachhaltigkeit.

Kontakt: Professur Umweltplanung und Transformation, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Tennenbacher Str. 4, 79106 Freiburg
E-Mail: tanja.moelders@upt.uni-freiburg.de

Migration und Geschlecht. Eine Reflexion über die paradigmatischen Grundlagen gendersensibler Migrationsforschung

Zusammenfassung

Der Beitrag bietet einen Überblick über soziologische und sozialwissenschaftliche Ansätze der gegenwärtigen Forschungslandschaft im Feld Migration und Geschlecht. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, zeichnet er profilbildende Debatten der gendersensiblen Migrationsforschung nach und legt Wechselbezüge zwischen Geschlechter- und Migrationsforschung offen. Zunächst werden die historischen Ursprünge der gendersensiblen Migrationsforschung insbesondere im Hinblick auf die sozialwissenschaftliche Forschung zum europäischen Kontext skizziert und grundlegende Impulse aus der Geschlechterforschung diskutiert. In einem zweiten Schritt werden exemplarisch entlang verschiedener Forschungsansätze, dem Doing-Migration-Ansatz, Queer Diaspora Studies sowie Geschlecht im Kontext von *citizenship* und Postkolonialen Studien, einige der zentralen Leitlinien der aktuellen gendersensiblen Migrationsforschung vorgestellt. Schließlich werden einige der künftigen Herausforderungen für eine gendersensible Migrationsforschung diskutiert, zu denen etwa die De-Naturalisierung der Forschungsgegenstände, ihre gesellschaftstheoretische Einbettung sowie die Reflexion vielfältiger Positionalitäten gehören.

Schlüsselwörter

Migration, Mobilität, Queer Theory, Intersektionalität, De- und Postkoloniale Studien, Queer Diaspora

Summary

Migration and gender: A reflection on the paradigmatic foundations of gender-sensitive migration research

This article provides an overview of sociological and social science approaches in the current research landscape in the field of migration and gender. Making no claim to being exhaustive, the article outlines key debates in gender-sensitive migration research and reveals the interconnections between gender and migration research. First, the article outlines the historical origins of gender-sensitive migration research, particularly within the context of social science research in Europe, and discusses fundamental influences from gender studies. Second, drawing on various research approaches such as the doing migration approach and queer diaspora studies, as well as gender in the context of citizenship and post-colonial studies, it presents some of the key guidelines applied in current gender-sensitive migration research. Lastly, it discusses some of the future challenges for gender-sensitive migration research, including the need to denaturalize research topics, embed them into social theory, and reflect on diverse positionalities.

Keywords

migration, mobility, queer theory, intersectorality, de- and post-colonial studies, queer diaspora



1 Einleitung

In¹ öffentlichen Debatten wird die Verschränkung von Geschlechter- und Migrationsrealitäten immer wieder kontrovers diskutiert. Prominent sind beispielsweise Medienbilder, die bestimmten migrantischen und vergeschlechtlichten Positionierungen (aggressive oder passive) Formen der Sexualität zuweisen. Häufig sind diese Zuschreibungen verbunden mit Überlegungen über die (Nicht-)Integrierbarkeit von Zugewanderten in ein heteronormativ und kulturell homogen imaginiertes Projekt der Nation.

Auch wenn diese und ähnliche Themen mittlerweile einen wichtigen Forschungs- und Kritikgegenstand der gendersensiblen Migrationsforschung ausmachen, dauerte es einige Dekaden, bis sich die beiden Disziplinen – Migrationsforschung und Geschlechterforschung – gegenseitig inspiriert haben (Bereswill/Rieker/Schnitzer 2012). Insbesondere in den Sozial- und den Kulturwissenschaften sind Prozesse der menschlichen Wanderung und Geschlechterverhältnisse in den letzten drei Jahrzehnten zunächst hinsichtlich ihrer Wechselbezüge und später auch hinsichtlich ihrer Verwobenheiten diskutiert worden. Mittlerweile sind migrations- und mobilitätsrelevante Forschungsfelder wie Care-Arbeit (Parreñas 2001; Anderson 2006) oder *citizenship* (Yuval-Davis 1997; Erel 2009) aus der Geschlechterforschung nicht mehr wegzudenken. Umgekehrt, wenn auch in geringerem Umfang, haben Felder wie die kritische Migrations- (Hess 2005) oder die kritische Rassismusforschung (Melter/Mecheril 2009) wichtige Einblicke für die Analyse der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht und Sexualität geliefert. In diesem Kontext hat sich seit den 1990er- und verstärkt ab den 2000er-Jahren eine geschlechtersensible und intersektional ausgerichtete Perspektive auf Migration(en) und Mobilität(en) entwickelt, die Migrationsrealitäten im Kontext komplexer Benachteiligungsprozesse analysiert (Lutz/Amelina 2017).

Der Beitrag bietet einen Überblick über zentrale Ansätze und Forschungslinien der gegenwärtigen Forschungslandschaft im Feld Migration und Geschlecht. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, zeichnet er profilbildende Debatten der gendersensiblen Migrationsforschung nach und legt Wechselbezüge zwischen Geschlechter- und Migrationsforschung offen.

Zunächst werden die historischen Ursprünge der gendersensiblen Migrationsforschung insbesondere im Hinblick auf die soziologische und sozialwissenschaftliche Forschung zum europäischen und deutschsprachigen Kontext skizziert. Von besonderer Relevanz ist eine kurze Darstellung derjenigen theoretischen Grundlagen der Geschlechterforschung, die wegweisende Impulse für die gendersensible Migrationsforschung setzten: (1) die soziale Konstruktion von Geschlecht (*doing gender*), (2) diskurs- und machtheoretische Zugänge zu Geschlecht sowie (3) die Verwobenheit und Wechselwirkung von „Achsen der Differenz“ wie Geschlecht, Klasse und Ethnizität/*race* (Intersektionalität). Im zweiten Schritt werden exemplarisch entlang verschiedener Forschungsansätze, dem Doing-Migration-Ansatz, Queer Diaspora Studies sowie Geschlecht im Kontext von *citizenship* und Postkolonialen Studien, einige der zentralen Leitlinien der aktuellen gendersensiblen Migrationsforschung vorgestellt. Schließlich werden im dritten Schritt einige der künftigen Herausforderungen für eine gendersensible Migrationsforschung identifiziert, zu denen etwa die De-Naturalisierung der For-

1 Dieser Beitrag basiert auf Amelina/Trzeciak (2020).

schungsgegenstände, ihre gesellschaftstheoretische und gesellschaftsdiagnostische Einbettung sowie die Frage von politischer Reflexivität gehören.

2 Wie haben die Gender Studies die Migrationsforschung inspiriert?

Die sozialwissenschaftliche und die interdisziplinäre Migrationsforschung haben sich akademisch bereits Anfang des 20. Jahrhunderts etabliert (Thomas/Znaniiecki 1918), während das Feld der Women Studies und später Gender Studies erst in der späten Nachkriegszeit an den Universitäten institutionalisiert wurde. Trotz einiger thematischer Berührungspunkte – etwa im Hinblick auf soziale Ungleichheit – entwickelten sie sich zunächst unabhängig voneinander.

2.1 Feminisierung der Migration

In der Migrationsforschung dominierte bis in die 1990er-Jahre hinein ein *male bias*. Studien zu Migration und Mobilität hatten menschliche Wanderungen implizit als männlich konnotiert (z. B. Ravenstein 1885), wobei insbesondere junge (und körperlich gesunde) Männer zum Idealtypus des Migranten erhoben wurden, während mobile Frauen als von (Ehe-)Männern abhängige Akteurinnen untersucht wurden (Erel 2003: 179). Eine der frühen Kritiken dieser androzentrischen Perspektive hängt mit der Debatte um die „Feminisierung der Migration“ zusammen (Hondagneu-Sotelo 1999). Um die Überbetonung der Rolle von Männern im Kontext der Wanderungsprozesse zu überwinden, wurde der analytische Fokus zunächst auf die Erforschung der Mobilitäten und Motivationen mobiler Frauen gelegt. Die diesbezüglichen Studien (Treibel 2010) zeigten, dass Frauen weltweit im Zuge der Globalisierung ökonomischer und politischer Beziehungen einen Großteil mobiler Populationen ausmachen. Diese Studien zielten vornehmlich darauf ab, wissenschaftliche Darstellungen von Migrantinnen als passiv und subordiniert infrage zu stellen (Treibel 2010). Sorgten diese Debatten für eine Sensibilisierung der Migrationsforschung hinsichtlich der Bedeutung von Geschlechterverhältnissen für Wanderungsprozesse (und umgekehrt), beruhte das Gros der Studien jedoch weiterhin auf einer analytischen Trennung von *gender* (einem sozial hergestellten und somit veränderbaren Geschlecht) und *sex* (einem biologischen und somit als natürlich gedachten Geschlecht). Diese essenzialistischen Annahmen von erworbenen Geschlechterrollen und biologischer Zweigeschlechtlichkeit wurden in der Migrationsforschung über einige Dekaden hinweg tradiert. Der alleinige Fokus auf Frauen und Migration verhinderte, dass *gender* als soziale Matrix betrachtet werden konnte, welche die Bewegungen aller mobilen Personen reguliert und ihre vergeschlechtlichten Identitäten hervorbringt (Hondagneu-Sotelo 1999). Obwohl die Studien zur Feminisierung der Migration wichtige Grundlagen für die gendersensible Migrationsforschung legten, kann kritisch angemerkt werden, dass sie ihren Forschungsgegenstand lange Zeit als zweigeschlechtlich naturalisierten. Dabei wurden die Vielfalt verschiedener Männlichkeiten und Weiblichkeiten sowie Seinsweisen jenseits heteronormativer Ordnungen ignoriert.

Mit zunehmender Bezugnahme auf die internationalen Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung änderte sich diese zuerst männer- und dann teilweise frauenbezogene Perspektive in der Migrationsforschung. Mit den Arbeiten von Geschlechterforscher*innen wie Carol Hagemann-White (1988), Judith Butler (1990) oder Joan W. Scott (1988) setzte sich die grundlegende Erkenntnis durch, dass Geschlecht und Zweigeschlechtlichkeit sozial konstruiert sind und dass naturalisierende Annahmen im Alltagsverständnis hinterfragt und reflektiert werden müssen. Diese Impulse haben zumindest in der gendersensiblen Migrationsforschung die Analyseperspektiven auf das Zusammenspiel von Migration und Geschlecht entscheidend verändert.

2.2 Impuls 1: ‚Doing Gender‘ und die sozialkonstruktivistische Wende

Mit ihrer bahnbrechenden Arbeit zur „Nullhypothese“ machte Carol Hagemann-White (1988) im deutschsprachigen Kontext auf die soziale Konstruktion von Geschlecht aufmerksam. Sie zeigte, dass Zweigeschlechtlichkeit kein biologisches Faktum darstellt, sondern dass Geschlecht auf sozialen Konstruktionen basiert, die sich je nach historisch spezifischem Kontext unterscheiden können. Mit ihren Überlegungen schloss Hagemann-White an die englischsprachige Geschlechterforschung an. So hatten in den USA ethnomethodologische Forschungsansätze der Geschlechterforschung den Blick auf institutionelle Settings und alltagspraktische Handlungen gelenkt, die bei der Herstellung von Geschlecht eine Rolle spielen (Kessler/McKenna 1978; West/Zimmerman 1987; Gildemeister/Wetterer 1992).

Insbesondere die Studie von Harold Garfinkel (1967) zum *passing* der trans Frau Agnes hatte gezeigt, dass Geschlecht nicht angeboren ist, sondern ein kulturelles und veränderbares Produkt darstellt, das fortlaufend mit jeder menschlichen Aktivität vollzogen werde (Gildemeister 2008: 137). Unter dem Stichwort *Doing Gender* argumentierten Candace West und Don H. Zimmerman (1987) anschließend, dass Geschlecht nicht als ontologische Tatsache begriffen werden könne. Sie betonten die (inter)aktive, jedoch größtenteils präreflexive Hervorbringung von Geschlecht durch soziale Routinen und Interaktionen in Alltagssituationen und grenzten sich damit von einer Theorie der erworbenen und passiven Geschlechterrollen (*roles*) ab. West und Zimmerman folgerten, dass *gender* „unavoidable“ sei und jedes Gesellschaftsmitglied einem Geschlecht zurechenbar und damit „accountable“ sein müsse. Genderbezogene Zuschreibungen seien somit unvermeidbar und in jeder Interaktion und sozialen Situation von Relevanz. Der paradigmatische Satz „a person’s gender is not simply an aspect of what one is, but, more fundamentally, it is something that one *does*, and does recurrently, in interaction with others“ (West/Zimmerman 1987: 140, Hervorh. im Original) wurde in diesem Zusammenhang zur Chiffre einer epistemologischen Wende in der Geschlechterforschung.

Die Thesen der Unhintergebarkeit, Omnirelevanz und Omnipräsenz von Geschlecht wurden später einer kritischen Betrachtung unterzogen. Stefan Hirschauer (1994) kritisierte, dass diese Perspektive Prozesse übersehe, in denen Akteur*innen mit ihren Handlungen die (Re-)Produktion von Geschlecht behindern oder außer Kraft setzen (*undoing gender*). Candace West und Sarah Fenstermaker (1995) relativierten in ihrer Arbeit zu *Doing Difference* die Bedeutung von Geschlecht im Alltagshandeln und hoben die kontextuelle Bedeutung der Differenzkategorien *race* und *class* hervor. In-

samt betont die Doing-Gender-Perspektive die interaktiven Dar- und Herstellungsprozesse von Geschlecht. In diesem Zusammenhang rückten Geschlechter-Arrangements in alltäglichen Situationen (z. B. Care-Arbeit in der Familie) oder Institutionen (z. B. auf dem Arbeitsamt) in den Fokus der Geschlechterforschung.

2.3 Impuls 2: ‚Gender Trouble‘ und die diskursive Verfasstheit von Geschlecht

Sozialkonstruktivistische Arbeiten haben gezeigt, wie Geschlecht aktiv im Alltag dar- und hergestellt wird. Jedoch konnten diese auf der Mikroebene ansetzenden Ansätze kaum erklären, warum Geschlecht und Sexualität auf spezifische Weise, nämlich anhand einer Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität, (re)produziert werden. Ebenso wenig vermochten sie die Komplexität der unterschiedlichen Performanzen von Männlichkeit und Weiblichkeit zu erklären. Zur Beantwortung dieser Fragen wenden sich poststrukturalistische Ansätze der Bedeutung von sprachlichen Ordnungen zu. Insbesondere greifen sie auf die diskurs- und machttheoretischen Arbeiten von Michel Foucault sowie das dekonstruktivistische Projekt Jacques Derridas zurück. Im Rahmen des Linguistic Turn richtet sich der Blick auf historisch spezifische Machtkonstellationen, die spezifische Ordnungen von Geschlecht und Sexualität hervorbringen (Engel/Schuster 2007). Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit werden hier als Effekte diskursiver Konstruktionsprozesse begriffen, die in die Verhältnisse von Wissen, Macht und Herrschaft eingebettet sind (Engel/Schuster 2007).

So argumentierte Judith Butler, dass nicht nur die Vorstellungen eines sozialen Geschlechts (*gender*), sondern auch des anatomischen Körpers (*sex*) diskursiv verfasst seien. Mit ihren Gedanken zu *Gender Trouble* (1990) dekonstruierte Butler die Annahme eines natürlichen Geschlechterkörpers und erklärte, dass vermeintlich stabile Subjekte (wie etwa die feministische Identität „Frau“) über performative Sprachhandlungen erzeugt und durch soziale und kulturelle Praktiken stabilisiert werden. Butler argumentierte, dass es keinen vordiskursiven Zugriff auf den Körper gebe. Vielmehr werde dieser entweder als männlich oder als weiblich und gleichzeitig heterosexuell in seinem Begehren durch die soziale und kulturelle Ordnung der „heterosexuellen Matrix“ diskursiv hervorgebracht. Demnach erwies sich der anatomische Körper als ebenso kontingent (und damit historisch veränderbar) wie das soziale Geschlecht. Erst durch das Zusammenspiel der drei Komponenten – *sex*, *gender* und *desire* – würden intelligible, d. h. sozial sinnhafte Subjekte normativ erzeugt und naturalisiert.

Insgesamt beleuchteten poststrukturalistische Ansätze der Geschlechterforschung die diskursiven Ordnungen, die historisch spezifische Formen von Geschlecht und Sexualität hervorbringen. Sie fragen, wie geschlechtlich-sexuelle Identitäten in bestimmten Machtkonstellationen wirksam, aber auch veränderbar werden.

2.4 Impuls 3: Intersektionalitätsforschung

Intersektionale Perspektiven nehmen die Verwobenheiten und Verflechtungen von verschiedenen Achsen der Differenz/Ungleichheit in den Blick (Anthias 2001; Klinger/Knapp 2007; Walby 2009; Winker/Degele 2009). Bereits 1977 hatte das Combahee

River Collective (1983), ein Zusammenschluss Schwarzer lesbischer Feministinnen in den USA, die These von der Mehrfachunterdrückung („interlocking systems of oppression“, vgl. Collins 1990) geprägt und damit die Debatte um die Verwobenheiten von Subordinierungsformen von Sexismus, Rassismus und Klassismus angestoßen. Mit der Metapher der Straßenkreuzung führte später die Schwarze feministische Rechtswissenschaftlerin und Vertreterin der Critical Race Theory Kimberlé W. Crenshaw (1989) das Konzept der *intersection* (Verschränkung) von *gender*, *race* und *class* ein, das sie am Beispiel der institutionellen Benachteiligung Schwarzer Arbeiterinnen im Kontext des US-amerikanischen Rechtssystems veranschaulichte.

Während dieses kritisch-politische Projekt sich zunächst vornehmlich der Analyse der Ungleichheitstriade *race*, *class* und *gender* widmete, entbrannte später eine Diskussion über die genauere Anzahl der relevanten Differenzkategorien (Hancock 2007; Winker/Degele 2009: 15). Neben der Kategorie Geschlecht stehen auch Sexualität, Klasse, Ethnizität/*race*, Alter/Generation, Behinderung/Gesundheit und Raum zur Disposition (siehe Lutz/Amelina 2017: 78). Unter den verschiedenen Typologien der Intersektionalitätsforschung ist die von Leslie McCall (2005) vorgeschlagene Differenzierung zwischen einem interkategorialen, einem intrakategorialen und einem antikategorialen Ansatz eine der prominentesten. Die Vertreter*innen des interkategorialen Ansatzes arbeiten in den meisten Fällen quantitativ-deskriptiv. Sie beleuchten soziale Kategorien weniger hinsichtlich ihrer sozialen Verfasstheit als vielmehr in Bezug auf gegenseitige Wechselwirkungen. Die Vertreter*innen der intrakategorialen Richtung arbeiten aus einer qualitativen Perspektive die Effekte verschiedener sich überlagernder Kategorien der Ungleichheit heraus. Sie analysieren Achsen der Differenz zwar als historisch spezifische soziale Produkte, betrachten sie jedoch als weitgehend stabil. Antikategoriale Ansätze werfen ein, dass Dimensionen der Ungleichheit gesellschaftlich konstruiert und in gesellschaftliche Strukturen eingebettet sind. Ihre Vertreter*innen verfolgen eine poststrukturalistische und oftmals qualitative Perspektive. Sie betonen, dass die Dynamiken und Prozesshaftigkeiten des Zusammenspiels von Differenzachsen im Kontext der jeweiligen sozialen und historisch spezifischen Verhältnisse betrachtet werden sollen. In diesem Licht wird eine essenzialisierende Betrachtungsweise von Dimensionen der Ungleichheit obsolet, soziales Leben hingegen „als nichtreduzierbare Komplexität gesehen, die von multiplen und fließenden Determinierungen von Subjekten und Strukturen geprägt ist“ (McCall 2005: 1773, Übers. M. F. T.).

Parallel zu den internationalen Intersektionalitätsdebatten diskutierten Sozialwissenschaftler*innen in der deutschen Migrations- und Rassismusforschung die Bedeutung der Geschlechterverhältnisse für die Genese ungleicher sozialer Positionen (Bereswill/Neuber 2010: 94). Bereits in den 1980er- und frühen 1990er-Jahren hatten Autorinnen wie Sedef Gümen (1998) oder die Gruppe FeMigra (1994) die Zusammenhänge von Geschlecht, Migration und Rassifizierung rekonstruiert und wichtige Impulse für die (mehrheitlich *weiße*) Geschlechterforschung gegeben (für einen Überblick siehe Gutiérrez Rodríguez/Tuzcu 2021; Piesche 2020).

Insgesamt bedeuten die Impulse der Intersektionalitätsdebatten für die Migrationsforschung, dass die im Kontext von Migration generierten sozialen Positionen durch das Zusammenspiel verschiedener Dimensionen sozialer Ungleichheit hervorgebracht werden. Auf diese Weise können die vergeschlechtlichten Erfahrungen und Positionierun-

gen von Migrant*innen in ihrer Verwobenheit mit anderen Ungleichheitsdimensionen untersucht werden. Gleichzeitig können so verschiedene privilegierte Positionalitäten von *Weißsein* und klassen- bzw. schichtspezifischer Dominanz in ihrer Verschränkung analysiert werden, wie zum Beispiel einige Arbeiten zu transnationaler Migration und hegemonialer Männlichkeit zeigen (Bereswill/Neuber 2010; Hearn 2013).

3 Von der Vergeschlechtlichung der Migration zur Migrantisierung der Geschlechterverhältnisse: Aktuelle Debatten der gendersensiblen Migrationsforschung

Die aktuellen gendersensiblen Ansätze in der Migrationsforschung schöpfen in vielerlei Hinsicht aus den vorgestellten Impulsen aus den Gender Studies. Gleichzeitig spiegeln sie die laufenden Theoriedebatten in der Migrations- und Mobilitätsforschung wider, insbesondere im Kontext transnationaler und kritischer Perspektiven (siehe Lutz/Amelina 2017). Dieser Abschnitt gibt einen Überblick über einige der wesentlichen Ansätze, die geschlechter- und queertheoretische Impulse integriert haben.

3.1 Dezentrierung und Dekonstruktion der Migrationsforschung: Der Doing-Migration-Ansatz und Queer Diaspora Studies

Eine weitverbreitete Selbstkritik der Migrationsforschung lautet, dass diese häufig die von ihr verwendeten Analysekatoren unhinterfragt aus der außerakademischen Empirie gewinne, ohne den analytischen Gehalt des begrifflichen Vokabulars zu reflektieren (Brubaker 2013). In Anlehnung an diese Einsicht versuchen neuere Theorieperspektiven wie der Doing-Migration-Ansatz und die Queer Diaspora Studies, die zentralen Kategorien der Migrationsforschung (Migration und Diaspora) hinsichtlich ihrer analytischen Aussagekraft zu untersuchen. Der Doing-Migration-Ansatz ist von der Intersektionalitätsforschung inspiriert worden und weist eine gewisse Nähe zur Doing-Gender-Perspektive auf. Für den Queer-Diaspora-Ansatz stellt die Queer Theory eine wichtige Grundlage dar.

Der Doing-Migration-Ansatz beruht auf der sozialkonstruktivistisch beeinflussten Einsicht, dass „Migration“ nicht nur eine Praxis der räumlichen Bewegung aus einem Emigrationsstaat in einen Immigrationsstaat sei. Vielmehr werde sie im Kern durch ein Zusammenspiel von institutionellen Routinen, routinisierten Verhaltensweisen, Machtbeziehungen und (vergeschlechtlichten, ethnifizierten/rassifizierten, klassenspezifischen) Wissensbeständen erzeugt (Amelina 2021; Lutz/Amelina 2017). „Migration“ wird hier als Komplex von Praktiken und Diskursen verstanden, den mobile als auch nichtmobile Akteur*innen zur Klassifikation von sozialräumlicher (und weiteren Formen von) Zugehörigkeit und zur Verteilung von Chancen (z. B. im Hinblick auf soziale Teilhabe) verwenden. Landesinterne Wanderungen werden häufig als unproblematisch kategorisiert, weil von einer versöhnenden Kongruenz von Kultur, Gemeinschaft und Raum ausgegangen wird. Hingegen werden transnationale und postkoloniale soziale Räume oft durch das Assimilationsparadigma als störende Kräfte wahrgenommen.

Insgesamt beleuchtet der Doing-Migration-Ansatz, wie „Migration“ durch machtvoll (institutionelle wie nichtinstitutionelle) Wissensbestände konstruiert und auf

diese Weise Klassifikationssysteme hervorgebracht werden, die sowohl in Bezug auf Geschlecht als auch auf Ethnizität/*race*, Klasse, Sexualität usw. eine Hierarchisierung zwischen als „Migrant*innen“ und „Nicht-Migrant*innen“ markierten Akteur*innen bewirken. Diese Annahme ist durch die Intersektionalitätsforschung (insbesondere die der antikategorialen Variante) beeinflusst worden. Über die Betonung alltäglicher routinierter und wissensbasierter Praxen weist der Doing-Migration-Ansatz zudem eine gewisse analytische Nähe zum Doing-Gender-Ansatz auf.

Mit dem Begriff der Queer Diaspora prägte Gayatri Gopinath (2005) eine Methodologie zur Analyse nichtheterosexueller Begehrensformen, Identifikationen, kultureller Verortungen, Praktiken und Kämpfe (Klesse 2015: 136). In diesen insbesondere im englischsprachigen Kontext (z. B. in UK, USA und Indien) geführten Forschungsdebatten wird „Diaspora“ nicht im klassischen Sinne als generationenübergreifende ethnische oder religiöse Gemeinschaft mit einer geografischen Verortung (z. B. Cohen 2008), sondern als hybrider soziokultureller Raum verstanden, der verschiedene vergeschlechtlichte und sexualisierte „Formen der Relationalität innerhalb und zwischen diasporischen Formationen“ untersucht (Klesse 2015: 136).

Ein wesentliches Ziel der Queer Diaspora Studies besteht in der Offenlegung vielfältiger Geschlechtsidentitäten und Sexualitäten, die sich jenseits heteronormativer Ordnungen reproduzieren. Aus dieser Perspektive hat die Migrationsforschung den sozialen Formen der Sexualisierung von migrantisierten und kolonisierten „Anderen“ lange wenig Beachtung geschenkt. Selbst in Studien, die queere Wanderungen berücksichtigen, wurden diese oft als Ausnahmefälle betrachtet, welche die heterosexuelle Norm stabilisieren (kritisch siehe Kosnick 2010). Beispielsweise werden schwule, lesbische, bisexuelle, trans oder queere *persons of color* in der einschlägigen Literatur häufig nicht als Handelnde dargestellt, sondern viktimisiert. Darüber hinaus wurden die geschlechtlichen und sexuellen Mehrfachzugehörigkeiten in einigen Studien tendenziell zum Problemfall gemacht, etwa im Kontext der Debatten um „Integration“, wenn die *weiße* Mehrheitsgesellschaft als „tolerant“ und „zivilisiert“, die migrantisierte „Bevölkerung“ hingegen als „traditionell“ oder „antidemokratisch“ rassifiziert wird (kritisch siehe Haritaworn/Tauqir/Erdem 2008). Ein Beispiel für Queer Diaspora Studies ist die Arbeit von Jasbir Puar (2008) zu den sexualisierenden, vergeschlechtlichenden und rassifizierenden Blickregimen nach dem 09. September 2001, in denen spezifische Körper als terroristisch („terrorist look-a-like bodies“) konstruiert werden. Am Beispiel männlicher, Turban tragender Sikh-Körper, die irrtümlich mit islamistischen terroristischen Männlichkeiten verwechselt werden, zeigt sie auf, wie visuelle Repräsentationen insbesondere auf der affektiven Ebene für Verwirrung sorgen. Ironischerweise erzeugen diese machtvollen Zuschreibungen nicht nur Druck auf die Sikh-Community, sondern auch auf südasiatische diasporische queere Subjekte. Um sich von der Zuschreibung heteronormativer und patriarchalischer asiatischer Männlichkeit abzugrenzen, müssen Letztere sich stärker als außergewöhnliche Subjekte gemäß einer homonormativen Logik produzieren. Paradoxerweise stärken diese Prozesse queerer Identitätspolitik wiederum jene pathologisierenden Zuschreibungsweisen von Sikh-Männlichkeiten.

Puars Arbeit zeigt exemplarisch, wie die Queer Diaspora Studies ausgehend von diskurs- und queertheoretischen Ansätzen das Zusammenspiel heterogener Geschlechterbeziehungen und Sexualitäten im Kontext (postkolonialer) Ordnungen der Migration

analysieren (siehe auch Manalansan 2006). Diese Studien beleuchten „Konfigurationen der Macht“ (Brah 1996: 183) wie etwa verschiedene diasporische Kreise (z. B. *queers of color* in Metropolen wie London oder Berlin). Sie befassen sich zudem mit Formen von Ethnifizierung/Rassifizierung, Vergeschlechtlichung und Sexualisierung, mit denen bestimmte soziale Gruppen wie beispielsweise deutsch-türkische oder deutsch-asiatische *queers* in medialen und politischen Diskursen konfrontiert werden. Schließlich zeigen sie, wie im Zuge von Debatten über Migration und Integration in Deutschland queer einerseits als *weiß* und die europäischen „Mehrheitsgesellschaften“ als tolerant konstruiert werden. So werden beispielsweise als muslimisch identifizierte Bürger*innen und Migrant*innen als „Andere“ in einer als *weiß* und christlich imaginierten Mehrheit heterosexualisiert und als homophob dargestellt (Heidenreich 2005; El-Tayeb 2012).

Zusammengefasst beleuchten die Queer and Feminist Diaspora Studies soziale Kategorisierungen und ihre Machteffekte in Bezug auf Sexualisierung und Vergeschlechtlichung in deren Interdependenz. Sie hinterfragen heteronormative Annahmen der klassischen Diasporaforschung, die auf Vorstellungen einer übergenerationalen heterosexuellen Reproduktion von „migrantischen Diasporagemeinden“ aufbauen.

Während der Doing-Migration-Ansatz Geschlechterbeziehungen als spezifische, in routinisierte Praxis eingebettete Wissensformen analysiert, die sich mit ethnifizierten/rassifizierten und klassenspezifischen Wissensformen überlagern, widmen sich die Queer Diaspora Studies der Untersuchung grenzüberschreitender Vergemeinschaftungsprozesse im Kontext heterogener Geschlechter- und Sexualitätsformen.

3.2 Macht – Wissen – Migration: Geschlecht im Kontext von *citizenship* und Postkolonialismus

Sozialwissenschaftliche Analysen der gesellschaftlichen Kontextualisierung, Institutionalisierung sowie der Regulierungsversuche von Wanderungsprozessen vernachlässigen oft die Bedeutung von Geschlecht. Die in diesem Abschnitt präsentierten Studien haben das Ziel, diese Haltung zu überwinden, indem sie die Wechselbeziehungen zwischen dominanten vergeschlechtlichten Wissensformen und institutionellen Machtkomplexen untersuchen. Diese Studien konzentrieren sich auf die Analyse dauerhafter institutioneller Konfigurationen auf der Makroebene, darunter zentral die Untersuchungen zu (1) (Staats-)Bürgerschaft (engl. *citizenship*) und (2) postkolonialen Räumen. Gemeinsam ist diesen Ansätzen die Grundannahme einer diskursiven Verfasstheit von Geschlecht. Insbesondere interessieren sie sich für vergeschlechtlichte Wissensformen und die Prozesse ihrer Inkorporierung in die institutionellen Settings von Wanderungsbewegungen.

Innerhalb der englischsprachigen *citizenship*-Forschung hat sich ein Bereich herausgebildet, der das Zusammenspiel zwischen vergeschlechtlichtem Wissen und institutioneller Regulierung von Wanderungsbewegungen untersucht. Das Feld der sozialwissenschaftlichen Analyse von (Staats-)Bürgerschaft (z. B. Erel 2009; Kofman 2000) betrachtet *citizenship* als eine zentrale gesellschaftliche Institution, die Prozesse vergeschlechtlichter Inklusion und Exklusion, insbesondere in Bezug auf Wanderungsprozesse, reguliert.

Klassische Citizenship-Ansätze befassen sich in Anlehnung an Thomas H. Marshall (1950) mit der Analyse von bürgerlichen, politischen und sozialen Rechten, die Staats-

bürgerschaft als Status, „legale, formale Identität“ sowie „substanziell gehaltvolle Form der Mitgliedschaft“ verankern (Mackert 2006: 25). Während der Begriff der Bürgerschaft auf die Mitgliedschaft in einer politischen Gemeinschaft verweist (z. B. historisch in antiken Stadtstaaten oder mittelalterlichen Städten), rekurriert der Begriff der Staatsbürgerschaft vornehmlich auf die Mitgliedschaft in einem Nationalstaat.

Feministische Forscher*innen haben die klassische (Staats-)Bürgerschaftsforschung vielfach infrage gestellt (z. B. Okin 1998). Eine zentrale Kritik lautet, dass moderne nationale Staatsbürgerschaft auf einer universellen und inklusiv gedachten Mitgliedschaftsform beruhe (kritisch siehe z. B. Erel 2009; Soysal 1994). Eine solche universalisierende Perspektive übersehe, dass diese moderne politische Form der Mitgliedschaft die Prämisse *weißer* Männlichkeit reproduziere (Okin 1998; Oleksy/Hearn/Golańska 2011). Feministische und intersektionale Denker*innen argumentieren, dass die Verteilung ökonomischer, politischer und sozialer Rechte auf eine bestimmte Form von Subjektivität, nämlich die mehrheitsgesellschaftliche, *weiße*, nichtmigrantische, verweise (Okin 1998; Kofman 2000). Sie zeigen, dass moderne nationale Staatsbürgerschaft auf das bürgerliche Modell der (sesshaften) patriarchalen Alleinverdienerfamilie zurückgeht, die eine Abhängigkeit der Rechte der Frauen von denen ihrer Ehemänner vorsah und teilweise (z. B. in Form des Ehegattensplittings) noch vorsieht (Kofman 2000).

Dem nationalen Staatsbürgerschaftsmodell sei zudem eine sozialräumliche Sphärentrennung in privat/unmündig und öffentlich/mündig eingeschrieben, die mit einer gesellschaftlichen Differenzierung in männlich/autonom/mündig vs. weiblich/abhängig/unmündig korrespondiere und (mobile wie nichtmobile) Frauen (nach wie vor) an umfassender Teilhabe an der Gesellschaft hindere (Mackert 2006). Diese im 18. und 19. Jahrhundert im westlichen Europa entstandene Differenzierung basiere auf der bereits erwähnten Prämisse komplementärer Zweigeschlechtlichkeit, die in die Semantik von Nation und ihrer (als biologisch gedachten) Reproduktion aufgenommen wurde (Yuval-Davis 2011). So identifiziert Nira Yuval-Davis (2011) in heteronormativen Nationalitätsdiskursen eine Beziehung zwischen Geschlecht und Nation, die (nichtmigrantischen) Männern die Bereitschaft zur Aufopferung als Arbeiter und Soldat, (nichtmigrantischen) Frauen hingegen zusätzlich zur Produktionsarbeit noch die sexuell konnotierte Bereitschaft zur Reproduktionsarbeit abverlange.

Die Relevanz heteronormativer Prinzipien für die gendersensible Migrationsforschung zeigt sich auch in der patrilinearen Übertragung von Staatsbürger*innenschaft, die beispielsweise in der BRD noch bis zum 31.12.1974 Bestand hatte. Ehemänner konnten im Falle der Heirat mit einer Ausländerin ihre Staatsbürgerschaft weitergeben, während Frauen oft ihre Staatsbürgerschaft verloren (Kofman 2000: 77). Dies ist bis heute virulent, etwa wenn beim Wechseln der Staatsangehörigkeit im Kontext von Heiratsmigration eine Probezeit auferlegt wird: Oftmals werden hier (migrantische) Frauen zu ihren (nichtmigrantischen) Ehemännern in Abhängigkeit gebracht (Krzystek 2013). Obwohl im Anschluss an diese Kritik einige nationale und internationale Regulierungen bezüglich der Rechte von Migrant*innen angestrebt wurden, bestehen im Bereich der politischen, ökonomischen und sozialen Rechte nach wie vor vergeschlechtlichte Stratifikationen fort (Krzystek 2013).

Intersektionale Forschungsperspektiven teilen diese Kritikpunkte, betonen jedoch, dass kritische Analysen politischer Mitgliedschaft Prozesse der Vergeschlechtlichung

und der anschließenden Hierarchisierung politischer Subjekte nicht ohne Bezug auf weitere Achsen der Differenz betrachten sollten (Oleksy/Hearn/Golańska 2011: 8; Yuval-Davis 2011). So zielen diese Arbeiten auf die Offenlegung vielfältiger sich überlagernder Differenzmarkierungen in (nationalen) Staatsbürgerschaft-Rhetoriken, die eine Unterscheidung zwischen sesshafter „Mehrheitsgesellschaft“ und vielfältigen (migrantischen) Minderheiten generieren. Gleichzeitig weisen sie darauf hin, dass als (migrantische) Minderheiten konstruierte Gruppen zunehmend um die Anerkennung ihrer Zugehörigkeit kämpfen, beispielsweise in Form von „sexual citizenship“ (Richardson 2000), „ecological citizenship“ (MacGregor 2006) oder „indigenous citizenship“ (Wiebe 2014). Diese Kämpfe stellen die Zuweisung von Mitgliedschaft zu einer politischen Gemeinschaft auf der Grundlage des patriarchalen Ideals *weißer* heterosexueller und nichtmigrantischer Männlichkeit infrage. Zudem sind viele Kämpfe um Legitimation von Mitgliedschaft nicht auf ein nationales Territorium beschränkt, sondern besetzen die transnationale Ebene von Mitgliedschaft durch vielfältige Akteur*innen, etwa im Kontext grenzüberschreitender Kämpfe um Zugehörigkeit, Wanderungsfreiheit und Solidarität.

De- und postkoloniale Theorien haben die Erforschung von Wanderungsbewegungen um eine Analyse hegemonialer post- und neokolonialer Machtbeziehungen ergänzt, die sich zwischen den Ländern des Globalen Nordens und des Globalen Südens aufspannen (Castro Varela/Dhawan 2009a). Ihnen liegt die Annahme zugrunde, dass postkoloniale, ursprünglich durch den Kolonialismus geschaffene Strukturen die wesentlichen Bedingungen gegenwärtiger Migrationsprozesse generieren. So argumentiert die postkoloniale Denkerin Gayatri Chakravorty Spivak (2009), dass Kolonialismus, Imperialismus und transnationale Wanderungen zueinander in Korrespondenz stehen. Aktuelle Wanderungen aus Zentral- nach Nordamerika oder Afrika nach Europa können als imperialistische Kontinuitäten „einer geschlechtsspezifischen Aufteilung des internationalen Arbeitsmarkts“ (Castro Varela/Dhawan 2009b: 16) betrachtet werden. Diese Wanderungen haben den Ländern des Globalen Nordens Wohlstand auf Kosten des Globalen Südens beschert und tun dies auch weiterhin (Castro Varela/Dhawan 2009b).

Dekoloniale Ansätze haben diese „Kolonialität der Migration“ insbesondere mit Bezug auf weltstheoretische Arbeiten rekonstruiert (z. B. Bhambra 2017; Gutiérrez Rodríguez 2018). Kategorien wie *race* (Quijano 2000), *gender* (Lugones 2007) oder *citizenship* (Boatcă/Roth 2015) werden in diesem Zusammenhang als Konstruktionen verstanden, die in eine „Kolonialität der Macht“ (Quijano 2000) eingebettet sind und ungleich gelagerte Lebenschancen und Positionalitäten (re)produzieren. In den Fokus der Analyse rücken dabei rassifizierende/ethnisierende und vergeschlechtlichende Wissenssysteme kolonialer Kontexte, die Wanderungen und soziale Bewegungen ermöglichen oder einschränken. Ein Beispiel hierfür ist die transnationale Arbeitsmigration von (Care-)Arbeiter*innen aus den Ländern des Globalen Südens in diejenigen des Globalen Nordens. Die soziale Mobilität dieser Arbeiter*innen in den Empfängerstaaten bleibt, wie die Forschung vielfach gezeigt hat, weitgehend durch rassistische und auf koloniale Wissensbestände zurückgehende Strukturen beeinflusst (Ha 2009).

Analog dazu, jedoch mit stärkerem Bezug auf poststrukturalistische Ansätze (insbesondere die Arbeiten von Foucault), die von postkolonialen Denker*innen wie Edward Said (1978), Stuart Hall (1994), Gayatri Chakravorty Spivak (1988) oder Homi K.

Bhabha (1994) weiterentwickelt wurden, richten postkoloniale Ansätze das Interesse auf die Verschränkung von Macht und Wissen. Diese diskurs- und machtanalytische Richtung der Migrationsforschung arbeitet die Produktionsbedingungen vergeschlechtlichter und migrantisierter „Subjekte der Macht“ (Rose 2015: 335) heraus. Die postkoloniale Migrationsforschung fokussiert dabei auf Prozesse des *Othering*, d.h. auf Prozesse der Abwertung und des Fremdmachens von Migrant*innen seitens der *weißen* Mehrheitsgesellschaft. Diese Arbeiten re- und dekonstruieren Prozesse der Rassistifizierung, Ethnisierung und Vergeschlechtlichung beispielsweise von intellektuellen Migrant*innen (Gutiérrez Rodríguez 1999), widmen sich der Analyse migrantischer Positionalitäten (Spies 2010) oder untersuchen die Entstehung exkludierender, prekarisierender und subjektivierender Auswirkungen von Zugehörigkeitsordnungen (Mecheril 2003). Festzuhalten ist, dass de- wie postkoloniale Ansätze dazu anregen, marginalisierte Lebenswelten im Zusammenhang kolonialer Kontinuitäten und Aktualisierungen hinsichtlich ihres Potenzials für Widerstand und die Entstehung subversiver (Gender-) Praktiken und Wissensformen zu untersuchen (FeMigra 1994). Inhaltliche Überschneidungen zwischen der de- und postkolonialen Migrationsforschung und den Queer Diaspora Studies sind nicht zu übersehen.

4 Ansatzpunkte für zukünftige Forschungen: Herausforderungen und Perspektiven gendersensibler Migrationsforschung

Ungeachtet der wichtigen Impulse, die von neueren gender- und queertheoretischen Migrationsansätzen ausgehen, wird sich die gendersensible Migrationsforschung zukünftig einer Reihe weiterer theoretischer und methodologischer Herausforderungen stellen müssen.

Eine dieser Herausforderungen besteht in der Weiterentwicklung antiessenzialistischer Perspektiven innerhalb der Gender- und Migrationsforschung. Mögliche weiterführende Perspektiven wären hier Ansätze, die an die sogenannte antikategoriale Intersektionalitätsforschung anschließen und *gender*, Ethnizität/*race*, Klasse und weitere Achsen der Differenz sowie Verschränkungen zwischen diesen als sozial konstruiert, historisch spezifisch und veränderbar begreifen. Die Weiterführung der De-Naturalisierungs- und Dezentrierungstendenzen spielt dabei eine wichtige Rolle, weil sie den Blick auf die Analyse bisher übersehener Phänomene lenkt wie etwa die (Re-)Produktion nichtbinärer Positionalitäten im Feld von Zugehörigkeitskämpfen.

Eine weitere Herausforderung besteht in der Verknüpfung gendersensibler Migrationsforschung mit gesellschaftstheoretischen Perspektiven (siehe z.B. van Dyk/Boemke/Haubner 2021). Die Einbeziehung gesellschaftstheoretischer Überlegungen war nicht immer das primäre Analyseziel der gendersensiblen Migrationsforschung. Die vielfältigen Perspektiven der oben vorgestellten Ansätze sind bereits sehr erfolgreich in den gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Kanon etabliert worden, wie etwa die der Queer Theory und der Intersektionalitätsforschung mit ihrer Betonung der Komplexität von Privilegierung und Benachteiligung oder auch die gendersensiblen postkolonialen Ansätze, denen es zunehmend gelingt, die Dominanz eurozentrischer Perspektiven in

der Migrationsforschung infrage zu stellen. Gleichwohl würde eine gesellschaftstheoretische Rahmung – wie etwa die feministisch orientierten Gesellschaftsdiagnosen (Klinger 2019) – weitere wichtige Ansatzpunkte für die Analyse gesellschaftlicher Makrotendenzen im Zusammenspiel von Migrations- und Geschlechterdynamiken offenlegen. Eine dritte Herausforderung besteht schließlich in der Notwendigkeit, die Vielfalt der in den Gender Studies und der Migrationsforschung eingeforderten Reflexivitätsformen zueinander anschlussfähig zu machen. Gemeint ist hier zunächst die positionale Reflexivität von Forscher*innen, die sich ihrer jeweiligen Stellung in den komplexen vergeschlechtlichten Hierarchien bewusst werden müssen, die einem Forschungsprozess inhärent sind (Shinozaki 2012). Des Weiteren ist eine gewisse theoretische Reflexivität von Bedeutung, mit der die Erwartung verknüpft ist, dass gendertheoretisch und feministisch orientierte Migrationsforscher*innen ihre Analysen innerhalb des jeweiligen Theoriefelds positionieren (Haraway 1988). Und schließlich geht es hierbei auch um politische Reflexivität (De Genova 2016), die von den Forscher*innen verlangt, migrationspolitische Debatten nicht nur wissenschaftlich zu reflektieren, sondern sich auch zu diesen zu positionieren.

Politische Reflexivität beinhaltet eine ethische Dimension insofern, als sie ein stärkeres Bewusstsein dafür erfordert, dass wissenschaftliche Forschungsergebnisse, sofern sie von der Politik übernommen werden, die Lebenswelten mobiler wie nichtmobiler Personen beeinflussen. Dies schließt auch die Notwendigkeit ein, über die gendersensiblen Begriffe und Methoden nachzudenken, mit deren Hilfe Sozialwissenschaftler*innen politische Dynamiken sowie ihre eigene Rolle in diesen politischen Prozessen analysieren können.

Literaturverzeichnis

- Amelina, Anna (2021). After the reflexive turn in migration studies: Towards the doing migration approach. *Population Space Place*, 27(1), 1–11.
- Amelina, Anna & Trzeciak, Miriam Friz (2020). Gender on the Move: Paradigmatische Impulse für eine gendersensible Migrationsforschung. In Thomas Faist (Hrsg.), *Soziologie der Migration* (S. 399–423). Oldenbourg: De Gruyter.
- Anderson, Brigitte (2006). *Doing the dirty work? Migrantinnen in der bezahlten Hausarbeit in Europa*. Berlin: Assoziation A.
- Anthias, Floya (2001). The material and the symbolic in theorizing social stratification: Issues of gender, ethnicity and class. *British Journal of Sociology*, 52(3), 367–390.
- Bereswill, Mechthild & Neuber, Anke (2010). Marginalisierte Männlichkeit, Prekarisierung und die Ordnung der Geschlechter. In Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar & Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts* (S. 85–104). Wiesbaden: Springer.
- Bereswill, Mechthild; Rieker, Peter & Schnitzer, Anna (2012). *Migration und Geschlecht: Theoretische Annäherungen und empirische Befunde*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bhabha, Homi K. (1994). *The location of culture*. London: Routledge.
- Bhambra, Gurminder K. (2017). The current crisis of Europe: Refugees, colonialism, and the limits of cosmopolitanism. *European Law Journal*, 23(5), 395–405.
- Boatcă, Manuela & Roth, Julia (2015). Unequal and gendered: Notes on the coloniality of citizenship. *Current Sociology*, 64(2), 191–212.

- Brah, Avtar (1996). *Cartographies of diaspora: Contesting identities*. London: Routledge.
- Brennan, Denise (2004). *What's love got to do with it? Transnational desires and sex tourism in the Dominican Republic*. Durham: Duke University Press.
- Brubaker, Rogers (2013). Categories of analysis and categories of practice: A note on the study of Muslims in European countries of immigration. *Ethnic and Racial Studies*, 36(1), 1–8.
- Butler, Judith (1990). *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity*. London: Routledge.
- Castles, Stephen (2010). Understanding global migration: A social transformation perspective. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 36(10), 1565–1586.
- Castro Varela, María do Mar & Dhawan, Nikita (2009a). Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In Helma Lutz (Hrsg.), *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 102–121). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Castro Varela, María do Mar & Dhawan, Nikita (2009b). Europa provinzialisieren? Ja, gerne! Aber wie?! *femina politica*, 18(2), 9–18.
- Cohen, Robin (2008). *Global diasporas: An introduction*. Abingdon: Routledge.
- Collins, Patricia Hill (1990). *Black feminist thought: Knowledge, consciousness and the politics of empowerment*. Boston: Unwin Hyman.
- Combahee River Collective (1983 [1977]). A black feminist statement. In Cherríe Moraga & Gloria Anzaldúa (Hrsg.), *This bridge called my back: Writings by radical women of color* (S. 210–218). New York: Kitchen Table Press.
- Crenshaw, Kimberlé W. (1989). Demarginalizing the intersection of race and sex: A black feminist critique of antidiscrimination doctrine, feminist theory, and antiracist politics. *University of Chicago Legal Forum*, (1), 139–167.
- De Genova, Nicholas (2016). The „European“ question: Migration, race, and post-coloniality in „Europe“. In Anna Amelina, Kenneth Horvath & Bruno Meeus (Hrsg.), *An anthology of migration and social transformation: European perspectives* (S. 343–356). Cham: Springer Science.
- El-Tayeb, Fatima (2012). „Gays who cannot properly be gay“: Queer Muslims in the neoliberal European city. *European Journal of Women's Studies*, 19(1), 79–95.
- Engel, Antke & Schuster, Nina (2007). Die Denaturalisierung von Geschlecht und Sexualität: Queer/feministische Auseinandersetzungen mit Foucault. In Roland Anhorn, Frank Bettinger & Johannes Stehr (Hrsg.), *Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit* (S. 135–153). Wiesbaden: Springer.
- Erel, Umut (2003). Soziales Kapital und Migration: Die Kraft der Schwachen? In María do Mar Castro Varela & Dimitria Clayton (Hrsg.), *Migration, Gender, Arbeitsmarkt: Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung* (S. 154–185). Königstein/Ts.: Ulrike Helmer Verlag.
- Erel, Umut (2009). *Migrant women transforming citizenship: Life-stories from Britain and Germany*. London: Routledge.
- FeMigra (1994). Wir, die Seit tänzerinnen: Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In Cornelia Eichhorn & Sabine Grimm (Hrsg.), *Gender Killer: Texte zu Feminismus und Kritik* (S. 49–63). Berlin: Edition ID Archiv.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in ethnomethodology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gildemeister, Regine (2008). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (S. 137–145). Wiesbaden: Springer.
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden: Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201–254). Freiburg/Breisgau: Kore.
- Gopinath, Gayatri (2005). *Impossible desires: Queer diasporas and South Asian public cultures*. Durham: Duke University Press.

- Gümen, Sedef (1998). Das Soziale des Geschlechts: Frauenforschung und die Kategorie „Ethnizität“. *Das Argument*, 244(1/2), 187–202.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999). *Intellektuelle Migrantinnen: Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2018). The coloniality of migration and the „refugee crisis“: On the asylum-migration nexus, the transatlantic white European settler colonialism-migration and racial capitalism. *Refuge: Canada's Journal on Refugees*, 34(1), 16–28.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación & Tuzcu, Pinar (2021). *Migrantischer Feminismus in der Frauen:bewegung in Deutschland (1985–2000)*. Münster: edition assemblage.
- Ha, Kien Nghi (2009). Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis. In Gabriele Dietze, Claudia Brunner & Edith Wenzel (Hrsg.), *Kritik des Okzidentalismus: Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht* (S. 137–149). Bielefeld: transcript.
- Hagemann-White, Carol (1988). Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. In Carol Hagemann-White & Maria S. Rerrich (Hrsg.), *FrauenMänner-Bilder: Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion* (S. 224–235). Bielefeld: AJZ.
- Hall, Stuart (Hrsg.). (1994). Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In Stuart Hall (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität* (S. 137–179). Hamburg: Argument.
- Hancock, Ange-Marie (2007). When multiplication doesn't equal quick addition: Examining intersectionality as a research paradigm. *Perspectives on Politics*, 5(1), 63–79.
- Haraway, Donna (1988). Situated knowledges: The science question in feminism and the privilege of partial perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575–599.
- Haritaworn, Jin; Tauqir, Tamsila & Erdem, Esra (2008). Gay imperialism: The role of gender and sexuality discourses in the „war on terror“. In Adi Kuntzman & Esperanza Miyake (Hrsg.), *Out of place: Interrogating silences in queerness/raciality* (S. 71–95). York: Raw Nerve Books.
- Hearn, Jeff (2013). Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität. In Helma Lutz, Maria Teresia Herrera Vivar & Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes* (S. 115–135). Wiesbaden: Springer.
- Heidenreich, Nanna (2005). „Der Kampf der Subkulturen“: Homophobie vs. Rassismus? In Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis (Hrsg.), *Queer durch die Geisteswissenschaften: Perspektiven der Queer Theory* (S. 203–215). Berlin: Querverlag.
- Hirschauer, Stefan (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46(4), 668–692.
- Hess, Sabine (2005). *Globalisierte Hausarbeit. Au-pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hondagneu-Sotelo, Pierrette (1999). Introduction: Gender and contemporary U.S. immigration. *American Behavioral Scientist*, 42(4), 565–576.
- Jagose, Annamarie (2001). *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag.
- Kessler, Suzanne J. & McKenna, Wendy (1978). *Gender: An ethnomethodological approach*. New York: Wiley.
- Klesse, Christian (2015). Queering diaspora space, creolizing counter-publics: On British South Asian gay and bisexual men's negotiation of sexuality, intimacy and marriage. In Encarnación Gutiérrez Rodríguez und Shirley Anne Tate (Hrsg.), *Creolizing Europe: Legacies and transformations* (S. 133–156). Liverpool: Liverpool University Press.
- Klinger, Cornelia (2019). *Die andere Seite der Liebe: Das Prinzip Lebenssorge in der Moderne*. Frankfurt/Main: Campus.
- Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli (2007). Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/Ethnizität. In Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp & Birgit Sauer (Hrsg.), *Achsen der Ungleichheit: Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (S. 19–41). Frankfurt/Main: Campus.

- Kofman, Eleonore (2000). *Gender and international migration in Europe: Employment, welfare, and politics*. London: Routledge.
- Kosnick, Kira (2010). Sexualität und Migrationsforschung: Das Unsichtbare, das Oxymoronische und heteronormatives Othering. In Helma Lutz, Maria Teresia Herrera Vivar & Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes* (S. 145–164). Wiesbaden: Springer.
- Krzystek, Karolina (2013). Female migrants and the issue of residence rights. In Floya Anthias, Maria Kontos & Mirjana Morokvasic-Müller (Hrsg.), *Paradoxes of integration: Female migrants in Europe* (S. 117–132). Dordrecht: Springer.
- Lugones, María (2007). Heterosexualism and the colonial/modern gender system. *Hypatia*, 22(1), 186–209.
- Lutz, Helma & Amelina, Anna (2017). *Gender, Migration, Transnationalisierung: Eine intersektionelle Einführung*. Bielefeld: transcript.
- MacGregor, Sherilyn (2006). *Beyond mothering Earth: Ecological citizenship and the politics of care*. Vancouver: UBC.
- Mackert, Jürgen (2006). *Staatsbürgerschaft: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer.
- Manalansan, Martin F. (2006). Queer intersections: Sexuality and gender in migration studies. *International Migration Review*, 40(1), 224–249.
- Marshall, Thomas H. (1950). Citizenship and social class. In Thomas H. Marshall (Hrsg.), *Citizenship and social class, and other essays* (S. 1–85). Cambridge: Cambridge University Press.
- McCall, Leslie (2005). The complexity of intersectionality. *Signs*, 30(3), 1771–1800.
- Mecheril, Paul (2003). *Prekäre Verhältnisse: Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit*. Münster: Waxmann.
- Melter, Claus & Mecheril, Paul (Hrsg.). (2009). *Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung*. Schwalbach/Taunus: Wochenschau Verlag.
- Okin, Susan M. (1998). Gender, the public and the private. In Anne Phillips (Hrsg.), *Feminism & politics* (S. 116–141). Oxford: Oxford University Press.
- Oleksy, Elżbieta H.; Hearn, Jeff & Golańska, Dorota (Hrsg.). (2011). *The limits of gendered citizenship: Contexts and complexities*. New York: Routledge.
- Parreñas, Rhacel S. (2001). *Servants of Globalization: Women, Migration and Globalization*. New York: New York University Press.
- Piesche, Peggy (Hrsg.). (2020). *Labor 89: Intersektionale Bewegungsgeschichte*n aus West und Ost*. Berlin: Yılmaz-Günay.
- Puar, Jasbir K. (2008). The turban is not a hat: Queer diaspora and practices of profiling. *Sikh Formations*, 4(1), 47–91.
- Quijano, Anibal (2000). Coloniality of power, Eurocentrism, and Latin America. *Nepantla: Views from South*, 1(3), 533–574.
- Ravenstein, Ernst G. (1885). The laws of migration. *Journal of the Statistical Society of London*, 48(2), 167–235.
- Richardson, Diane (2000). Constructing sexual citizenship: Theorizing sexual rights. *Critical Social Policy*, 20(1), 105–135.
- Rose, Nadine (2015). Subjekte der Macht bei Judith Butler und Michel Foucault: Machtvolle Diskurse, Subjektivierungen und Widerstand als Ausgangspunkt für eine rassismuskritische Perspektive in der Migrationsforschung. In Julia Reuter und Paul Mecheril (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Migrationsforschung: Pionierstudien und Referenztheorien* (S. 323–341). Wiesbaden: Springer.
- Said, Edward (1978). *Orientalism*. New York: Pantheon Books.
- Scott, Joan W. (1988). Deconstructing equality-versus-difference, or, The uses of post-structuralist theory for feminism. *Feminist Studies*, 14(1), 32–50.

- Shinozaki, Kyoko (2012). Transnational dynamics in researching migrants: Self-reflexivity and boundary-drawing in fieldwork. *Ethnic and Racial Studies*, 35(10), 1810–1827.
- Soysal, Yasemin N. (1994). *Limits of citizenship: Migrants and postnational membership in Europe*. Chicago: University of Chicago Press.
- Spies, Tina (2010). *Migration und Männlichkeit: Biographien junger Straffälliger im Diskurs*. Bielefeld: transcript.
- Spivak, Gayatri C. (1988). Can the subaltern speak? In Cary Nelson & Lawrence Grossberg (Hrsg.), *Marxism and the interpretation of culture* (S. 271–313). Chicago: University of Illinois Press.
- Spivak, Gayatri C. (2009). Alte und neue Diasporas: Frauen in einer transnationalen Welt. *Femina Politica*, 18(2), 19–31.
- Thomas, William I. & Znaniecki, Florian (1918). *The Polish peasant in Europe and America: Monograph of an immigrant group*, Bd. 2. Boston: R. Badger.
- Treibel, Annette (2010). Von der exotischen Person zur gesellschaftlichen Normalität: Migrantinnen in der soziologischen Forschung und Lehre. In Gudrun Hentges, Volker Hinnenkamp & Almut Zwengel (Hrsg.), *Migrations- und Integrationsforschung in der Diskussion: Biografie, Sprache und Bildung als zentrale Bezugspunkte* (S. 143–171). Wiesbaden: Springer.
- van Dyk, Silke; Boemke, Laura & Haubner, Tine (2021). Solidarität mit Geflüchteten und Fallstricke des Helfens. *Berliner Journal für Soziologie*, 31, 445–473.
- Walby, Sylvia (2009). *Globalization and inequalities: Complexity and contested modernities*. London: Sage.
- West, Candace & Fenstermaker, Sarah (1995). Doing difference. *Gender & Society*, 9(1), 8–37.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Wiebe, Sarah M. (2014). Beyond biopolitics? Ecologies of indigenous citizenship. In Engin F. Isin & Peter Nyers (Hrsg.), *Routledge handbook of global citizenship studies* (S. 535–544). Abingdon: Routledge.
- Winker, Gabriele & Degele, Nina (2009). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript.
- Yuval-Davis, Nira (1997). Women, citizenship and difference. *Feminist Review*, 57(1), 4–27.
- Yuval-Davis, Nira (2011). *The politics of belonging: Intersectional contestations*. Los Angeles: Sage.

Zur Person

Miriam Friz Trzeciak, Dr. phil., Postdoc am Lehrstuhl Interkulturalität der BTU Cottbus-Senftenberg. Arbeitsschwerpunkte: kritische Migrations- und Grenzregimeforschung, Gender und Queer Studies, postkoloniale und postsozialistische Studien, queere Subkulturforschung, Critical Heritage Studies und Erinnerungskultur, soziale Bewegungen in Lateinamerika sowie qualitative Methoden der Sozialforschung (insb. partizipative und dialogische Forschung, Ethnografie, Diskursanalyse und Grounded Theory/Situationsanalyse).
E-Mail: trzeciak@b-tu.de

Empirische Felder

Devika Sharma, Lakshita Bhagat

‘No woman’s land’: A study of women’s land rights in context of neoliberal dispossession and gender relations in India

Zusammenfassung

„No Woman’s Land“: Eine Untersuchung der Landrechte von Frauen im Kontext von neoliberaler Enteignung und Geschlechterbeziehungen in Indien

In Anbetracht des komplexen Geflechts aus soziokulturellen Faktoren, intersektionaler Merkmale von Geschlechtsidentität und aktueller Entwicklungen eines Mangels an Landressourcen, des Anstiegs alternativer Erwerbsarbeit und der Feminisierung der Landwirtschaft untersucht dieser Beitrag, ob Landrechte ein Allheilmittel für die Eigenständigkeit von Frauen sein können. Grund und Boden können Frauen zu mehr Selbstbestimmung verhelfen, wenngleich die patriarchale indische Gesellschaft das Recht von Frauen auf Eigentum einschränkt. Frauen in Indien bilden keine homogene Kategorie. Vielmehr werden sie durch intersektionale Identitäten hinsichtlich Kaste, Klasse, ethnische Zugehörigkeit, Lebensphasen und Subjektivität in Bezug auf Landforderungen definiert. Angesichts der Agrarkrise, der eingeschränkten sozialen Akzeptanz der Landansprüche von Frauen und weiterer Faktoren wird ein differenzierterer Ansatz für Landrechtsansprüche von Frauen vorgeschlagen. Im Rahmen der Untersuchungen wurden u. a. verschiedene feministische und intersektionale Debatten über Landrechte in Indien sowie Regierungsberichte, Rechtsurteile und religiöse Texte analysiert.

Schlüsselwörter

Traditionelle Geschlechternormen, Intersektionalität, Indien, Landrechte, Neoliberale Enteignung, Frauen

Summary

Given the complex web of socio-cultural factors, intersectional features of gender identity and the recent trajectories of a lack of land resources, the rise of alternative gainful employment, and a feminization of agriculture, this paper investigates whether land rights are the ultimate panacea for women’s autonomy. Land can be a source of women’s empowerment albeit the patriarchal Indian society restricts women’s right to property. Women in India are not a homogenous category. They are defined by their intersectional identities of caste, class, ethnicity, stages in their life course and subjectivities regarding demands for land. A more nuanced approach to women’s land rights is proposed in view of the agrarian crisis, restricted social validity of women’s land claims and other factors. Research has been conducted including an analysis of various feminist and intersectional debates concerning land rights in India, government reports, legal judgements, and religious text, among others.

Keywords

gender norms, intersectionality, India, land rights, neoliberal dispossession, women



1 Navigating land rights in the context of dispossession and traditional gender norms in contemporary India

Acknowledging the importance of land in people's lives and sustainable economic development, land is included under eight targets and twelve indicators of the UN Sustainable Development Goals (SDG) 2030 (World Bank 2023a). While everyone is somehow linked to agriculture, billions depend on it for their livelihood. This is particularly true for developing countries, where agriculture remains an important sector.

Despite increased wealth over the decades, the Indian economy remains primarily agricultural, where more than 40 percent of the country's workforce finds its livelihood, although wages remain subpar (Sen/Drèze 2013). Land is a crucial resource for the rural economy. Despite its monetary value, land is not merely a commodity for people, especially in the rural areas. According to Nikita Sud (2021), land is not only a critical resource but an entity of socio-cultural connections.

India stands at a crucial juncture in its development journey. Although the idea of development has come under intense scrutiny due to its colonial roots and Eurocentric nature, that economic growth is required by post-colonial nations is not often outrightly rejected. However, the notion of development and its means and objectives, particularly pursued under neoliberal regime, are being increasingly questioned, such as, development of what – economy or human (Sen 1999) –, how, at what cost, and development for whom. According to the World Bank (2023b), India is one of the fastest growing economies in the world. In its developmental process, land has been a burning issue since the country's independence in 1947. From the introduction of land reforms in the subsequent decades aimed at redistributing land for socio-economic purposes to removing the right to property from the list of fundamental rights in 1978, land has remained a vexed issue. Moreover, the state-led development required land for multiple purposes, land which is majorly owned privately either legally, customarily or used as a common property resource. Referring to land dispossession as 'land grabbing', Levien (2013, 2017) demonstrates how land dispossession has changed in quantum and character. He argues that while the newly formed Indian state dispossessed people for creating public sector infrastructure like dams, mines, and industries, referred to as development-induced-displacement (Fernandes 2008), the market-led development model adopted in the 1990s resulted in state-facilitated dispossession to accelerate private industry, like mining, urban real estate, or creation of export-oriented Special Economic Zones (SEZs).¹ Levien (2017) notes that land dispossession has not only changed in nature, but the incidences of land grabbing have increased substantially under the neoliberal regime. Sud argues that the "multifaceted state is indispensable to India's liberalizing landscape" (Sud 2009: 645).

The neoliberal turn in the economic paradigm led to millions of people, many of them marginalised, being displaced from their lands. While the gains from the neoliberal growth model remain disputed (Ahluwalia 2021; Ghosh 2021), there have been long-standing consequences for people displaced from their lands, primarily from agricultural land. Some of the negative fallouts are forced relocation, loss of traditional livelihood, mainly agriculture and allied activities, little to no compensation, limited

1 As of 31 December 2023, out of 376 SEZs, 278 are operational in India (SEZ India 2024).

alternative employment, loss of cultural identity, food insecurity and violence (Cernea 1997; Jaysawal/Saha 2018). In many instances, the involuntary dispossession has turned explosive with widespread agrarian uprisings or ‘land wars’ (Levien 2013).

Women are rarely included in the decision-making process regarding displacement and issues related to resettlement as government agencies treat males as head of the household. Further, women’s bargaining power inside the household is compromised without ownership rights over land. Any kind of compensation, whether in the form of land, money, or job, is allocated in the name of the male household head, as was done in the case of Tehri Dam in Uttarakhand (Asthana 2012). Levien (2017) argues that such discriminatory practices perpetuate women’s lack of rights, and where women had land rights, they might be reversed. Another specific loss to women in a scenario of dispossession is the loss of common land, which is critical for their economic activities and serves as a space for building solidarity. There are further class and caste² variations in labour force patterns post-displacement.

The consequences of land dispossession are not uniform for those affected. There are gendered implications of land dispossession and there is heterogeneity in the experiences of women based on their socio-economic position (Behrman et al. 2012; Bisht 2009; Doss 2014; Mehta 2009; Modi 2004). While upper-caste women face domestic confinement and perform housewife roles, poor women from the lower castes are forced to take up poorly paid wage work (Dewan 2008). Land dispossession “magnified existing class and caste inequalities, it also intersected in deleterious ways with a starkly patriarchal agrarian order” Levien (2017: 18). De (2015) argues that the Adivasi/Indigenous people, comprising eight percent of the population, are among the most vulnerable sections of society with abysmally low levels of literacy, lack of resources and other socio-economic gaps, face disproportionate share of development dispossession, particularly women who play a key part in forest economy.

Women are at a disadvantage not just in the backdrop of neoliberal dispossession, but also in the context of the recent trend of a feminisation of agriculture, a trend that acquired the label *feminization* of Indian agriculture (Pattnaik et al. 2018). Ironically, the increasing dependence of agriculture on female labour does not correspond to their empowerment (Kelkar/Yunxian 2007). At present, women engaged in the farm sector earn meagre wages. They are not decision-makers pertaining to land use, cultivation patterns or investments. Inequitable access to land translates into disproportionate availability of subsidies, credit, and avenues for skill upgradation for women. The feminization of Indian agriculture can be attributed to poverty since women are compelled to take recourse to farming as agricultural labourers to augment their family income. Thus, it can be characterised as the feminization of agrarian distress and as the feminization of poverty since women’s invaluable contribution is under-recognized.

Juxtaposing women’s active involvement in agriculture with land ownership further reveals the extent of their marginalisation. Globally, the share of women landowners is less than 15 %, as per Gender and Land Rights Database of the FAO of the United Na-

2 As per the caste system, Hindus (followers of Hinduism, the predominant religion in the country) are divided into four social categories (in the top-to-bottom hierarchy): Brahmins (the priestly class), Kshatriyas (warriors), Vaishyas (merchant and traders), and Shudras (labourers). Dalits are outside this four-fold classification, occupying the lowest position, performing society’s dirty work (e.g., sweepers, tanners, toilet cleaners).

tions (2018). In India, out of the massive workforce in the agriculture sector, 63 % are women, according to the latest Periodic Labour Force Survey (PLFS) of India, 2021–2022 (Livemint 2023). While 73 % of rural women are agricultural workers, only 14 % constitute landholders as per Agricultural Census (2015–2016) and own barely 11 % of the rural agrarian land (Agarwal/Anthwal/Mahesh 2021; Jain et al. 2023). According to the survey *Global Women in Agriculture*, covering 17 countries, 78 % of respondents from India expressed that gender discrimination is widespread in agriculture (Corteva Agriscience 2018). In a context marked by neoliberal policies that have led to dispossession and a highly skewed distribution of agricultural land, with the top ten percent of landowners owning 40 % of the land and over one-third of households being landless, as reported by Bauluz et al. (2020), and amidst a growing global land squeeze (IPES-Food 2024), women's struggle for land rights is an uphill task.

This paper examines the status and evolution of women's land rights in India in the backdrop of neoliberal displacement and patriarchy. It begins by examining the contours of the legal and legal-historical framework of women's land rights. Subsequently, it delves into the dynamics between land rights, women's empowerment, and barriers to its realisation. Conclusively, a gendered examination of land rights in view of intersectional identities of women, their subject positions and subjectivities towards land ownership is attempted.

2 Tracing the legal terrain: A historical and contemporary analysis of women's land rights

Enforced in 1950, the Constitution of India guaranteed its citizens fundamental rights, including the right to property, regardless of caste, class, and gender. Presently, multiple laws exist at the federal and state levels. The laws have overlapping provisions; for instance, inheritance is a concurrent subject, and sometimes, there are conflicting provisions. While evidently there are various laws and policies governing land rights, the two most important laws influencing women's land rights are (i) The Hindu Succession (Amendment) Act (2005), which provides daughters equal rights in parental property (about 80 percent of farmland is passed down via inheritance), and (ii) The Forest Rights Act 2006. This Act pertains to the land rights of people living in forest areas, many of whom are tribals or *Adivasi*. As per this Act's provisions, women can become landowners individually and with the community. It is to be noted that the term *tribe* was employed by the British in India to refer to numerous communities which did not fall under the description of caste or Hindu. It was used to denote groups of people with distinctive features in terms of scale of population, language, culture, their ecological life space, and modes of living, however, mostly, understood as educationally and culturally underdeveloped. Post-independence the term *scheduled tribe* has been used to denote such communities by the Indian Constitution. However, words like *Adivasi*, *Vanvasi* etc. are employed to refer to them in the Hindi language (Munshi 2012).³

3 The term *Adivasi*, *Vanvasi*, meaning indigenous people is used in the article as an umbrella term referring to the entire population of such people in the Indian context. However, the term *tribe* is used to connote specific tribes such as Munda, Oraon, Santhal and Ho, within the broader *Adivasi*

The personal laws of different religions determine the inheritance and property rights of women. Hindus, Sikhs, Jains and Buddhists, covering more than 80 percent of the Indian population, are governed by the Hindu Succession (Amendment) Act 2005. Christians and the Zoroastrians come under the Indian Succession Act 1925. Whereas Muslims in India follow the Muslim Personal Law (*Shariat*) Application Act 1937, and different tribes in India come under the purview of their distinct customary laws in matters of inheritance and right to property.

Except for matrilineal traditions in north-eastern and south-west India and Adivasi practices in the country, women have largely been deprived of traditional land rights in India. The right of inheritance of Hindu women over property has been constricted since olden times. Women were deprived of their agency, and their activities were regulated by the male members of their families, owing to the patriarchal character of Indian society. Men are considered to be the carriers of family genealogy and the rightful heirs of ancestral property. Thus, property was protected by keeping it in the custody of men.

The male-dominated Indian society granted *stridhan*, i.e., wealth which women received in the form of wedding gifts. *Stridhan* could only be used by a woman as a social security net to fulfil her needs in the absence of her husband and also to meet the requirements of her son and daughter-in-law (Shamasastri 1951: 219). Ambedkar, in his work, *The Rise and Fall of Hindu Women*, shed light on women being accorded a status equivalent to Shudras, the lowest caste in the hierarchical social order of Hindus. These two disadvantaged social groups were not entitled to own property, gain access to education.

Over time the limitations on women's property rights have become less stringent and the current laws regulating these rights are much more egalitarian. The Hindu Code Bill aimed at doing away with gender disparity and conferring property rights to women. It put forward the argument that men and women should be granted equal rights to lay the foundation of an egalitarian and democratic social order. The Hindu Succession (Amendment Act) 2005 was able to accomplish the goal of largely doing away with gender bias in the matter of property inheritance. After the death of her husband, a woman would act as the custodian of his property but would not become its owner (Ambedkar 2014: 313ff.).

The discourse on women's property rights in India can be traced back to the British colonial era when the Hindu women's right to Property Act, 1937 was passed, with the aim of conferring upon them, after the demise of their husbands, the right to gain a part in their husbands' property and to provide for the division of their ancestral assets. This was an important beginning in the struggle for securing women's right to property (Banning 1952: 174). Despite being significant, this law did not achieve much since on their passing away, the property would be acquired by their spouses' successors (Sinha 2007: 51). Thereafter, the British government constituted the B. N. Rau Committee in 1941 to investigate the right to property for women in India. The committee formulated two bills, the Hindu Marriage Bill and the Intestate Succession Bill. The attempt was resurrected in 1944, when the Hindu Marriage Bill and the Intes-

population. The term *scheduled tribe* was incorporated in the Indian Constitution to refer to the *Adivasis* in a legal/policy context. Here, irrespective of the critical discussion surrounding the term *tribe*, due to its colonial origin, it is used to denote specific tribes within the larger group of *Adivasis*, the latter being a common name for all tribes in India.

tate Succession Bill were recast into a draft code (Ray 1952: 273f.), the Hindu Code Bill (Som 2008), which was presented before Parliament in 1946, however, it could not go very far in its legislative journey and was re-presented before the Constituent Assembly by Dr. B. R. Ambedkar in April 1947 (Banningan 1952: 174). In this landmark bill, Ambedkar brought daughters and widows at par with the sons in terms of their right to inherit property (Ambedkar 2014: 280). In addition, the Hindu Code Bill led to equality between sons and daughters regarding their mother's property. It was also laid down that whatever property is obtained by a woman would be her absolute property (Ambedkar 2014: 150). It was enacted in the form of separate laws viz. the Hindu Marriage Act 1955, the Hindu Succession Act 1956, the Hindu Adoption and Maintenance Act 1956, and the Dowry Prohibition Act 1961.

However, the Hindu Marriage Act (1955) does not provide married daughters the entitlement to live in her pre-marital home and a part in the divided property (Halder/Jaishankar 2008/2009: 678). Some inhibiting clauses of the Hindu Succession Act 1956 were addressed by the Hindu Succession (Amendment) Act 2005 by making daughters a part of joint heirship. As a result, if a property was to be divided, the share of the son and daughter would be the same (Derrett 1959). According to this Amendment Act, daughters are granted a birth right over their parental property, which is jointly owned or inherited by the siblings.

3 Land rights for women: An end in itself or means towards empowerment?

Over the years, the legislative framework has been transformed to grant women land rights through inheritance, yet inter-gender inequalities in land ownership remain. Given that most arable land in India is in private hands passed down through inheritance, the introduction and amendments in the Hindu personal laws brought significant changes despite strong resistance. The question arises: why do women continue to lack rights over land and its access? In many instances, the land owned by women is smaller as compared with landholding belonging to men. To understand the gap between legislation and practice, the *World Bank Group's Gender Strategy (FY2016–2023)* points to a variety of factors: (i) institutional: legal framework not enabling women's land rights, (ii) absence of joint property in event of death of spouse or divorce, (iii) socio-cultural factors: women are discouraged from staking a claim on land resources despite having legal rights.

Building on these factors in the Indian context, we can identify various intertwined aspects hindering women's access to land. (i) Male dominance of institutions and resources. Sharabi (1988) maintains that while patriarchy was a critical feature of pre-capitalist social formation in Europe and Asia, it has been diluted to a considerable extent in Europe due to the advent of modern capitalism (cited in Kocabiçak 2023: 67). However, countries in Asia, specifically South Asia, continue to be defined by gendered labour relations, property rights, and a male-dominated society. (ii) Traditional gender norms. (iii) Social and ethnic divisions: control of upper caste over land resources creating unequal patterns of land distribution, with Dalits and Adivasis suffering the most

(Bhagat-Ganguly 2015). (iv) Devaluation and exploitation of women's labour (Ghosh 2009). This invisibilisation of women's work is rooted in social and cultural devaluation and structural discrimination. (v) Uneven economic transformation and agrarian distress: high economic growth has been coupled with a lack of employment diversification, with women workers remaining "stuck in low value-added but arduous work in agriculture" (Mondal et al. 2018: 9). Moreover, the institutionalisation of contract farming has further exacerbated the conditions of women agricultural workers (Faizi/Shah 2014). Due to their limited access to education and the existence of traditional roles, women are not able to seek employment outside of agriculture (Agarwal 2002). (vi) Resistance to women's rights as India is primarily a patrilineal and patrilocal society. (vii) Chasm between daughter's and widow's right to property: according to Agarwal/Anthwal/Mahesh (2021), despite the expansion of the legal framework to cover daughters and widows under the Hindu Succession Act, a daughter's position remains weak because of patrilocality while widows who claim to property are considered superior as they are considered rooted in family lineage.

The upcoming section covers various feminist debates on the salience of land rights for women as the ultimate aim of their autonomy or as a means towards their socio-economic empowerment.

Bina Agarwal focuses on the gender disparities in land and property ownership in South Asian countries. In this region, most of the population live in rural areas, with millions directly dependent on land and agriculture for survival. However, male dominance over land and its utilisation leads to the exploitation of women's labour. Agarwal argues that to improve women's socio-economic condition, it is imperative for women to have secure land rights (Agarwal 1994a, 2016). Nitya Rao (2011) argues that women faced with this challenge of undervaluation of their labour are left with no choice but to opt for underpaid and arduous work. Their relatively low educational levels and strict gender roles make their employment avenues limited to agriculture, whereas men are at liberty to seek greener pastures outside the agricultural sector in urban areas. For women, not carrying a land title, their marginal land and not being formally viewed as farmers, inhibits their ability to ensure deft handling of their land and does not entitle them to avail the advantages of state-sponsored schemes for farmers. Despite acknowledgement of the vital role of women in agriculture, their lack of land ownership and denial of rights over forest land, limits their bargaining power. However, Rao, while accepting the significance of legal recognition of women's land rights, also highlights the social resistance to effectively enforce such entitlements. She makes a case for pursuing the project of women's land rights by fine tuning them to the socio-cultural environment. According to Rao, it is equally important for women's land rights to carry social validity as they are a part of the wider matrix of power relations within the family and society, women are not identified as independent of the household and strengthen their position through their familial and social ties, especially by winning the support of their husbands. Thus, while Rao (2011) agrees with Agarwal over the salience of land rights in empowering women, the former adopts a more culturally nuanced approach in prescribing an amalgamation of measures aimed at individual rights for women towards homes and household plots, joint title over farm lands and collective rights of women and other groups to forest lands and resources.

Cecile Jackson (2003) espouses the cause of land rights for women, she is unsure about their capacity to effect favourable change for women in the terrain of gender relations. While Bina Agarwal makes a case for land rights for women on the grounds of enhancing their wellbeing, ensuring better outcomes in agriculture and strengthening the positions of both women and men, Jackson argues that given the scarcity in the availability of government land for allocation and the lack of probability of women from landless households to benefit from any land allocation within the household or within the family, nor even from their parental family, it is difficult to operationalise land rights for women. She argues, there is not much hope that land rights for women will bring about a positive shift in their socio-economic positions. Also, the trajectory of transformation in agriculture signals a rising trend towards landlessness.

Agarwal (2003) argues that farming is becoming more female-led, without women possessing ownership of the land they till. Jackson (2003) adds a more nuanced perspective to the debate by emphasising that women till the land in varying social capacities and highlights the distinction between the feminisation of agricultural labour and the feminisation of farm management, as both these phenomena have different implications for land ownership by women.

While Agarwal argues that tilling the land without having ownership rights over it, exacerbates the risk of poverty for women, Jackson counters this claim by arguing that this may be true for men and not for women since their lived experiences in relation to poverty and employment are distinct and emanate from their gendered social engagements with cultivation and child bearing. She asserts that rural women face many other threats like disintegration of their households in the event of dissolution of marriage or death, which can lead to their impoverishment more than lack of land rights for them.

Jackson emphasises the importance of looking at the issue of land rights for women from a gendered lens, which may or may not lead us to a uniform justification of land rights for women. This is because women relate to land in different social capacities as landless women, women owning their household lands and those inheriting land from their parental families, or jointly owning land with their husbands. Land relations must be understood as social relations and different land relations have distinct discourses and ethical interpretations surrounding them. She further counters Agarwal's claims by arguing that women have several subject positions as daughters, wives, sisters which impact their land relations differently. Thus, land rights are mediated through social relations of family lineage or descent and marriage.

Instead of offering a blanket prescription of land rights for women like Agarwal, Jackson brings in the issue of women demanding demands of land rights. She says that such demands arise from women's subjectivities or their unique lived experiences and how these impact their claims for land rights. As long as a woman is receiving whatever she expects from marriage, she might be less motivated to claim land from her husband and in fact, such a claim may signal a breakdown in the marital relations. Jackson believes that rural women are less likely to make such demands for land. She asserts that the evaluation of gender and property relations should be done in the backdrop of changing relations between socio-cultural institutions and their main protagonists, i.e. village women and men. This should form the basis of gendering the land question. Also, how social relations of marriage and family encourage and discourage land claims

by rural women and how women as social agents contribute to social change and how such change impacts them. Thus, as Jackson argues, balancing between individual and common interests within the household, between material well being and overall welfare is at the centre of gendered analysis of land.

Underscoring the importance of land rights for women's empowerment, Agarwal highlights that "better employment opportunities can complement but not substitute for land" (Agarwal 1994b: 1455). Jackson (2003) argues that such a view arises from a belief that power is derived from ownership of land. She highlights that claims to land might be fulfilled through struggles and movements involving different actors and interests. Even if a woman is able to secure land rights, in the absence of social approval of such claims, she might face contestations that make such land claims vulnerable. Jackson refers to ethnographic studies that focus on distinct positions of various women and their subjectivities towards land and place gendered land relations in the backdrop of family lineage, marriage, employment, and life stages.

In our view, although land rights are significant in strengthening the socio-economic position of women, they cannot be considered the sole panacea for ensuring women's autonomy. The current context of limited earnings from the agricultural sector due to the crisis surrounding it, despite the sector employing the largest number of men and women in the country, the limited availability of land for distribution, both by the state and within the family, the trend towards land dispossession and landlessness as well as the plethora of empowering employment opportunities outside agriculture, weaken the potential of land rights to serve as a magic wand for women's empowerment. The agricultural sector, as evidence suggests, has been restricting the growth space for different intersectional gender identities which has had a crippling effect on their life chances. Also, there is a general out-migration of men realising the restricted growth opportunities that farming offers. Younger generations of women, both in the rural and urban areas, irrespective of their social particularities are seeking more egalitarian and development-oriented employment and entrepreneurial avenues to empower themselves and rely on their incomes so earned to build assets for themselves, without allowing conservative gender norms to play spoilt sport.

4 Women's struggles for land rights in India from the lens of intersectionality

Decades of feminist scholarship have provided valuable theoretical frameworks and concepts to examine the position of women and gender relations in society. Crenshaw's (1991) concept of intersectionality has helped unpacking the heterogeneity in how women experience systems of oppression and privilege based on their intersecting social identities, such as gender, class, caste, ethnicity, etc. In the same vein, women's access to land and rights over it in India must be seen through an intersectional lens. This is to understand the underlying factors that place Dalit and Adivasi women at a substantial disadvantage as they encounter double or triple whammy of their gender, class, caste/Adivasi location vis-à-vis upper caste women and men (Chakravarti 2018; Paik 2018; Rege 1998, 2006; Guru 1995). Omvedt referred to Dalit women as "the downtrodden

among the downtrodden” (Omvedt 1979: 763) to underscore the layers of marginalisation faced by Dalit women. Omvedt (1990) argues that land ownership is not just an economic issue, but a fundamental right tied to dignity and autonomy.

Dalit women have been fighting for land rights not just for themselves but for their community, which is majorly landless. Notably, these struggles are not part of the either mainstream feminist or Dalit Rights Movement. The former has been criticised for focusing on issues affecting upper caste women, and the latter took up issues like respect and social justice, leaving out the cause of the landless Dalit community. Dalit women in Punjab (which has the highest proportion of the Dalit population of more than 30 percent) and Maharashtra have been leading peasant and agrarian struggles for land rights, to cultivate common village land, against dispossession and gender-based violence (Jadhav 2020). Singh (2017) highlights the leadership of landless Dalit women in Gobindpura struggle in Punjab, who successfully fought for compensation for landless families and plots for homesteads for displacement due to an industrial project. In other places in Punjab and different states, like Tamil Nadu, Gujarat and Andhra Pradesh, Dalit women have been acquiring common land, forming collectives, and cultivating on common lands as an act of resistance as they are denied access to common village land or with state support as in case of Kerala (Chandran 2018).

Land is understood not just as a form of physical property but is intricately linked to the way in which the Adivasis are recognised (Rao 2008). Women have been credited with realising the emblematic and classical importance of land to Adivasi selfhood. The rights of indigenous women over land vary. Taking the case of the land ownership rights of Adivasi women in the state of Jharkhand in India (dominated by Adivasi population), where such rights are mostly based on customary arrangements of land inheritance, De (2018) writes that such a system is mostly patrilineal and is designed to prevent alienation of land. The widows and daughters belonging to the Munda and Oraon tribes receive lands to maintain themselves. Such lands are available to the widows till their death and the daughters until their marriage. Once the daughters are married, their maintenance lands get distributed among their male siblings. However, husbands and sons do not enjoy the right to take over their father's land. On the other hand, a widow is given landed property, of a size matching her younger son's share, to maintain her. She is entitled to utilise the produce of her land throughout life. This land is usually tilled by the son in whose house she resides. However, if the widow marries again, she loses her right over the maintenance land. However, a widow who does not have male children is entitled to control her husband's land as long as she is alive (Ekka 2011). Daughters of the Santhal tribe in Jharkhand, are beneficiaries of special arrangements made for them to have a stake in their fathers' lands. If the father of a maiden girl, belonging to the Santhal tribe dies and he does not have a surviving wife, male children or brothers, the maiden daughter shares the land with her sisters and if she is a single child of her parents, then she takes over it completely (Archer 1984).

The forest economy is fuelled by women's labour. They perform most of the difficult and labour-intensive tasks in agriculture, however, control over land is vested in men. Women belonging to the Ho tribe are not sustained by their husbands and are instead entitled to till a plot of land (Kishwar 1987), which is transferred back to the men of the household after the woman's death. Similarly, soon after a daughter of the

Ho tribe weds, she does not remain entitled to her father's lands. An abandoned woman does not gain control over her father's lands. Yet, a maiden of the Ho tribe is entitled to working on her parental land and be sustained by it. However, she does not enjoy the right of inheritance as her brother does. Similarly, a widow can be maintained out of her husband's property but cannot take it over. The nature of rights over land of most indigenous women is usufructuary, that is being available for use without any rights of inheritance over them. Also, the idea of joint ownership of land by husband and wife does not exist. An Adivasi woman who does not give up her usufructuary control over land is subjected to different forms of violence, including witch killing (due to her demonisation as a witch) and isolation by the community (De 2018).

Thus, Adivasi women do not enjoy independent control over land in most cases. This restricts their ability to build a strong social persona for themselves by having title to and controlling land (Rao 2008). Widows who take over their husbands' lands are usually tormented as per activist accounts. However, as a social security measure, the fathers, brothers and other male relatives of the Adivasi women transfer some land to them in their parental village as a present (De 2018). Still women have resisted dispossession and have fought for equal inheritance rights. Women have been fighting against the large-scale land grabs, which rob them directly of limited economic activity and solidarity structures, but they have also questioned the purpose of development itself, for instance, the Niyamgiri Movement by Adivasi women in Odisha (Behera/Padhi 2022).

Since Dalit and Adivasi women's experiences of land dispossession and marginalisation are distinct, they require targeted policy interventions considering the intersectional nature of the denial of land rights. Despite facing massive threats to livelihood and lives, Dalit and Adivasi women have created unique strategies and formed new kinds of solidarity with other oppressed groups and fight for land rights.

5 Conclusion

The foregoing analysis provides insight into the land rights in India from a gendered lens. The evolving legal landscape and the customary laws of land inheritance becoming more accommodative of gender claims has been brought out. However, the contestations and lack of social validity over women's land claims has been an inhibiting factor. Whether land rights are the sole panacea for whatever plagues women's development has been investigated by drawing on various feminist debates on the issue. Also, the trajectory of struggles for land rights has been charted, looking into the distinct experiences of both Adivasi and Dalit women in particular. In view of the land dispossession caused by the neoliberal agenda, it is suggested that the rehabilitation and resettlement efforts by the state and market players should be made more gender-sensitive and should cover the needs and growth prospects of different intersectionality dominated women in terms of land rights, alternative employment opportunities and any kind of compensation etc. Finally, the development potential of land for different intersectionality dominated women is investigated and our view, while acknowledging the importance of land rights for women, is tempered with highlighting the possibilities and prospects for women outside agriculture. In view of the constraints of land resources, restricted in-

come and growth potential of agriculture, strict control of patriarchal discourses around the sector's operations and availability of greener pastures outside the farm sector, we propose that employment, education, and upskilling, instead of being supplementary to land rights can in fact, buttress the autonomous and developed position of women and aid in building landed assets for themselves through their own income given gradually changing gender norms. This might enable women to steer clear of any succumbing effects of feudal gender norms and social validity of their land claims.

References

- Agarwal, Bina (1994a). Gender and Command over Property: A Critical Gap in Economic Analysis and Policy in South Asia. *World Development*, 22(10), 1455–1478.
- Agarwal, Bina (1994b). *A Field of One's Own: Gender and Land Rights in South Asia*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Agarwal, Bina (2002). *Bargaining and Legal Change: Toward Gender Equality in India's Inheritance Laws*. IDS Working Paper 165. Brighton: Institute for Development Studies.
- Agarwal, Bina (2003). Gender and Land Rights Revisited: Exploring New Prospects via the State, Family and Market. *Journal of Agrarian Change*, 3(1/2), 184–224.
- Agarwal, Bina; Anthwal, Pervesh & Mahesh, Malvika (2021). How Many and Which Women Own Land in India? Inter-gender and Intra-gender Gaps. *The Journal of Development Studies*, 57(11), 1807–1829.
- Ahluwalia, Montek (2021). *We Should be Thankful for the Economy's Liberation*. Date of access: 14 June 2024 at <https://www.livemint.com/opinion/online-views/we-should-be-thankful-for-the-economy-s-liberation-11626971124980.html>.
- Ambedkar, Babasaheb R. (2014). *Dr. Babasaheb Ambedkar Writings and Speeches* (Vol. 3, 14 [part 1 & 2]). New Delhi, India: Dr. Ambedkar Foundation, Ministry of Social Justice, Govt. of India.
- Archer, William (1984). *Tribal Laws and Justice: A Report on the Santal*. New Delhi: Concept.
- Asthana, Vandana (2012). Forced Displacement: A Gendered Analysis of the Tehri Dam Project. *Economic and Political Weekly*, 47(47/48), 96–102.
- Banningan, John (1952). The Hindu Code Bill. *Far Eastern Survey*, 21(17), 173–176.
- Bauluz, Luis; Govind, Yajna & Novokmet, Filip (2020). *Global Land Inequality*. Date of access: 14 June 2024 at <https://wid.world/document/global-land-inequality-world-inequality-lab-wp-2020-10>.
- Behera, Minaketan & Padhi, Soubhagya (2022). Tribal Movements against Mining-induced Displacement in Odisha: The Case of Dongria Kondh's Niyamgiri Movement. *The Oriental Anthropologist*, 22(1), 102–113. <https://doi.org/10.1177/0972558X221096265>
- Behrman, Julia; Meinzen-Dick, Ruth & Quisumbing, Agnes (2012). The Gender Implications of Large-scale Land Deals. *The Journal of Peasant Studies*, 39(1), 49–79. <https://doi.org/10.1080/03066150.2011.652621>
- Bhagat-Ganguly, Varsha (ed.). (2015). *Land Rights in India: Policies, Movements and Challenges*. New York: Routledge.
- Bisht, Tulsi (2009). Development-induced Displacement and Women: The Case of the Tehri Dam, India. *The Asia Pacific Journal of Anthropology*, 10(4), 301–317. <https://doi.org/10.1080/14442210903271312>
- Cernea, Michael (1997). The Risks and Reconstruction Model for Resettling Displaced Populations. *World Development*, 25(10), 1569–1587. [https://doi.org/10.1016/S0305-750X\(97\)00054-5](https://doi.org/10.1016/S0305-750X(97)00054-5)

- Chakravarti, Uma (2018). *Gendering Caste: Through a Feminist Lens* (revised edition). New Delhi: Sage.
- Chandran, Rina (2018). *Denied Land, Indian Women Stake Claims in Collectives*. Date of access: 20 June 2024 at <https://www.reuters.com/article/us-india-women-farming/denied-land-indian-women-stake-claims-in-collectives-idUSKBN1EZ1TD>.
- Corteva Agriscience (2018). *Global Women in Agriculture: Research Findings*. Date of access: 20 June 2024 at <https://www.corteva.com/content/dam/dpagco/corteva/global/corporate/general/files/Global%20Women%20In%20Agriculture%20White%20Paper%20100318.pdf>.
- Crenshaw, Kimberlé (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color. *Stanford Law Review*, 43(6), 1241–1299. <https://doi.org/10.2307/1229039>
- De, Debashree (2015). Development-induced Displacement: Impact on Adivasi Women of Odisha. *Community Development Journal*, 50(3), 448–462.
- De, Debashree (2018). *A History of Adivasi Women in Post-Independence Eastern India: The Margins of the Marginals*. New Delhi: Sage.
- Derrett, John (1959). The Hindu Succession Act, 1956: An Experiment in Social Legislation. *The American Journal of Comparative Law*, 8(4), 485–501.
- Dewan, Ritu (2008). Development Projects and Displaced Women. In Hari Mohan Mathur (ed.), *India Social Development Report 2008: Development and Displacement* (pp. 127–140). New Delhi: Oxford University Press.
- Doss, Cheryl; Summerfield, Gale & Tsikata, Dzodzi (2014). Land, Gender, and Food Security. *Feminist Economics*, 20(1), 1–23. <https://doi.org/10.1080/13545701.2014.895021>
- Ekka, Alex (2011). *A Status of Adivasis/Indigenous Peoples Land Series 4: Jharkhand*. New Delhi: Aakar.
- Faizi, Amir & Shah, Tamanna (2014). Contract Farming and Gender Relations in India. *Journal of Land and Rural Studies*, 2(2), 191–214.
- Food and Agriculture Organization (FAO) (2018). *Gender and Land Rights Database*. Date of access: 20 June 2024 at <https://www.fao.org/land-water/land/land-governance/land-resources-planning-toolbox/category/details/fr/c/1047633>.
- Fernandes, Walter (2008). Sixty Years of Development-Induced Displacement in India. In Hari Mohan Mathur (ed.), *India Social Development Report 2008: Development and Displacement* (pp. 89–102). New Delhi: Oxford University Press.
- Ghosh, Jayati (2009). *Never Done and Poorly Paid: Women's Work in Globalising India*. New Delhi: Women Unlimited.
- Ghosh, Jayati (2021). *The Neoliberal Reforms of 1991 didn't Work as Claimed*. Date of access: 14 June 2024 at <https://www.livemint.com/opinion/online-views/the-neoliberal-reforms-of-1991-didn-t-work-as-claimed-11626970689884.html>.
- Guru, Gopal (1995). Dalit Women Talk Differently. *Economic and Political Weekly*, 30(41/42), 2548–2550.
- Halder, Debarati & Jaishankar, Karuppannan (2008/2009). Property Rights of Hindu Women: A Feminist Review of Succession Laws of Ancient, Medieval and Modern India. *Journal of Law and Religion*, 24(2), 663–687.
- IPES-Food (2024). *Land Squeeze: What is Driving Unprecedented Pressures on Global Farmland and What can be done to Achieve Equitable Access to Land?* Date of access: 14 June 2024 at <https://ipes-food.org/wp-content/uploads/2024/05/LandSqueeze.pdf>.
- Jackson, Cecile (2003). Gender Analysis of Land: Beyond Land Rights for Women? *Journal of Agrarian Change*, 3(4), 453–480.
- Jadhav, Radheshyam (2020). *No Man's Land: Dalit Women in Maharashtra Take on Patriarchy, Casteist Forces to Claim Cultivation Rights*. Date of access: 20 June 2024 at <https://www>.

- thehindubusinessline.com/specials/india-file/no-mans-land-dalit-women-in-maharashtra-take-on-patriarchy-casteist-forces-to-claim-cultivation-rights/article30668783.ece.
- Jain, Charu; Saxena, Disha; Sen, Somnath & Sanan, Deepak (2023). Women's Land Ownership in India: Evidence from Digital Land Records. *Land Use Policy*, 133. <https://doi.org/10.1016/j.landusepol.2023.106835>
- Jaysawal, Neelmani & Saha, Sudeshna (2018). Impact of Displacement on Livelihood: A Case Study of Odisha. *Community Development Journal*, 53(1), 136–154. <https://doi.org/10.1093/cdj/bsw026>
- Kelkar, Govin & Yunxian, Wang (2007). The Gender Question and Decent Work: An Analysis of Apparel Industry Worker in India and China. *The Indian Journal of Labour Economics*, 50(3), 66–89.
- Kishwar, Madhu (1987). Toiling without Rights: Ho Women of Singhbhum. *Economic and Political Weekly*, 22(3), 149–155.
- Kocabiçak, Ece (2023). *The Political Economy of Patriarchy in the Global South*. London: Routledge.
- Levien, Michael (2013). The Politics of Dispossession: Theorizing India's "Land Wars". *Politics & Society*, 41(3), 351–394. <https://doi.org/10.1177/0032329213493751>
- Levien, Michael (2017). *Gender and Land Dispossession: A Comparative Analysis*. New York: UN Women. Date of access: 20 June 2024 at <https://www.unwomen.org/sites/default/files/Headquarters/Attachments/Sections/Library/Publications/2017/Gender-and-land-dispossession-a-comparative-analysis-en.pdf>.
- Livemint (2023). *Agriculture Sector Employs Highest Female Workers: Labour Ministry Report*. Date of access: 20 August 2023 at <https://www.livemint.com/news/india/agriculture-sector-employs-highest-female-workers-labour-ministry-report-11679929666215.html>.
- Mehta, Lyla (2009). The Double Bind: A Gender Analysis of Forced Displacement and Resettlement. In Lyla Mehta (ed.), *Displaced by Development: Confronting Marginalisation and Gender Injustice* (pp. 3–33). New Delhi: Sage.
- Modi, Renu (2004). Sardar Sarovar Oustees: Coping with Displacement. *Economic and Political Weekly*, 39(11), 1123–1126.
- Mondal, Bidisha; Ghosh, Jayati; Chakraborty, Shiney & Mitra, Sona (2018). *Women's Workers in India: Labour Force Trends, Occupational Diversification and Wage Gaps*. Date of access: 20 June 2024 at https://publications.azimpremjuniuniversity.edu.in/4334/1/Mondal_et_al_Women_Workers_In_India_March_2018.pdf.
- Munshi, Indra (ed.). (2012). *The Adivasi Question. Issues of Land, Forest and Livelihood*. Hyderabad: Orient BlackSwan.
- Omvedt, Gail (1979). The Downtrodden among the Downtrodden: An Interview with a Dalit Agricultural Laborer. *Signs*, 4(4), 763–774. <http://www.jstor.org/stable/3173371>
- Omvedt, Gail (1990). *Violence against Women: New Movements and New Theories in India*. New Delhi: Kali for Women.
- Paik, Shailaja. (2018). The Rise of New Dalit Women in Indian Historiography. *History Compass*, 16(10), e12491.
- Pattnaik, Itishree; Lahiri-Dutt, Kuntala; Lockie, Stewart & Pritchard, Bill (2018). The Feminization of Agriculture or the Feminization of Agrarian Distress? Tracking the Trajectory of Women in Agriculture in India. *Journal of the Asia Pacific Economy*, 23(1), 138–155. <https://doi.org/10.1080/13547860.2017.1394569>
- Rao, Nitya (2008). *Good Women do Not Inherit Land: Politics of Land and Gender in India*. New Delhi: Social Science Press and Orient Blackswan.
- Rao, Nitya (2011). Gender, Land and Resource Rights in India. In Christine Verschuor (ed.), *Du Grain à Moudre* (pp. 209–245). Geneva: Graduate Institute Publications. <https://doi.org/10.4000/books.iheid.6757>

- Ray, Renuka (1952). The Background of the Hindu Code Bill. *Pacific Affairs*, 25(3), 268–277.
- Rege, Sharmila (1998). Dalit Women Talk Differently: A Critique of “Difference” and towards a Dalit Feminist Standpoint Position. *Economic and Political Weekly*, 33(44), WS39–WS46. <http://www.jstor.org/stable/4407323>
- Rege, Sharmila (2006). *Writing Caste/Writing Gender: Narrating Dalit Women’s Testimonios*. India: Zubaan.
- Sen, Amartya (1999). *Development As Freedom*. New York: Knopf.
- Sen, Amartya & Drèze, Jean (2013). *An Uncertain Glory: India and its Contradictions*. Princeton: Princeton University Press.
- SEZ India (2004). *Fact Sheet on Special Economic Zones as on 19.02.2024*. Date of access: 20 June 2024 at <https://sezindia.gov.in/sites/default/files/65d5d533f23cbFact%20Sheet%20on%20SEZ%2019.02.2024.pdf>.
- Shamasrastry, R. (1951). *Kautilya’s Arthashastra*. Mysore. Date of access: 27 August 2024 at <https://archive.org/details/in.gov.ignca.900/mode/2up>.
- Singh, Navsharan (2017). Writing Dalit Women in Political Economy of Agrarian Crisis and Resistance in Punjab. *Sikh Formations*, 13(1-2), 30–47.
- Sinha, Chitra (2007). Images of Motherhood: The Hindu Code Bill Discourse. *Economic and Political Weekly*, 42(43), 49–57.
- Som, Reba (2008). Jawaharlal Nehru and the Hindu Code: A Victory of Symbol over Substance? In Sumit Sarkar & Tanika Sakar (eds.), *Women and Social Reform in Modern India: A Reader* (pp. 473–477). Bloomington: Indiana University Press.
- Sud, Nikita (2009). The Indian State in a Liberalizing Landscape. *Development and Change*, 40(4), 645–665. <https://doi.org/10.1111/j.1467-7660.2009.01566.x>
- Sud, Nikita (2021). *The Making of Land and The Making of India*. New Delhi: Oxford University Press.
- World Bank (2015). *World Bank Group Gender Strategy (FY16-23)*. Date of access: 22 June 2024 at <https://documents1.worldbank.org/curated/en/820851467992505410/pdf/102114-REVISED-PUBLIC-WBG-Gender-Strategy.pdf>.
- World Bank (2023a). *Land*. Date of access: 18 August 2023 at <https://www.worldbank.org/en/topic/land#1>.
- World Bank (2023b). *The World Bank in India*. Date of access: 22 June 2024 at <https://www.worldbank.org/en/country/india/overview#1>

Authors’ details

Devika Sharma, Ph.D., Associate Professor at the Political Science Division, School of Liberal Education, Galgotias University, Greater Noida, Uttar Pradesh. Research focus: public policy, migration policy, international migration, public sector reform strategies, health policy, corporate social responsibility, public Administration, Indian Government and Politics.
Email: devika.sharma@galgotiasuniversity.edu.in

Lakshita Bhagat, Ph.D., Assistant Professor at Guru Gobind Singh Indraprastha University, Delhi, India in the School of Liberal Arts. Research focus: public policy, social policy, gender, family, work-family studies.
Email: lakshitabhagat01@gmail.com

Gender Planning im Schulbau. Bestandsaufnahme und ein Fallbeispiel

Zusammenfassung

Das Ziel von Gender Planning ist, gendersensibles und inklusives Planen und Bauen von der Stadtentwicklung bis zur Architektur, dessen Anforderungen sowie die im Europarat 1998 verankerte Gleichberechtigung von Frauen und Männern anhand von Leitfäden in die gebaute Umwelt zu übersetzen. Während Österreich und vor allem Wien international als sehr fortschrittlich in Bezug auf Gender Planning in der Stadtplanung gelten, fehlt es in der Architektur aber noch an Datenmaterial, um fundierte Aussagen zu gendersensiblen Planen und Bauen im Neubau oder im Bestand zu formulieren. Am Beispiel von Schulbestandgebäuden sollen im vorliegenden Artikel die genderspezifischen Anforderungen herausgearbeitet werden, die Schüler*innen an ihr Schulgebäude stellen. Die Ergebnisse dieses qualitativ-empirischen Forschungsprojektes sollen Forschungslücken schließen, um aus dem Projekt heraus wichtige Aspekte für die nötige Standortbestimmung in der Architektur zu entwickeln.

Schlüsselwörter

Gender Planning, Schularchitektur, Inklusion, Standortbestimmung, Architektur

Summary

Gender planning in school building construction. A stocktaking and case study

The aim of gender planning is gender-sensitive and inclusive planning and construction, from urban development to architecture. Guidelines are used in an attempt to translate the requirements made of such gender planning, as well as the equal rights of women and men that are enshrined in the principles laid down by the Council of Europe in 1998. While Austria, and Vienna in particular, is regarded internationally as very progressive when it comes to gender planning in urban planning, the field of architecture still lacks data in order to be able to formulate any well-founded statements on gender-sensitive planning and construction in regard to new or existing buildings. Using the example of existing school buildings, this article aims to identify the gender-specific requirements that pupils have of their school buildings. The results of this qualitative empirical research project are intended to close research gaps in order to take important aspects derived from the project and do the necessary stocktaking in the field of architecture.

Keywords

gender planning, school architecture, inclusion, stocktaking, architecture

1 Einleitung

Gender Planning bedeutet gendersensibles Planen und Bauen, das auf die Bedürfnisse der unterschiedlichen Nutzer*innen eines Gebäudes oder des urbanen Raums in Bezug auf Gender Rücksicht nimmt. Der Großteil unserer Gebäude und Städte wurde von Männern¹ geplant und richtet sich nach männlichen Bedürfnissen. Der gelebte Alltag

1 Bei Architekten und Stadtplanern handelt es sich hauptsächlich um weiße, gesunde, heterosexuelle Männer mit einem hohen Bildungsabschluss, die tendenziell weniger oder keine Diskriminierungserfahrungen gemacht haben.



von Frauen und Männern² unterscheidet sich aber noch – und somit auch die Bedürfnisse und Ansprüche an ihre gebaute Umwelt. Unterdessen reproduziert der physische Raum, also die Architektur, Machtverhältnisse und Hierarchien unserer Gesellschaft (Kuhlmann 2012: 7). Der Ansatz des Gender Planning versucht, diese gebauten Hierarchien zu hinterfragen und aufzubrechen. Das nutzer*innenorientierte Planen und Bauen kommt damit nicht nur den Bedürfnissen von Frauen und Mädchen entgegen, sondern allen von Diskriminierung betroffenen Menschen (Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 17). Institutionelle sowie im Raum konstituierte Diskriminierung betrifft damit verschiedenste Diskriminierungskategorien wie Sexismus, Klassismus, Rassismus, Ableism, Adultismus u. v. m., deren Überschneidungen als intersektionale Aspekte in der Raumgestaltung beachtet werden müssen. Unter diesem Verständnis stellen gendersensible Räume immer auch inklusive und diskriminierungsfreie Räume dar. Wien gilt dabei international als Vorreiterin einer gendersensiblen bzw. feministischen Stadtplanung: Vor allem Eva Kail, Stadtplanerin und Leiterin des in den 1990er-Jahren gegründeten Frauenbüros der Stadt Wien, nahm sich zur Aufgabe, Gender Planning in Bezug auf Stadtplanung und die Nutzung und Aneignung des öffentlichen Raums zum Thema zu machen und sich ein entsprechendes Umdenken in der Stadtplanung als Ziel zu setzen (Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 9). Der Fokus lag aber zunächst ausschließlich auf der Stadtplanung und der (Um-)Gestaltung von öffentlichem Raum. Die Idee, das Prinzip des Gender Planning auch in der Architektur, also bspw. im Wohnbau (Riß 2016) oder in Bezug auf öffentliche Gebäude, anzuwenden, ist verhältnismäßig jung und nur lückenhaft erforscht. Es liegen zwar einige Publikationen zu dem Thema vor, es fehlen aber empirische Daten (Criado-Perez 2020), und bei den meisten Texten handelt es sich um sogenannte graue Literatur (Knoll/Szalai 2010: 27). Der vorliegende Text stellt die Frage nach dem Einfluss der historischen Entwicklung und dem aktuellen Stand des gendersensiblen Planens und Bauens auf die heutige genderinklusive räumliche Gestaltung und Wahrnehmung von Schulgebäuden als halböffentliche Räume. Schüler*innen verbringen heutzutage den Großteil ihres Tages im Schulgebäude und haben sehr unterschiedliche Bedürfnisse, die sie an ihr Schulgebäude stellen. Sie sind somit Expert*innen in Bezug auf die Überprüfung der Nutzbarkeit des Schulgebäudes sowie die Generierung und Entwicklung von Verbesserungsvorschlägen für ein diskriminierungsfreies Raumangebot. Die hier vorliegenden Ergebnisse der qualitativen Interviews am Beispiel der bestehenden Schularchitektur geben neue Einblicke in das Thema Gender Planning, machen Problematiken sichtbar und werfen neue Fragestellungen auf, womit sie wichtige Aspekte für eine Standortbestimmung in der Architektur liefern.

2 Um die Diskriminierung von Frauen in der Planung deutlich sichtbar zu machen, wird beim Gender Planning oft von einem binären Geschlechtermodell ausgegangen. Für die Autorin handelt es sich bei *Frauen* und *Männern*, *Mädchen* und *Jungen* um soziale Kategorien, die zu hinterfragen und aufzubrechen sind.

2 Gender Planning – Theoretische Grundlagen

Raum und Gender stehen in direktem Zusammenhang und beeinflussen sich gegenseitig. Mit der Beschreibung ihrer Kohärenz im Folgenden soll deutlich gemacht werden, warum Gender Planning notwendig ist. Die dargestellte theoretische Grundlagenanalyse ist erforderlich, um die Wichtigkeit des Themas in Bezug auf Schularchitektur zu verstehen und die empirischen Ergebnisse in einen Kontext setzen zu können.

2.1 Raum und Geschlecht

Machtverhältnisse und Hierarchien können durch gebauten Raum, also Architektur, reproduziert oder aufgebrochen werden (Kuhlmann 2012: 7). Gesellschaftliche Normen, die das Verhalten (im Raum) nach Geschlechtern vorgeben, manifestieren sich in der Architektur, wodurch der gebaute Raum „zur Festigung von sozialen Vorstellungen und Verhaltensmustern beitragen kann“ (Kuhlmann 2012: 9).

Der städtische Raum und die Gebäude, in denen Menschen ihr Leben verbringen, wurden (und werden nach wie vor) hauptsächlich von Männern für Männer gebaut und reproduzieren damit patriarchale Strukturen in der gebauten Umwelt. Ein Beispiel dafür ist der männliche Körper als normativer Maßstab für den architektonischen Entwurf und die darauf abgestimmte Planung: Der Modulor von Le Corbusier (1995) oder die Bauentwurfslehre von Neufert (2021) werden noch heute an den Universitäten gelehrt und unhinterfragt als normative Vorbilder in der Architektur verwendet. Der männliche Körper als Maßstab für normative Vorschriften ist auch in anderen Feldern der Architektur erkennbar (Kuhlmann 2012: 96ff.). So bspw. in der Bauphysik, wo „Temperaturnormen [...] an den Bedürfnissen von Männern ausgerichtet sind“ (Criado-Perez 2020: 11), obwohl Frauen eigentlich wärmere Temperaturen für Wohlbefinden benötigen würden (Chang/Kajackaite 2019). Während sich diese beiden Beispiele direkt auf den Körper beziehen, werden Kinder und Jugendliche ebenfalls in Bezug auf ihre unterschiedlichen genderspezifischen sozialen Verhaltensweisen im Raum in Bezug auf ihre Körper beeinflusst (Lefebvre 2018: 331). Die Sexualisierung des weiblichen Körpers führte zu einer Verdrängung von Frauen und Mädchen in den privaten Raum, während der öffentliche Raum männlich konnotiert wurde (Arendt 2018: 420ff.; Löw 2019: 248). Diese Zuordnung kann sich auf das Spielverhalten von Kindern und Jugendlichen³ auswirken und dazu führen, dass Jungen raumgreifende Spiele bevorzugen und sich gerne im öffentlichen Raum aufhalten, während Mädchen tendenziell äußern, lieber kleinteiliger zu spielen und sich eher im privaten Raum zu treffen (Flade 1993: 24; Löw 2019: 247). Dieses scheinbar geschlechtsspezifische Spielverhalten, beeinflusst durch die Gesellschaft, das soziale Umfeld und den gebauten Raum, hat Auswirkungen auf die Raumwahrnehmung und -aneignung von Kindern und Jugendlichen (Flade 1993: 33; Löw 2019: 249ff.). Dabei muss der erkenntnistheoretische Widerspruch feministischer Forschung bewusst bleiben, einerseits die Stereotypen des binären Geschlechterdenkens aufbrechen zu wol-

3 Im vorliegenden Artikel werden Kinder als Personen bis zum Alter von 12 Jahren und Jugendliche als Personen ab dem 13. Lebensjahr (Teenageralter) verstanden (Vogl 2015: 9), wobei sich diese noch im Pflichtschulalter befinden und somit maximal 15 Jahre alt sind.

len und andererseits die notwendige Unterscheidung in Geschlechter zu reproduzieren, um Diskriminierung überhaupt sichtbar und diskutierbar zu machen.

2.2 Die historische Entwicklung von Gender Planning in Österreich

Im Zuge der Zweiten Frauenbewegung wurde in den 1970er- und 1980er-Jahren die „männliche Dominanz und fehlende Repräsentanz von Frauen in der Planung“ (Knoll/Szalai 2010: 27) hinterfragt und zur selben Zeit im Europarat 1998 der folgende Grundsatz des Gender Planning beschlossen, wodurch die Grundsteine zu einer Entwicklung von Gender Planning als relevanter Ansatz inklusiver Architektur und Stadtplanung gelegt wurden:

„Gender Mainstreaming besteht in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung von Entscheidungsprozessen mit dem Ziel, eine geschlechterbezogene Sichtweise in alle politischen Konzepte in allen Bereichen und auf allen Ebenen einzubringen.“ (Europarat 1998: 13)

Die im Werkstattbericht der Stadt Wien „Gender Mainstreaming in der Stadtplanung und Stadtentwicklung“ (Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013) genannten Aspekte des Gender Planning nehmen die Forderung des Europarats auf und machen Gender Planning anwendbar, vom Stadtraum bis zum Schulgebäude: (1) Qualitätssicherung im Planungsprozess, (2) Gezielter Ressourceneinsatz, (3) Wissensaustausch und Vermittlung und (4) Methodische Innovationen und Weiterentwicklung von Methoden. Diese vier Punkte beziehen sich zwar zunächst auf die Stadtplanung, sind aber genauso relevant für gendersensibles Planen und Bauen von öffentlichen Gebäuden.

2.3 Zum aktuellen Stand des Gender Planning in Österreich

Die folgenden wichtigen planerischen Handlungsfelder und Kriterien für Gender Planning geben einen Überblick über den Diskurs und ermöglichen einen Eindruck zum aktuellen Stand und zu den Forderungen des Gender Planning in Österreich, wobei die Auflistung keinen Anspruch auf Vollständigkeit stellt:

- *Die Stadt der kurzen Wege:* Der Verkehrsaufwand wird durch dezentrale Konzentration von Einrichtungen verringert. Wege zwischen bspw. Wohnung, Arbeitsplatz, Einkauf, Verwandte, Schule und Kindergarten lassen sich besser vereinbaren (Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 25). Dazu gehören auch gute Erreichbarkeit, ausreichendes Netzwerk an öffentlichen Verkehrsmitteln und Aufenthaltsqualitäten im öffentlichen Raum (Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 47).
- *Barrierefreiheit:* meint rollstuhl- und kinderwagentaugliche Gestaltung des öffentlichen Raums sowie von Gebäuden. Also breite Gehsteige, Abschrägung von Bordsteinkanten, Rampen als Alternative von Treppen im öffentlichen Raum, eine gute Orientierung (übersichtliche Grundrisse und Gebäudestruktur, eindeutige Wegführung) sowie längere Ampelschaltungen für Fußgänger*innen u. v. m. (Knoll/Szalai 2010: 17; Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 27; Stadt Wien 2007: 8ff.).

- *Sicherheit*: Vermeidung von Angsträumen, ausreichend Beleuchtung, Blickbeziehungen erlauben und Einsehbarkeit, die soziale Kontrolle ermöglicht (Heinrich-Böll-Stiftung 2022: 3; Knoll/Szalai 2010: 43; Stadt Wien 2007: 10).
- *Partizipation, Beteiligungsprozesse und Mitbestimmung*: sind wichtig, um die Planung direkt auf die Bedürfnisse der Nutzer*innen abzustimmen und so auch auf genderspezifische Herausforderungen eingehen zu können (Heinrich-Böll-Stiftung 2022: 4; Knoll/Szalai 2010: 26; Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 31).
- *Evaluierung*: Bereits umgesetzte Partizipationsprozesse und die daraus entstandenen Gebäude müssen evaluiert werden, um eine architektonische Qualitätssicherung zu ermöglichen. So kann überprüft werden, inwiefern genderspezifische Planungskriterien eingehalten wurden (Knoll/Szalai 2010: 12).
- *Öffentliche Toiletten*: sicher und kostenlos in Gebäuden und im öffentlichen Raum anbieten mit Wickelplätzen für alle Geschlechter (nicht nur auf der Damentoilette) und Abfallerimer in den einzelnen Kabinen für Hygieneartikel (Gershenson/Penner 2009).
- *Begegnungsorte schaffen*: Um Mädchen und Frauen wieder vermehrt in den öffentlichen Raum zurückzuholen, sollen Räume für Kommunikation und Austausch angeboten werden, z. B. Aufenthaltsmöglichkeiten, die in der Gemeinschaft oder als Rückzug genutzt werden können. Aber auch Sitzgelegenheiten bei Spielplätzen mit Tischen und Begegnungszonen werden eingefordert (Stadt Wien 2007: 18f.).
- *Kleinteiliges Spielen*: Bewegungsräume, bspw. auf Spielplätzen, sollen ohne Hierarchien in mehreren Segmenten gestaltet werden, damit Kleingruppen von Kindern und Jugendlichen parallel zueinander spielen können. Dies soll Verdrängungsprozessen entgegenwirken (Burdewick 1999: 30; Diketmüller/Studer 2007: 24; Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung 2013: 82).

Was dabei fehlt, sind (1) ausreichendes empirisches Datenmaterial bei Planungsprozessen zur Darstellung der Bedürfnisse der Nutzer*innen sowie eine Evaluierung nach den (Um-)Gestaltungsprozessen; (2) verbindliche Richtlinien anstelle von empfehlenden Leitfäden; (3) die Ausführlichkeit der „Checklisten“, die teils nur mit Stichworten die Anforderungen auflisten (Knoll/Szalai 2010: 27), sowie (4) der Bezug auf Bestandsgebäude, da sich bisherige Literatur hauptsächlich auf den Neubau konzentriert, der Umgang mit dem Bestand sowohl aus architektonischer als auch aus städtebaulicher Expertise im Sinne der Nachhaltigkeit aber ein wesentliches Thema des aktuellen Forschungsdiskurses darstellt.

3 Gender Planning im Schulbau

Am Beispiel der Schularchitektur soll nun veranschaulicht werden, wie übertragbare Ergebnisse zu gendersensibler Planung aussehen können, da hier, ähnlich wie beim Städtebau und dem öffentlichen Raum, Mädchen und Frauen lange der Zugang zu Bildung verwehrt blieb und dieser Ausschluss räumlich spürbar bleibt. Obwohl in Österreich mit der Schulreform von 1774 unter Maria Theresia (öffentliche Staatsschule,

sechsjährige Schulpflicht) verhältnismäßig früh die allgemeine Unterrichtspflicht für Jungen und Mädchen eingeführt worden ist (Brehmer/Simon 1997: 318), haben sich sowohl die pädagogischen Ansätze als auch die räumlichen Gegebenheiten zwischen dem Schulunterricht der beiden Geschlechter häufig unterschieden (Jakobi 2013: 10). Diese Genderungleichheit des Bildungsangebots hat sich auch in den räumlichen Möglichkeiten niedergeschlagen⁴. Mit der Neuen Frauenbewegung der 1970er-Jahre und der Einführung der verpflichtenden Koedukation 1975 wurde erstmals eine gemeinsame Schule angestrebt und dadurch die Frage nach Geschlechtergerechtigkeit (zumindest indirekt) aufgeworfen (Brehmer/Simon 1997: 324). Doch um dieses Ziel erreichen zu können, müssten auch die vorhandenen räumlichen Gegebenheiten überprüft und angepasst werden, da Mädchen und Jungen Raum für verschiedene Aktivitäten different nutzen und somit unterschiedliche Anforderungen an ihr räumliches Umfeld stellen. Das Ziel von Gender Planning in der Schularchitektur ist demnach, die genderspezifischen räumlichen Bedürfnisse empirisch zu ergründen und in Kontext zum bestehenden Planungsdiskurs zu setzen, da Gender Planning im Schulbau eine relevante Forschungslücke in der gendersensiblen und inklusiven Planung darstellt und bis auf einige angrenzende Themen⁵ noch weitgehend empirisch unerforscht ist. Dabei ist gerade der Schulraum ein Ort, an dem Kinder und Jugendliche einen Großteil ihrer Zeit verbringen und der sich daher in vielfältiger Weise prägend auf ihr Leben auswirkt. Soziale Ungleichheiten, Diskriminierung, Ausgrenzung und Geschlechterrollen können hier reproduziert oder aber aufgebrochen werden. Während die innovativen Schulneubauten bereits versuchen, auf die unterschiedlichen individuellen Bedürfnisse ihrer Nutzer*innen Rücksicht zu nehmen, sind es vor allem die Bestandsgebäude, die noch keine bedürfnisorientierten Räume anbieten. Hier fehlen, oft aufgrund von chronischem Platzmangel, sowohl Bewegungs- als auch Rückzugsräume, wodurch Hierarchien durch den Raum reproduziert werden, sich die „Stärkeren“ durchsetzen und die „Schwächeren“ verdrängt werden (Derecik 2015: 59). Die hier beschriebenen Bestandsschulgebäude machen ungefähr 300 Pflichtschulgebäude in Wien aus, von denen 57 Prozent vor 1920 sowie 24 Prozent zwischen 1950 und 1980 errichtet wurden (Lorbek 2020: 168f.). Zwischen 2008 und 2017 wurden 570 Millionen Euro für die Renovierung von insgesamt 242 Bestandsschulgebäuden investiert, während in einem ähnlich langen Zeitraum zwischen 2012 und 2022 700 Millionen Euro für den Neubau von elf Campus-Schulen ausgegeben wurden (Lorbek 2020: 168f.). Um den Bestandsschulbau auch an die Anforderungen des pädagogischen Alltags sowie an die Bedürfnisse der Nutzer*innen anzupassen, müsste über die technische Adaptierung der Gebäude hinaus auch das räumliche Setting im Allgemeinen modernisiert werden, und dafür benötigt es ein größeres Budget.

4 Mädchen saßen im deutschsprachigen Raum im 19. Jahrhundert teilweise im Klassenraum auf Bänken ohne Lehne und ohne Tisch am Rand, während die Jungen mittig im Raum an Tischen saßen, frontal zum Lehrer (damals ausschließlich Männer) ausgerichtet (Kühn 2012: 81).

5 Gendersensible Pädagogik und Gestaltung des Schulunterrichts (Baginski et al. 2020; Denn et al. 2015; Diegmann/Schmidt 2015) oder die genderspezifische Analyse von Schulfreiräumen und Schulhöfen (Burdewick 1999; Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung 2019; Diketmüller/Studer 2007; Hottenträger 2005).

3.1 Schulräume aus Sicht der Kinder und Jugendlichen

Kinder und Jugendliche verbringen sehr viel Zeit in den Räumlichkeiten des Schulgebäudes und machen als Expert*innen ihrer Lebenswelt die größte Gruppe an Nutzer*innen des Schulgebäudes aus (neben Lehrkräften und anderem Personal, das an der Schule arbeitet, sowie anderen Nutzer*innen wie bspw. Vereinen etc., die nach Schulschluss das Schulgebäude nutzen). Sie eignen sich daher besonders gut als Interviewpartner*innen, wenn es darum geht, herauszufinden, wie gendergerecht und inklusiv ihre Schulen gestaltet sind. Um die individuellen Bedürfnisse von Schüler*innen und vor allem von Mädchen⁶, ihre Anforderungen an ein Schulgebäude aus ihrer Perspektive sowie ihre Kritik an der Architektur besser zu verstehen, wurden zwischen März und September 2023 im Rahmen eines drittmittelgeförderten Innovationsvorhabens im *BiB-Lab/Innovationslabor für Bildungsräume in Bewegung*⁷ der TU Wien Leitfadenterviews (einzeln und in Gruppen) mit Kindern und Jugendlichen im Pflichtschulalter⁸ geführt, die ausnahmslos Bestandsschulen⁹ aus den 1970er-Jahren besuchen. Es wurden in diesem Zeitraum 14 Interviews mit 23 Kindern und Jugendlichen (davon 14 weiblich und 9 männlich) geführt, von denen sich 7 im Primarstufen- und 16 im Sekundarstufenalter befinden¹⁰. Daraus ergaben sich insgesamt 260 Minuten Gesprächsstoff bei einer durchschnittlichen Gesprächsdauer von ca. 18 Minuten. Bei den Interviews stand die Frage im Mittelpunkt, wie gendergerecht und inklusiv Schüler*innen ihren Schulraum wahrnehmen und welche Änderungsvorschläge sie haben.

Die an der Befragung teilnehmenden Kinder und Jugendlichen wurden nach ihrem Wohlbefinden, der Nutzung unterschiedlicher Schulräume sowie nach ihren Lieblingsorten in der Schule befragt. Bei der Erhebungsmethode handelt es sich um halbstrukturierte Gruppen- und Einzelinterviews nach einem Leitfaden, wobei genügend Raum für die von den Befragten aufkommenden Themen gelassen werden sollte. Damit die Befragten möglichst frei sprechen und auch Kritik üben können, wurden diese Interviews nicht im schulischen Kontext abgehalten. Da Kinder aus ihrem Alltag gewohnt sind, dass Erwachsene (wie bspw. in der Familie oder in der Schule) bestimmen, was richtig und was falsch ist, wurde u. a. auch auf „das Generationen- und Autoritätsverhältnis zwischen Kindern und erwachsenen Forschenden“ (Vogl 2015: 13) geachtet, was Hemmungen und Schwellen schaffen kann. Außerdem können die Situation und das

6 Aber auch von anderen diskriminierten Gruppen unter Berücksichtigung des Aspektes der Intersektionalität.

7 www.bib-lab.at. Gefördert von der Innovationsstiftung für Bildung und der Forschungsförderungsgesellschaft FFG (Sommer 2021 bis Sommer 2024). Dabei handelt es sich um einen außerschulischen Bildungsraum in einem Erdgeschosslokal einer Gemeindebausiedlung, der im letzten halben Jahr bereits für das Projekt MÄLINTA*s Werkstatt genutzt werden konnte und so bereits Beziehungen zu Mädchen aus der Nachbarschaft und den nahe gelegenen Schulen aufgebaut wurden.

8 Zwischen 6 und 15 Jahre alt, wobei in Primar- (Grundschule in Österreich: Volksschule) und Sekundarstufe (Mittelschule) unterteilt wird.

9 Als Bestandsschulen werden hier bestehende Schulgebäude gemeint, die vor so langer Zeit gebaut wurden, dass sie nicht mehr dem State of the Art der heutigen Zeit entsprechen.

10 Der geschlechtsspezifische Unterschied könnte auf die Freiwilligkeit der Interviewteilnahme zurückgeführt werden: In einem außerschulischen Projektraum des BiB-Lab wurden alle dort verweilenden Schüler*innen geschlechtsunabhängig um eine Teilnahme gebeten, wobei sich mehr Mädchen als Jungen dazu bereit erklärten.

Interesse für ihre persönliche Meinung neu und ungewohnt für sie sein, Skepsis aufbauen und im Weiteren die Teilnahmebereitschaft mindern. Dem wurde entgegengewirkt, indem die Befragten den Projektraum, in dem die Interviews durchgeführt worden sind, bereits kannten, da sie hier oft ihre Freizeit verbringen. In einem Kontext außerhalb des Interviews konnten sie die Forschende bereits kennenlernen, weshalb sie zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr fremd war. Auch auf die Aufmerksamkeitsspanne der Befragten wurde Rücksicht genommen und das Interview konnte bei Konzentrations- oder Interessensminderung abgebrochen oder pausiert werden. Von den Interviews wurden mit der Einwilligung der Befragten¹¹ Tonaufnahmen mitgeschnitten, die transkribiert und anonymisiert wurden. Um das gesammelte Datenmaterial auszuwerten, wurde die Methode der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring angewandt (Mayring 2015: 69ff.). Dabei wurden zunächst die einzelnen Textpassagen der Transkripte paraphrasiert, in einem zweiten Schritt generalisiert und in einem weiteren Schritt eine Reduktion durchgeführt, die eine induktive Kategorienbildung ermöglicht. Die Kategorien entstanden somit „in einer explorativen Phase mit Rekurs auf die erhobenen Daten“ (Bohnsack/Geimer/Meuser 2018: 121) aus den von den Interviewten besprochenen Themen. Dadurch bestand die Möglichkeit, dass Themen aufkommen und sichtbar gemacht werden, mit denen nicht gerechnet wurde.

3.2 Ergebnisse

Um die Ergebnisse möglichst anschaulich darzustellen, wurden die Aussagen der Befragten kategorisiert und jene Kategorien den folgenden übergeordneten Themenbereichen zugeteilt: (1) genderspezifische Raumwahrnehmung, (2) Gestaltung der Umgebung in Bezug auf Gender Planning, (3) Bewegungsräume und (4) Rückzugsräume. Dabei bekamen jene Kategorien, die räumliche Aspekte implizieren, mehr Aufmerksamkeit. Auf die Äußerungen zum sozialen Umfeld der Befragten einzugehen würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten.

3.2.1 Genderspezifische Raumwahrnehmung

Die von Jungen und Mädchen an den Schulraum gestellten Anforderungen können sich teilweise aufgrund der unterschiedlichen genderspezifischen Sozialisation und der davon geprägten Raumwahrnehmung, wie im Kapitel zu Raum und Geschlecht bereits erläutert, voneinander unterscheiden (Löw 2019: 247), wodurch sie „geschlechtsspezifische Zuständigkeiten und damit die Strukturen der zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft“ (Löw 2019: 254) reproduzieren. Daher wurde bei den Interviews immer wieder versucht, die Vorstellung normativer Geschlechterrollen zu hinterfragen und aufzubrechen, während über die Orte des Wohlfühlens und des Unbehagens gesprochen wurde. Eine geschlechterbezogene Sichtweise auf die Nutzung und Wahrnehmung von Raum, wie sie bereits vom Europarat 1998 gefordert wurde, ermöglicht hier neue Aspekte für genderinklusives Planen und Bauen. Angst und Abwertung gegenüber der Schule und dementsprechend auch gegenüber dem Schulgebäude wurden von mehreren

¹¹ Wenn altersbedingt notwendig, wurde auch die Einwilligung der Erziehungsberechtigten eingeholt.

Schüler*innen in den Interviews thematisiert, wodurch Sicherheit als ein relevanter Aspekt des Gender Planning erneut deutlich wird. Einige von ihnen verglichen das Schulgebäude mit einer Strafkolonie oder einem Gefängnis, in dem sie unfreiwillig festgehalten und bestraft werden (Foucault 2019; Böhme 2013: 137). Enge, dunkle Räume und zu wenig Platz führen bei ihnen zu Unwohlbefinden und dem Gefühl der Einengung:

Mädchen (13 Jahre): *„Die Gänge sind sehr lang. So wie eine Strafkolonie.“*

Nach dem Lieblingsort in der Schule gefragt, unterscheiden sich die Antworten zwischen den Mädchen und den Jungen zunächst tendenziell. Einige der Mädchen äußern, dass sie sich gerne in kommunikativen Rückzugsräumen aufhalten, wo es ruhig und gemütlich ist und sie jemanden zum verbalen Austausch sowie Zeit zur Erholung haben (Bibliothek, Raum der Schulsozialarbeiterin, das Klassenzimmer) (Diketmüller/Studer 2007: 30). Begegnungs- und Kommunikationsorte wurden auch von der Stadt Wien im Rahmen des Gender Planning in Bezug auf den Stadtraum bereits eingefordert und teilweise schon umgesetzt (siehe Kapitel 2.3), was die Notwendigkeit dieser Orte sowohl im öffentlichen Raum als auch in öffentlichen Gebäuden wie bspw. in Schulbauten verdeutlicht. Während einige der befragten Jungen eher Bewegungsräume in der Schule wie den Turnsaal, den Schulhof oder den Sportplatz als ihre Lieblingsorte nennen und in den Pausen gerne raumgreifenden Spielen nachgehen (Diketmüller/Studer 2007: 28). Aber ihnen fehlen in den Bestandsschulen die dafür notwendigen Bewegungsräume, wodurch es zu Nutzungskonflikten kommen kann:

Mädchen (9 Jahre): *„Die Jungs spielen Fußball [in der Pause]. Aber jetzt nicht mehr, weil unsere Frau Lehrerin den Ball weggenommen hat. [...] Weil es immer laut ist, wenn die Jungs Fußball spielen. Die schreien und kämpfen.“*

Einige Mädchen äußern, dass sie gerne auf dem Schulhof oder im Turnsaal sind, nennen diese Orte aber nicht als ersten, wenn sie nach dem Lieblingsort in der Schule gefragt werden. Bei der Befragung und Auswertung von Ergebnissen zu räumlichen Nutzungsvorlieben von Mädchen ist also darauf zu achten, dass nicht nur die „Wahrnehmung und Unterstützung ‚typisch‘ weiblicher Spielformen von Bedeutung“ (Burdewick 1999: 31) sind, sondern dass auch auf den Wunsch nach mehr Bewegungsmöglichkeiten mit gendersensibler Planung und entsprechenden Angeboten reagiert wird und nicht lediglich genderspezifische Stereotype reproduziert werden (Diketmüller/Studer 2007: 23). So wie von der Stadt Wien bereits kleinteiliges Spielen als gendersensibles Angebot im öffentlichen Raum (bspw. auf Spielplätzen) empfohlen wurde, bietet sich auch im Schulraum an, mehrere Bewegungsmöglichkeiten und Aktivitäten zur Verfügung zu stellen, die parallel von unterschiedlichen Gruppen genutzt werden können und es daher zu keinen Verdrängungsmechanismen kommt. Aufgabe der Planer*innen wäre es demnach, das Wohlbefinden der Schüler*innen durch die architektonische Ausgestaltung des Schulgebäudes zu fördern, indem mit den Gangsituationen in den Bestandsschulgebäuden gearbeitet wird und diese zu angenehmen Aufenthaltszonen umgestaltet werden, die sowohl Möglichkeitsräume für Rückzug und Kommunikation, aber auch Bewegung und aktive Betätigung anbieten (Spirig 2023: 57).

3.2.2 Gestaltung der Umgebung in Bezug auf Gender Planning

Das Wohlbefinden der Schüler*innen in den unterschiedlichen Schulräumen ist u. a. abhängig von Licht, Farbgestaltung, Geruch, Akustik und Raumtemperatur. Natürliches Tageslicht wird als angenehm empfunden und hilft dem Sicherheitsgefühl von Schüler*innen, während abgedunkelte Rückzugsräume in Pausen als angenehme Erholung wahrgenommen werden können. Die Farbwahrnehmung ist dagegen sehr subjektiv, unterscheidet sich teilweise stark und lässt sich somit nicht verallgemeinert darstellen. Auch der Geruch in unterschiedlichen Schulräumen scheint auf die Raumwahrnehmung starken Einfluss zu haben. Vor allem auf der Toilette (auch weil hier bspw. heimlich geraucht wird) oder im Turnsaal und den dazugehörigen Umkleiden (Schweißgeruch) trägt er zur Ablehnung dieser Räume bei. In Bezug auf die Akustik hat sich herausgestellt, dass es den Schüler*innen einerseits wichtig ist, laut sein zu dürfen, und sie andererseits Ruhe brauchen, um sich konzentrieren zu können. Generell wünschen sich die Schüler*innen mehr gemütliches Mobiliar, wie gepolsterte Sessel, Sofas und Sitzkissen. Die als hart wahrgenommenen Holzstühle, auf denen sie den ganzen Tag sitzen müssen, werden von ihnen kritisiert (Rosenberger 2023: 142). Pflanzen werden als angenehm wahrgenommen und verbessern das Wohlbefinden der Schüler*innen im Raum (Weyland 2020). Zusammenfassend kann behauptet werden, dass das Wohlbefinden der Schüler*innen mit einer gemütlichen und wohnhaften Innenraumgestaltung gefördert wird und die gewünschte Gestaltung des Schulraums an jene eines Zuhauses erinnert (Rosenberger 2023: 141). Ein schulisches Raumangebot mit unterschiedlichen Licht- und Akustikverhältnissen, ansprechender Farbgestaltung und abwechslungsreichem Mobiliar kann auf die individuellen Bedürfnisse der Nutzer*innen eingehen und wirkt sich als inklusiver Lernraum positiv auf das Wohlbefinden der Schüler*innen aus. Die vorliegende Untersuchung bestätigt die Relevanz des methodischen Vorgehens direkter Partizipation und Teilhabe der Nutzer*innen, die bei der Umsetzung individueller Bedürfnisse im Schulraum hilfreich sein kann.

3.2.3 Bewegungsräume

Bewegungsmöglichkeiten im Schullalltag stellen einen notwendigen Ausgleich zum ruhigen, konzentrierten Arbeiten dar und sind für die meisten Schüler*innen eine wichtige Gelegenheit, spielerisch neue Energie zu schöpfen (Friedrich 2008: 167). Diese wurden im Gender Planning in Bezug auf den öffentlichen Raum schon vielfach eingefordert. Die befragten Schüler*innen äußern, dass sie in den Pausen das Bedürfnis haben, sich zu bewegen, damit sie im Unterricht wieder stillsitzen können, ihnen dazu aber die räumlichen Möglichkeiten fehlen und es wegen Platzmangel zu Verdrängungsprozessen kommen kann, bei denen sich die „Stärkeren“ durchsetzen (Derecik 2015: 59):

Mädchen (9 Jahre): *„Die Jungs sagen, wir sollen weggehen, weil sie da Fußball spielen. Aber: Hallo? Ich geh nicht weg. Ich gehe nie weg. Ich sag: Das ist nicht euer Gang!“*

Das zeigt, dass es zu Nutzungskonflikten in den Pausenflächen kommt, bei denen Nutzungsansprüche unter den Schüler*innen täglich ausgehandelt werden. Ein konkurrenz- und bewertungsfreies Bewegungsangebot bspw. in den Gängen und Pausenflächen

könnte diesen Nutzungskonflikten entgegenwirken und die Bewegungslust auch von jenen Schüler*innen fördern, die sich bei sportlicher Betätigung noch etwas unsicher sind (Studer 2002: 61). Einige der befragten Mädchen beschreiben, dass sie gerne den Schulhof für Bewegungsspiele wie Rennen, diverse Ballspiele und Hula-Hoop nutzen, aber nur selten hinausdürfen und ihnen dann die Bewegungsflächen fehlen. Die meisten von ihnen äußern, dass sie gerne Sport machen und sich im Turnsaal wohlfühlen:

Mädchen (9 Jahre): *„Ich liebe mich zu bewegen. Ich kann einfach nicht normal mich hinsetzen.“*

Manche Schüler*innen, deren Körperempfinden aus unterschiedlichen Gründen mit Scham behaftet ist, kann es allerdings unangenehm sein, wenn ihnen beim Sportunterricht zugesehen wird (Diketmüller/Studer 2007: 20ff.):

Mädchen (13 Jahre): *„Wir müssen fünf oder sieben Minuten durchlaufen und es werden die Runden gezählt. Und wenn du nicht mehr kannst, es ist so unangenehm. Man fühlt sich dann so..., weil wir haben solche Wände - - irgendwie auch beengt.“*

Einblicke durch Galerien schulintern oder vom öffentlichen Raum aus durch Oberlichten in den Turnsaal sind daher zu vermeiden. Studien, bei denen Mädchen und Jungen bspw. nach ihren bevorzugten Bewegungsspielen gefragt werden, reproduzieren meistens die geschlechtsspezifische Zuteilung (Löw 2019: 253f.; Derecik 2015: 58). Demnach bestätigen Mädchen oft, dass sie gerne Tanzen, Turnen und Gymnastik im Turnunterricht praktizieren, während Jungen raumgreifenden Spielen nachgehen wie bspw. Fußball, Handball, Basketball etc. In Österreich ist es üblich, dass Schulen der Sekundarstufe einen großen und kleineren Turnsaal haben, in denen die Schüler*innen geschlechtsgetrennt ihren Sportunterricht abhalten. Basierend auf der Annahme, dass Jungen eher raumgreifenderen Sportarten im Turnunterricht nachgehen wollen, kann es vorkommen, dass Mädchen öfter im kleineren und die Jungen im größeren Saal turnen, was eine räumliche Verdrängung der Mädchengruppe aus dem beliebteren Raum darstellt. Wird nun planerisch eingegriffen, indem der kleinere, oft „Gymnastikraum“ genannte Saal mit bspw. Klettergriffen oder anderen unüblichen und abwechslungsreichen „Extras“ ausgestattet wird, gewinnt er neue Attraktivität. Die Hierarchie unter den Räumen kann behoben und die Nutzung ausgeglichen werden. Schüler*innen können sich im Ausüben von raumgreifenden Spielen testen, Spaß daran finden und aufhören, die geschlechtsspezifische Erwartungshaltung zu reproduzieren (Diketmüller/Studer 2007: 28).

3.2.4 Rückzugsräume

Als Orte, an denen sich Mädchen besonders gerne in ihrem Schulgebäude aufhalten, nennen sie vor allem ruhige Räume, in denen es leise und sozialer Rückzug möglich ist, wie bspw. die Bibliothek, der Besprechungsraum der/des Schulsozialarbeiter*in oder Schulpsycholog*in, eine Chillecke (wenn es eine solche gibt) und als besonders relevanten Ort des genderspezifischen Rückzugs die Mädchentoilette, die vor allem in Bestandsschulgebäuden wichtig ist, wo andere Rückzugsräume fehlen (Schreiber 2019). Hier können sie sich besprechen und austauschen, Probleme lösen, sich gegenseitig

trösten und Streit schlichten, aber auch heimlich Aktivitäten nachgehen, die vor dem Rest der Schulgemeinschaft verborgen bleiben sollen wie bspw. rauchen, wild sein, turnen, tanzen und Grimassen machen.

Mädchen (13 Jahre): *„So wie das Schulklo bei den Mädchen, eigentlich. Eine andere Welt. [...] Wie gesagt, die Mädchen, du kannst über deine Probleme mit denen reden. Man bringt dich zum Lachen. Sie geben dir Sachen. Wenn man was braucht. Zum Beispiel, wenn man die Tage hat und alles.“*

Mädchen (13 Jahre): *„Manchmal werden wir dort halt Streit lösen, wenn es um Mädchen geht. Und manchmal geht es auch so. Zum Beispiel. [...] Und wenn jemand zum Beispiel traurig ist, dann können wir sie aufmuntern.“*

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Schultoiletten hauptsächlich dann als Rückzugsräume von Mädchen genutzt werden, wenn andere Räume wie Nischen, Begegnungs- und Kommunikationsräume fehlen. Planerisch könnte dem entgegengewirkt werden, indem die Pausenräume, in Bestandsgebäuden hauptsächlich Gangflächen, kreativ adaptiert werden und Fensternischen, ungenutzte Ecken im Grundriss etc. zu attraktiven Rückzugsorten umgestaltet werden¹² (Derecik 2015: 54).

Auch die Bibliothek wird als Rückzugsraum geschätzt, ist aber während des Schulalltags selten für die Schüler*innen geöffnet. Einige Schüler*innen berichten, dass sie die Bibliothek nur nutzen, um sie im Klassenverband zu besuchen und ein Buch auszuliehen.

4 Perspektiven

Die Ergebnisse dieses qualitativ-empirischen Forschungsprojektes weisen auf spezifische Handlungsfelder für die Gleichberechtigung aller Nutzer*innen eines Schulgebäudes hin und lassen dabei auf die Anforderungen für die gendersensible und inklusive Ausführung öffentlicher Gebäude im Allgemeinen schließen. Gleichzeitig wird deutlich, dass es größtenteils noch an Datenmaterial sowie wissenschaftlichen Texten zu Gender Planning fehlt. Dabei steht die Architektur sowohl in der Theorie als auch in ihrer Praxis vor mehreren Herausforderungen: Wie kann gendersensibles Planen und Bauen ohne Stereotypisierung und Reproduktion binärer Geschlechterkategorien gestaltet werden? Und wie können intersektionale Perspektiven vermehrt in den raumgestalterischen Diskurs eingebracht und vor allem Inklusion, Barrierefreiheit und Gender Planning mehr gemeinsam gedacht werden? Wie am Beispiel der Schularchitektur im Kontext zur Entwicklung des Gender Planning dargestellt wurde, hat der physische Raum genderspezifischen Einfluss auf das Wohlbefinden seiner Nutzer*innen, wobei die an den Raum gestellten Anforderungen individueller, situationsbedingter oder aber gemeinschaftlicher Natur sein können. Partizipation, also die Teilhabe und das Miteinbeziehen der Nutzer*innen in den Planungsprozess, ist eine wichtige Methode für nutzer*innenorientiertes Planen und Bauen und kann auf die individuellen Anforderungen je nach Standort eingehen. Darüber hinaus benötigt es aber verpflichtende Richtli-

12 Eine beispielhafte Umsetzung stellt die Neugestaltung der Korridore 2019 im Schulhaus St. Johann in Basel von ZMIK Studio for Spacial Design dar.

nien¹³, die gendersensibles (Um-)Gestalten vor allem auch von Bestandsgebäuden einfordern und damit eine Basis für die individuelle Ausgestaltung schaffen. Das bedeutet, dass kreative und innovative Lösungen für die gendersensible Umgestaltung und die inklusive Adaptierung von Bestandsgebäuden eine zentrale Rolle im Gender Planning der Zukunft spielen werden, wenn wir gendergerechte, inklusive und diskriminierungsfreie Räume für *alle* fordern.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah (2018 [1960]). Der Raum des Öffentlichen und der Bereich des Privaten. In Jörg Dünne & Stephan Günzel (Hrsg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (S. 420–433). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Baginski, Judith; Müller, Günter; Palzkill, Birgit; Pohl, Frank G. & Scheffel, Heidi (2020). *Diversität im Klassenzimmer. Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in Schule und Unterricht*. Berlin: Cornelsen.
- Böhme, Jeanette (2013). Pädagogische Raumentwürfe. In Joachim Kahlert, Kai Nitsche & Klaus Zierer (Hrsg.), *Räume zum Lernen und Lehren. Perspektiven einer zeitgemäßen Schulraumgestaltung* (S. 133–144). Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Bohnsack, Ralf; Geimer, Alexander & Meuser, Michael (2018). *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (4. Aufl.). Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.36198/9783838587479>
- Brehmer, Ilse & Simon, Gertrud (Hrsg.). (1997). *Geschichte der Frauenbildung und Mädchenerziehung in Österreich*. Graz: Leykam.
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (2019). *Schulfreiräume und Gender: Tools*. Wien. Zugriff am 15. Dezember 2023 unter https://www.bmbwf.gv.at/Themen/schule/schulpraxis/prinz/umweltbildung/sfr_einleitung/sfr_tools.html.
- Burdewick, Ingrid (1999). Schulhofgestaltung und geschlechtsspezifische Raumeignung. In Niedersächsisches Kultusministerium (Hrsg.), *Bewegte Schule. Lernen mit Kopf, Herz und Hand* (S. 27–33). Braunschweig: Bezirksregierung Braunschweig.
- Chang, Tom Y. & Kajackaite, Agne (2019). Battle for the thermostat: Gender and the effect of temperature on cognitive performance. *PLoS ONE*, 14(5), e0216362. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0216362>
- Criado-Perez, Caroline (2020). *Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert* (9. Aufl.). München: btb.
- Denn, Ann-Katrin; Lotz, Miriam; Theurer, Caroline & Lipowsky, Frank (2015). „Prima, Lisa. Richtig“ und „Psst, Max. Hör auf zu stören!“: Eine quantitative Studie zu Unterschieden im Feedbackverhalten von Lehrkräften gegenüber Mädchen und Jungen im Mathematikunterricht des zweiten Schuljahres. *GENDER*, 7(1), 29–47. <https://doi.org/10.3224/gender.v7i1.18155>
- Derecik, Ahmet (2015). *Praxisbuch Schulfreiraum. Gestaltung von Bewegungs- und Ruheräumen an Schulen*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-07300-8>
- Diegmann, Daniel & Schmidt, Melanie (2015). Geschlecht zur Sprache bringen: Performative Hervorbringungen von Geschlecht im Kontext schulischer Geschlechtertrennung. *GENDER*, 7(2), 97–112. <https://doi.org/10.3224/gender.v7i2.19315>
- Dikemüller, Rosa & Studer, Heide (2007). *Schulfreiräume und Geschlechterverhältnisse. Abschlussbericht*. Zugriff am 15. Dezember 2023 unter www.eduresearch.at/fileadmin/DAM/Gegenstandsportale/Gender_und_Bildung/Dateien/ABSCHLUSSBERICHT.pdf.

13 Derzeit handelt es sich bei Gender Planning ausschließlich um empfehlende, also optionale Leitlinien.

- Europarat (1998). *Berichterstattergruppe für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern: Gender Mainstreaming. Konzeptueller Rahmen, Methodologie und Beschreibung bewährter Praktiken*. Schlussbericht über die Tätigkeit der Group of Specialists on Mainstreaming (EG-S-MS). GR-EG (98) 1. Mai 1998. Straßburg.
- Flade, Antje (1993). Kann der Rückzug der Mädchen aus dem öffentlichen Raum verhindert werden? Empirische Forschungsergebnisse und Schlussfolgerungen. In Antje Flade & Beatrice Kustor-Hüttl (Hrsg.), *Mädchen in der Stadtplanung. Bolzplätze – und was sonst?* (S. 23–40). Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Foucault, Michel (2019). *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (21. Aufl.). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Friedrich, Max H. (2008). *Lebensraum Schule. Perspektiven für die Zukunft*. Wien: Überreuter.
- Gershenson, Olga & Penner, Barbara (2009). *Ladies and gents: Public toilets and gender*. Philadelphia: Temple University Press.
- Heinrich-Böll-Stiftung (2022). *Feministische Anforderungen an eine geschlechtergerechte und nachhaltige Stadtentwicklung*. Zugriff am 15. Dezember 2023 unter www.boell.de/sites/default/files/2023-01/inbrief-urbanisierung_de.pdf.
- Hottenträger, Grit (2005). *Geschlechterdifferenzierte Nutzung von Schulhöfen an Nachmittagen – Bausteine für eine mädchengerechte Spielraumplanung*. Geisenheim: Fachhochschule Wiesbaden.
- Jacobi, Juliane (2013). *Mädchen- und Frauenbildung in Europa. Von 1500 bis zur Gegenwart*. Frankfurt/Main: Campus.
- Knoll, Bente & Szalai, Elke (2010). *Gender Planning Impact im geförderten Wohnbau in Niederösterreich*. St. Pölten: Wohnbauforschung Niederösterreich. Zugriff am 15. Dezember 2023 unter www.noe.gv.at/noe/Wohnen-Leben/2173.pdf.
- Kühn, Christian (2012). Vom Haus des Lehrers zum Raum für Teams. In Österreichisches Institut für Schul- und Sportstättenbau (Hrsg.), *Schulbau in Österreich 1996–2011. Wege in die Zukunft* (S. 80–87). Wien, Graz: Neuer Wissenschaftlicher Verlag.
- Kuhlmann, Dörte (2012). *Raum, Macht & Differenz: Genderstudien in der Architektur* (4. Aufl.). Wien: Luftschacht.
- Le Corbusier (1995). *Der Modulor: 1. Darstellung eines in Architektur und Technik allgemein anwendbaren harmonischen Maßes im menschlichen Maßstab*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Lefebvre, Henri (2018 [1974]). Die Produktion des Raums. In Jörg Dünne & Stephan Günzel (Hrsg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften* (9. Aufl., S. 330–342). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2019). *Raumsoziologie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Lorbek, Maja (2020). School Renovation Programme in Vienna. Exploring the Actions of Relevant Social Groups and the Potential for Interpretative Flexibility. In Eva Maria Froschauer, Werner Lorenz, Luise Rellensmann & Albrecht Wiesener (Hrsg.), *Vom Wert des Weiterbauens. Konstruktive Lösungen und kulturgeschichtliche Zusammenhänge* (S. 165–176). Berlin, Boston: Birkhäuser. <https://doi.org/10.1515/9783035622249>
- Mayring, Philipp (2015). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (12. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz.
- Neufert, Ernst (2021 [1936]). *Bauentwurfslehre. Grundlagen, Normen, Vorschriften* (43. Aufl.). Wiesbaden: Springer.
- Riß, Sabina Astrid (2016). „Frauengerechte“ Modellwohnprojekte der 1990er Jahre. Die versuchte Einflussnahme von Frauen als Auftraggeberinnen auf den österreichischen geförderten Wohnbau. Dissertation: TU Wien.
- Rosenberger, Katharina (2023). Räumliche Lern- und Lehrkontexte: Das Klassenzimmer. In Eveline Christof, Michael Holzmayer, Julia Köhler & Johannes Reitingger (Hrsg.), *Profes-*

- sionalisierung im Lehrberuf begleiten. *Perspektiven auf Lernen und Lehren in Schule und Hochschule* (S. 134–150). Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Schreiber, Verena (2019). Schultoilette. In Jürgen Hasse & Verena Schreiber (Hrsg.), *Räume der Kindheit. Ein Glossar* (S. 302–308). Bielefeld: transcript.
- Spirig, Caroline (2023). Die Schule als Möglichkeitsraum. Wenn Pädagogik und Architektur Hand in Hand gehen. *#schuleverantworten*, (1), 54–61. <https://doi.org/10.53349/sv.2023.i1.a306>
- Stadt Wien (2007). *Stadt fair teilen. Gender Mainstreaming in Mariahilf bietet für Frauen und Männer, Mädchen und Burschen gleiche Chancen im Stadtraum* (2. Aufl.). Wien: Leitstelle für Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen, Stadtbaudirektion Wien.
- Stadtentwicklung Wien/MA 18 – Stadtentwicklung und Stadtplanung (2013). *Gender Mainstreaming in der Stadtplanung und Stadtentwicklung*. Wien: Stadt Wien. Zugriff am 15. Dezember 2023 unter www.mobilservice.ch/admin/data/files/mobility_topic_section_file/file/496/gender-mainstreaming_wien.pdf?lm=1567073130.
- Studer, Heide (2002). Mädchenräume – landschaftsplanerische Erfahrungen. In Caroline Kramer (Hrsg.), *FREI-Räume und FREI-Zeiten: Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis* (S. 61–76). Baden-Baden: Nomos.
- Vogl, Susanne (2015). *Interviews mit Kindern führen. Eine praxisorientierte Einführung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Weyland, Beate (2020). *In Beziehung mit Pflanzen leben. Bildungsinhalt Naturbezug*. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. <https://doi.org/10.35468/nAB2020-121>

Zur Person

Carla Schwaderer, Dipl.-Ing., MA, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Architektur und Entwerfen der TU Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gender Planning, Schularchitektur, Partizipation bei Planungsprozessen.

Kontakt: Technische Universität Wien, Institut für Architektur und Entwerfen/Abteilung für Gebäudelehre und Entwerfen & Institut für Kunst und Gestaltung, Karlsplatz 13, 1040 Wien, Österreich

E-Mail: carla.schwaderer@tuwien.ac.at

S. Maryam Fatemi

The influence of grammatical gender on the conceptualization of the world: A systematic literature review

Zusammenfassung

Der Einfluss des grammatikalischen Geschlechts auf die Konzeptualisierung der Welt. Eine systematische Literaturübersicht

Viele aktuelle Studien zu grammatikalischem Geschlecht und sprachlicher Relativität vernachlässigen das Neutrum und reduzieren das Thema auf binäre Geschlechter. Diese Studie unternimmt eine kritische Untersuchung der Forschung des vergangenen Jahrzehnts anhand des PRISMA-Protokolls. Die Ergebnisse zeigen einen deutlichen rückläufigen Trend in der Anzahl der durchgeführten Studien in den letzten vier Jahren und eine Fokussierung auf die Sprachen Deutsch und Englisch. Zudem werden Sprachen mit drei Genera oft ungenau dargestellt, indem das Neutrum ausgeschlossen wird, wodurch Repräsentativität begrenzt wird. Die Auswirkungen betreffen sowohl die Forschung zur sprachlichen Relativität als auch genderrelevante Forschungsbereiche. Die mangelnde Berücksichtigung des Neutrums und der rückläufige Trend in der Anzahl an Studien werfen Bedenken hinsichtlich der Vollständigkeit der aktuellen Forschungsansätze auf und unterstreichen die Notwendigkeit für inklusivere und verfeinerte Methoden in der Zukunft.

Schlüsselwörter

Genus, Linguistische Relativität, Binäres Geschlecht, PRISMA-Protokoll

Summary

Many recent studies on grammatical gender and linguistic relativity overlook the neuter, simplifying the issue to a binary gender system. This study critically and systematically reviews research from the past decade, following the PRISMA protocol. The findings reveal a significant downward trend in the number of studies conducted over the past four years and a bias toward German and English. Additionally, languages with three-gender systems are often inaccurately represented by excluding the neuter, limiting generalizability. These implications affect both research on linguistic relativity and gender-related disciplines. The lack of attention to neuter gender and the recent reduction in the number of studies raise concerns about the comprehensiveness of current research approaches and highlight the need for more inclusive and refined methodologies moving forward.

Keywords

grammatical gender, linguistic relativity, binary gender, PRISMA protocol

1 Introduction

There is a plethora of literature on gender in linguistics, including studies on grammatical gender (Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003; Günthner/Hüpper/Spieß 2012; Hellinger/Bußmann 2002). It is commonly accepted that three grammatical genders exist: masculine, feminine, and neutral (Corbett 1991). However, most studies on gram-



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

grammatical gender published within the last decade ignored the existence of the neutral gender. By doing so, researchers are in danger of reducing the richness of grammatical gender to binary male/female social and biological gender categories. Through a systematic literature review, the present study demonstrates that the above-mentioned binary treatment of grammatical gender is caused to a large extent by the methodologies of the reviewed studies.

In linguistic studies, the category *genus* refers to grammatical gender, which classifies nouns and pronouns as masculine, feminine, or neuter, while *sex* refers to biological sex (Kotthoff/Nübling 2018). Considering Ferdinand de Saussure's semiotic theory (Lagopoulos/Boklund-Lagopoulou 2020), the complexity of studying gender linguistically can be described thus: One challenge is the difficulty in clearly separating the signified¹ concepts associated with genus and sex. While signifiers are clear and functionally represented through pronouns and declensions, indicating genus markers, they also carry cultural and biological associations (signifieds). These connotations can influence the attributes assigned to grammatical genders, as seen with nouns like the sun (*die Sonne*) and the moon (*der Mond*), which reflect broader cultural meanings. This blending of sociocultural and biological connotations complicates the analysis and must be acknowledged as a significant aspect of linguistic studies on genus.

Therefore, gender (genus/sex) and language are closely linked in various ways studied across the disciplines of semiotics, pragmatics, and sociolinguistics (Hellinger 1985; Gorny 1995; Trömel-Plötz 1997; Hellinger/Bußmann 2002; Leaper/Ayres 2007; Newman et al. 2008; Palomares 2008; Günthner/Hüpper/Spieß 2012; Pusch 2014; Acke 2019). Linguistic studies on genus and sex begin with the observation that genus and sex are performed differently across various aspects and levels of communication. In daily social interactions, different characteristics and attributes are ascribed to different biological sexes, treated differently, and often follow stereotypical patterns (Günthner/Hüpper/Spieß 2012: 4).

Furthermore, studies extend beyond the above disciplines to the investigation of the influence of grammatical gender on conceptualization. This research provides evidence that genus plays a crucial role within language systems, shaping the perception of objects (Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003; Cook 2016). Genus initially serves as a linguistic classification but gains contextual meaning through behavioral patterns, socialization, and cultural factors. This contextualization influences how speakers perceive and interact with linguistic gender categories, affecting cognitive frameworks and cultural interpretations (Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003; Cook 2016). Since the emergence of the *linguistic relativity hypothesis* or *Sapir-Whorf hypothesis*, researchers have shifted their focus from the lexeme level to a meta-level of mental representations, exploring how grammatical categories like genus structure thought processes and influence cognitive scaffolds. The linguistic relativity theory goes back to the 19th-century linguistic-philosophical work of Wilhelm von Humboldt. Humboldt's views were further developed in 20th-century empirical research (Mertins 2018). Indeed, advocates of the linguistic relativity principle claim that the grammatical structure of the languages we speak influ-

1 Adapted from Ferdinand de Saussure's distinction between *signifier* (the form a sign takes) and *signified* (the concept it represents). In this context, grammatical gender is the signifier and biological gender is the signified.

ences the way we see, conceptualize, categorize, and speak about the world (Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003; Lucy 1992; Mertins 2018; Slobin 1996; Whorf 2007 [1956]). Thus, genus as a grammatical category expressed differently among languages is a popular aspect in studying the impact of language on worldview.

Genus assigns nouns to specific classes, determined by both semantics and morphological and phonological principles (Alvanoudi 2015). Semantic principles involve direct mapping of biological gender/sex onto genus. For example, in Dravidian languages like Olari, nouns representing male humans are categorized as belonging to one class, and nouns representing female humans and other non-male entities belong to another group (Corbett 1991). On the contrary, morphological and phonological principles found in Russian and other Slavic languages extend beyond semantic distinctions. In Russian, genus is determined not only by semantics but also by morphological factors (Corbett 1991). That is, the genus of the words depends on the concluding consonants of the words (Fatemi 2023). However, genus assignment, though partly rule-based, is mostly arbitrary (Corbett 1991).

Languages form three groups based on this grammatical feature: *genderless languages* (e.g., Farsi, Finnish, Estonian), *natural gender languages* (e.g., English, Swedish, Norwegian), and *grammatical gender languages* (e.g., Spanish, German, French) (Prewitt-Freilino et al. 2011). Various studies have raised the question of whether such differences in the grammatical coding of nouns lead to language-specific conceptualization of the objects. For instance, the expression for *sun* being feminine in German (*die Sonne*), masculine in Spanish (*el sol*), and genderless in English could lead to different mental representations of the word for *sun* among German, Spanish, and English speakers, although all three languages refer to the same biologically sexless object. To this point, studies have found diverging results on the influence of this grammatical feature on our worldview. That is, the outcomes have shown that individuals speaking gendered languages may subconsciously perceive the world with feminine or masculine connotations (e.g., Bender/Beller/Klauer 2016a, 2016b; Kousta et al. 2008). While some studies did not find any influence of grammatical gender on conceptualization (Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2019), a closer examination reveals substantial flaws in their methodology.

This study demonstrates that while the influence of grammatical gender on cognition is recognized, the inconsistent findings as found in the existing research on the influence of genus on cognition are due to significant methodological limitations in those studies. These limitations include failing to account for all genera in languages such as German, particularly the neuter. The author argues that the neuter as a grammatical category (signifier) also carries meaning. For example, in Polish, *dziewczę* (a diminutive form of *dziewczyna* – a girl) is neutral (Maciuszek/Mateusz/Świątkowska 2019), and in German, *das Mädchen* (the girl) is also neutral. This shift in grammatical category can alter conceptualization by presenting diminutive forms through the neuter gender, rather than their expected or typical semantic associations with femininity. Another flaw is replicating previous research designs without accounting for their limitations. Such methodological shortcomings can lead to a defective understanding of the relationship between genus and cognition.

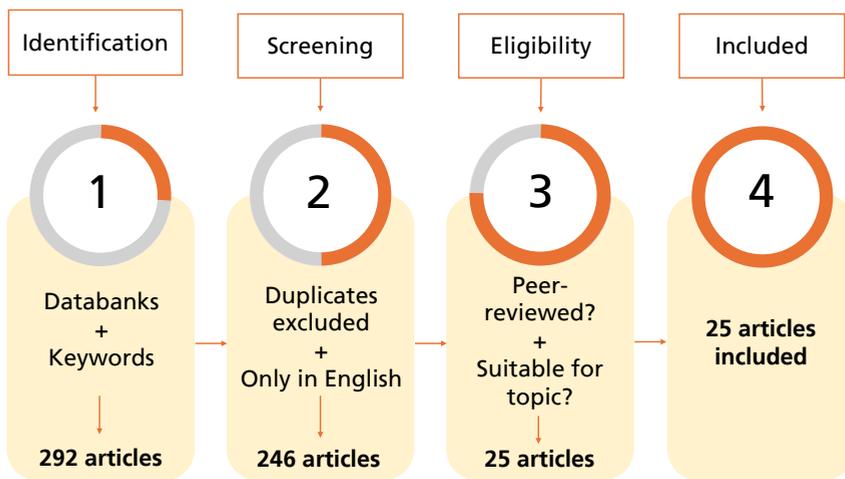
To demonstrate the flawed methodologies, the current study looks critically at 1) the examined languages linguistically in terms of the underlying genus system and

2) research designs used to show the relation between genus and mental representations of the objects. This knowledge can guide future studies to better answer the question of whether genus truly impacts cognition.

2 Method

The initial search was based on the four stages of identification, screening, eligibility, and inclusion outlined in the PRISMA guidelines (Preferred Reporting Items for Systematic Reviews and Meta-Analyses) (Moher et al. 2015). The keywords *genus and linguistic relativity*, *grammatical gender and Sapir-Whorf hypothesis*, *grammatical gender and cognition*, and *grammatical gender and conceptualization* for peer-review in English published between 2013 and 2023 yielded a total of 292 articles. Articles were selected from Google Scholar, Web of Science, Scopus, Eric, and Science Direct. 46 articles addressed the topic of sex from political or societal perspectives and were removed. After compiling the list of articles, the abstracts were analyzed to identify papers specifically examining the impact of gender on the conceptualization level.² This left the researcher with a total of 25 articles for the final analysis. Figure 1 shows the PRISMA guidelines for paper selection:

Figure 1: Flow diagram of searched, screened, and selected studies



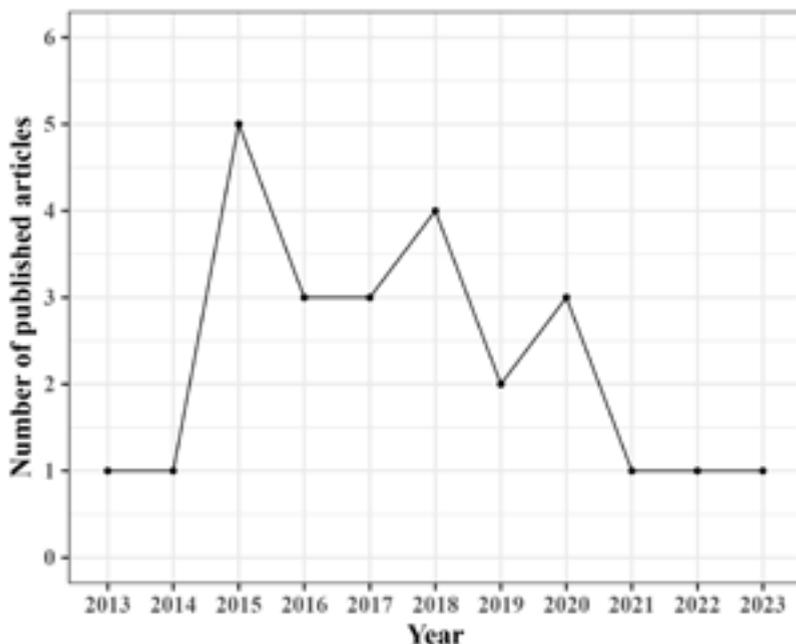
Source: Adapted from and inspired by Newmann et al. (2019).

² In conducting the literature search, duplicate articles were identified and removed through a comprehensive process, ensuring that each unique study was accepted only once across the various databases.

3 Results and discussion

Examination of articles on linguistic relativity with a focus on genus published between 2013 and 2023 yielded the following distribution:

Figure 2: Distribution of published articles within the last ten years



Source: Data compiled from the articles included in this systematic review of research studies published between 2013 and 2023.

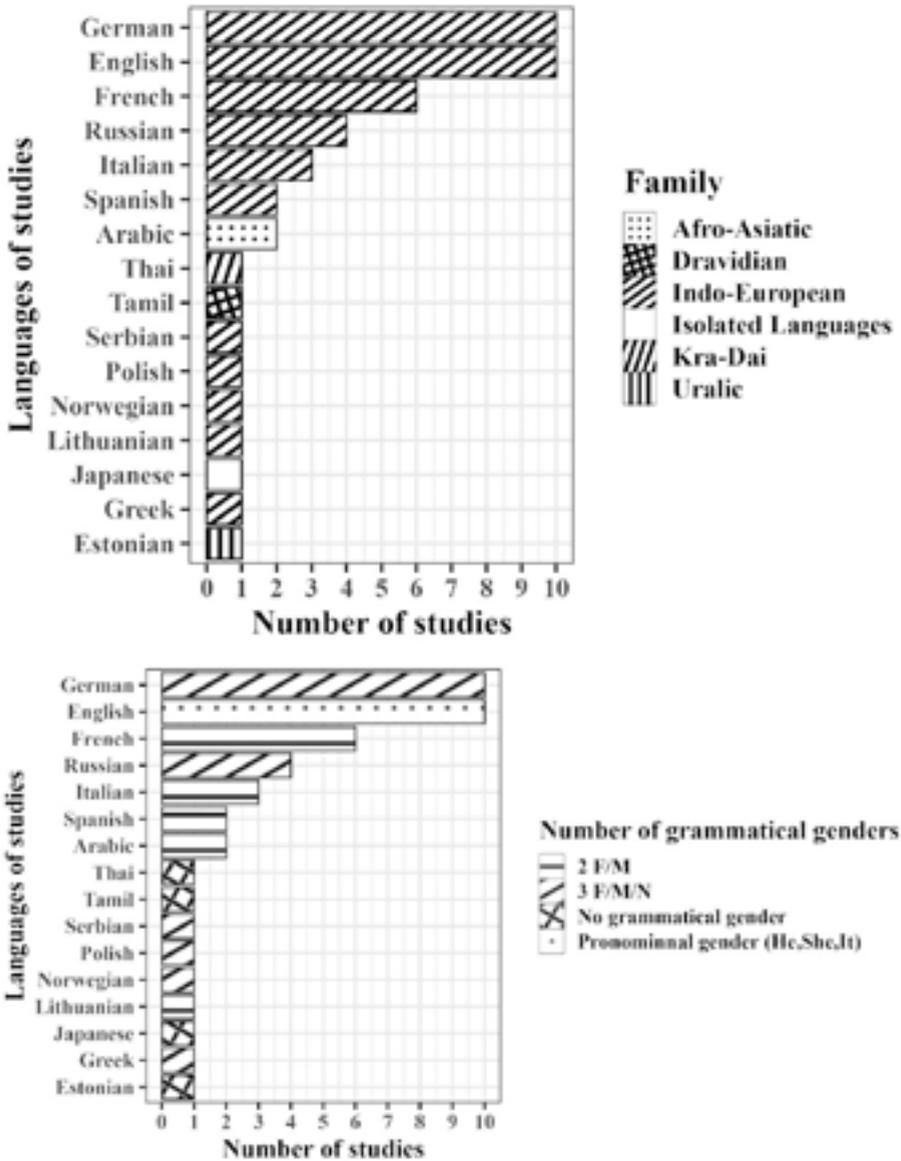
There was a notable increase in published articles in 2015, a decline in 2016–2017, and a resurgence in 2018. This pattern from 2015 to 2018 is also seen from 2018 to 2020, though with fewer publications. Overall, a downward trend from 2015 to 2023 indicates limitations in current methodologies for demonstrating the influence of genus on worldview. This trend, coupled with the continued use of ineffective or conflicting research designs, highlights the need for researchers to refine their approaches and avoid methodological repetition. Reassessing research designs is crucial for advancing understanding in this field. Key information from these 25 articles is summarized in Appendix A.

3.1 Which languages were examined?

This review identifies languages studied within the linguistic relativity framework over the past decade and examines their genus assignments. Understanding these variations is crucial for assessing the generalizability of findings on the conceptualization of reality under linguistic relativity and illustrating the variations in genus distinctions across lan-

guages. Figure 3 illustrates the languages studied within the linguistic relativity framework, their respective language families, the number of genus distinctions they exhibit, and the number of studies conducted on each language in the last decade.

Figure 3: Overview of languages of studies: Distribution by language families, article counts, and grammatical gender



Source: Data compiled from the articles included in this systematic review of research studies published between 2013 and 2023.

As shown in figure 3, these 25 studies cover only 16 languages. According to Hammarström/Haspelmath/Bank (2022), these languages—German, English, French, Italian, Spanish, Russian, Norwegian, Polish, Serbian, Lithuanian, Greek, Arabic, Tamil, Estonian, Thai, and Japanese—belong to just six of 100 language families, with limited representation from others. 15 are from Indo-European, Afro-Asiatic, Dravidian, Uralic, and Kra-Dai families, and Japanese is an isolate, each reflecting different genus systems (Fatemi 2023). Over the past decade, German and English have been the most studied Indo-European languages in this field, each examined in ten studies on the effect of gender on cognition (e.g., Imai et al. 2013; Bender/Beller/Klauer 2016a, 2016b; Cook 2016; Pavlidou/Alvanoudi 2019; Sato/Anthanasopoulos 2018; Gygax et al. 2021). German's high research interest is attributed to its complex grammatical structure and prominence in Europe (Kotthoff/Nübling 2018). French and Russian follow, with six and four studies respectively (e.g., Lambelet 2015; Speed/Majid 2019; Thongniam/Prasithratsint 2020).

Nonetheless, figure 3 illustrates that few publications study linguistic relativity in other languages. For instance, merely five articles have studied the relativity hypothesis in Italian and Arabic combined (Vernich/Argus/Kamandulyté-Merfeldiené 2017; Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2018; Bin Dawood/Sen/Wu 2020; AlSabbagh 2023; Vernich 2017). For Estonian, Greek, Japanese, Lithuanian, Norwegian, Polish, Serbian, Spanish, Tamil and Thai there is only one article per language (Imai et al. 2013; Vuksanović/Bjekić/Radivojević 2014; Beller et al. 2015; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Pavlidou/Alvanoudi 2019; Vernich 2017; Vernich/Argus/Kamandulyté-Merfeldiené 2017; Incera et al. 2018; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019; Thongniam/Prasithratsint 2020). These findings underscore the existing gap in the literature and emphasize the need for further investigation in this linguistic context.

Regarding genus distinctions, the languages mentioned in figure 3 vary substantially. German, Polish, Russian, Greek, Norwegian, and Serbian feature a three-genus system (masculine, feminine, neuter), while Italian, Spanish, French, Lithuanian, and Arabic use a two-genus system (feminine, masculine). English alone belongs to the category of natural gender languages, where pronouns like *he* and *she* indicate the sex of the referent entity. Additionally, Estonian, Japanese, Thai, and Tamil are classified as genderless languages, lacking grammatical gender markers for all human or nonhuman nouns (Corbett 1991).

This review aims to determine if studies on languages with a three-genus system adequately addressed the neuter. Neglecting the neuter genus biases results toward a binary understanding, reinforcing social norms. Of 25 reviewed studies, 16 examined languages with a three-genus system; however, ten excluded neuter gender analysis in German, Polish, Norwegian, and Serbian (Beller et al. 2015; Bender/Beller/Klauer 2016a, 2016b; Gygax et al. 2021; Imai et al. 2013; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019; Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2018; Speed/Majid 2019; Vernich 2017; Vuksanović/Bjekić/Radivojević 2014). Only six articles included neuter genus stimuli in German, Greek, and Russian (Pavlidou/Alvanoudi 2019; Bender/Beller/Klauer 2018; Cook 2016; Nicoladis/Da Costa/Foursha-Stevenson 2015; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Vernich 2017), with Bender/Beller/Klauer (2018) stressing the need to include the neuter and consider the full spectrum of genus categories for a comprehensive understanding

of language's influence on cognition. However, their study restricted participants to binary gender decisions, a critical limitation.

This study found that, over the past decade, research on linguistic relativity and grammatical gender has been limited to only 16 languages. Findings from this sample may not generalize to a broader range of world languages (Hammarström/Haspelmath/Bank 2022; Fatemi 2023). Recent investigations have primarily emphasized Indo-European languages, particularly German and English. However, studies on languages with three genera often dismiss the existence of the third neuter genus and focus on associations between feminine and masculine genders within a binary sex framework instead. Consequently, gender studies within the relativity framework may lack complete inclusiveness and generalizability, potentially leading to an incomplete understanding of how language reflects and shapes societal perceptions of gender.

These findings have significant implications for gender studies. Firstly, excluding the neuter in studies on languages with three genera may lead to an incomplete understanding of gender systems and narrow interpretations of gender representation in language. Secondly, restricting gender studies to binary frameworks may overlook the richness and complexity of genus expressions across diverse linguistic systems.

3.2 Research design employed

This section will focus on participant selection and data collection methods, adhering to the PRISMA protocol.

The 25 studies can be categorized into two groups: 14 focusing on monolingual speakers and eleven on bilingual speakers. The latter investigated how genera in both first (L1) and second (L2) languages influence conceptualization.

Eleven of the examined articles explored bilingualism's impact on cognition, focusing on native speakers of various languages with mostly English as their L2 (Beller et al. 2015; Lambelet 2015; Nicoladis/Da Costa/Foursha-Stevenson 2015; Samuel/Roehr-Brackin/Roberson 2015; Cook 2016; Vernich 2017; Sato/Athanasopoulos 2018; Speed/Majid 2019; Sato/Casaponsa/Athanasopoulos 2020; Bin Dawood/Sen/Wu 2020; White/Cunningham/Zampini 2022). In these studies, proficiency levels in the second language were assessed using the Oxford Placement Test, a pre-self-rated questionnaire, or LEAP-Q (Marian/Blumenfeld/Kauschanskaya 2007). Among these studies, Lambelet (2015), Cook (2016), and Vernich (2017) stand out for investigating the influence of learning a second language with a distinct genus system on bilingual processing and categorization. Lambelet examined 282 Erasmus students with diverse linguistic backgrounds learning French as a second language, including speakers whose first languages lack grammatical gender. Participants' French proficiency ranged from A1 to C1 levels, assessed using CEFR descriptors. Cook examined 32 advanced-level Russian speakers learning English, all of whom were graduate students not enrolled in ESL classes during the experiment. They were compared with 24 English native speakers who had no significant experience learning a gendered language, serving as monolingual controls. Vernich recruited four groups of Lithuanian speakers (n=128) majoring in philology at the University of Kaunas (VDU) and Vilnius University (VU). The study focused on English and additional languages like Italian, Russian, and German.

White/Cunningham/Zampini (2022) and Speed/Majid (2019) conducted investigations into the influence of genus on odor perception. Investigating the hypothesis that genus may exert automatic and implicit effects in this domain, White/Cunningham/Zampini explored how bilingualism in a gendered language influences gender/sex assignments to odorants. Speed/Majid further investigated grammatical gender's impact on odor perception by exploring how German-English, German-Dutch, and French-English participants memorized descriptions that either matched or mismatched the odor's genus in a description task.

The final two studies that recruited bilingual participants adopted a somewhat distinct approach (Beller et al. 2015; Nicoladis/Da Costa/Foursha-Stevenson 2015). Beller et al. investigated 107 Norwegian participants, examining two language varieties spoken in Norway, denoted as Nynorsk and Bokmål, which feature distinct genus-marking systems. The study aimed to explore how two linguistic varieties spoken within a single cultural context impact the dynamic interplay between language, cognition, and culture. Nicoladis/Da Costa/Foursha-Stevenson investigated how Russian, a gendered language, affects toy classification among 20 Canadian-born preschool bilinguals aged three years, two months to six years, three months in a Russian-English context. These children, exposed to Russian by at least one parent, had their language proficiency assessed by their parents. The study also compared their results with those of 14 English monolingual adults raised in Canada to explore cultural influences on toy classification. However, criticism has been raised about comparing children and adults due to their differing developmental stages (De Houwer 2009: 19–51).

From the 14 studies investigating the influence of genus on cognition in monolingual contexts, two groups emerge: the first, represented by two articles (Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2018; Gygax et al. 2021), utilized alternative research approaches without direct human participant involvement; the second, encompassing twelve studies, involved monolingual speakers of various languages (Imai et al. 2013; Vuksanović/Bjekić/Radivojević 2014; Samuel/Roehr-Brackin/Roberson 2015; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Bender/Beller/Klauer 2016a, 2016b; Pavlidou/Alvanoudi 2019; Vernich/Argus/Kamandulyté-Merfeldiené 2017; Incera et al. 2018; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019; Thongniam/Prasithratsint 2020; AlSabbagh 2023).

Montefinese/Ambrosini/Roivainen (2018) collected normative data from Schmidtke and colleagues' (2014) German affective norms (as cited in Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2018: 6) and 1.121 Italian words from the Italian adaptations of ANEW (Fairfield et al. 2017; Montefinese et al. 2013a, 2014b, as cited in Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2018: 6) in Italian and German, while Gygax et al. (2021) conducted experiments on French, German, and English to explore semantic ambiguities of masculine forms, aligning their findings with previous research.

Five out of the eleven studies on monolingual participants recruited German participants, either solely or with speakers of Greek, Japanese, and Tamil (Imai et al. 2013; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Bender/Beller/Klauer 2016a, 2016b; Pavlidou/Alvanoudi 2019).

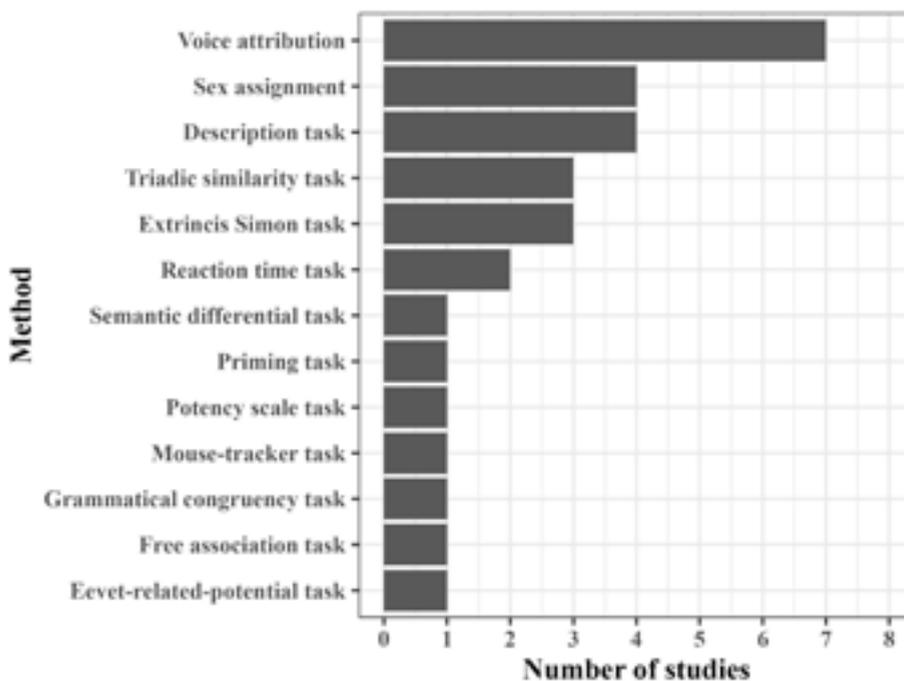
Vernich/Argus/Kamandulyté-Merfeldiené (2017) opted for Estonian as a less-studied language within the relativity framework, comparing it to Lithuanian and Italian. Moreover, Incera et al. (2018) examined how genus in Spanish influences conceptual

representations of musical instruments compared to English, involving 26 Spanish and 26 English monolinguals. In another study, Thongniam/Prasithrathsint (2020) investigated the influence of genus on cognition with a smaller cohort of twelve Russian and Thai participants each.

The last three articles (Vuksanović/Bjekić/Radivojević 2014; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019; AlSabbagh 2023) examined the impact of genus on the cognition of native speakers in Serbian, Polish, and Arabic, respectively.

Next, this study categorized the methodologies of the studies, as outlined in figure 4. After examining the tasks in the 25 studies, one was excluded due to focusing on literature review rather than using psycholinguistic methods (Gygax et al. 2021).

Figure 4: Summary of methods employed in reviewed articles



Source: Data compiled from the articles included in this systematic review of research studies published between 2013 and 2023.

As shown in figure 4, voice attribution was the predominant method used, either alone or with other approaches. Beller et al. (2015), Bender/Beller/Klauer (2016a), Bin Dawood/Sen/Wu (2020), Lambelet (2015), Maciuszek/Polak/Świątkowska (2019), Vernich (2017), and Vernich/Argus/Kamandulyté-Merfeldiené (2017) adopted this method, instructing participants to attribute a female or male voice to objects. Notably, three of these studies examined languages with three genera. However, this method warrants criticism as it explicitly prompts binary gender assignments, overlooking the neuter genus in languages like German, Polish, and Russian. This reveals a bias towards a

gender-binary framework, neglecting the nuances of languages with multiple genus categories and potentially undermining the study’s purpose.

Description tasks are the second most used method, appearing in four studies either alone or together with other methods (Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Speed/Majid 2019; Vuksanović/Bjekić/Radivojević 2014; White/Cunningham/Zampini 2022). In these tasks, participants provide the first three adjectives that come to mind to describe an object or odor. A separate group then determines if these adjectives are perceived as feminine or masculine (Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003: 69). Critically, this method neglects the neuter genus in studies involving languages like Serbian and German (Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Vuksanović/Bjekić/Radivojević 2014). This exclusion skews the analysis toward a binary feminine-masculine framework, undermining the primary goal of linguistic relativity: to understand how grammatical features shape reality (Whorf 2007 [1956]).

Sex assignment, the Extrinsic Affective Simon Task (EAST), and the Triad Similarity Task are the third most common methods, each used in three studies (Imai et al. 2013; Nicoladis/Da Costa/Foursha-Stevenson 2015; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Pavlidou/Alvanoudi 2019; Bender/Beller/Klauer 2016a, 2016b, 2018; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019; Thongniam/Prasithratsint 2020). Sex assignment, where participants determine the sex of the stimulus, faces criticism for potentially yielding unrealistic results, especially in German, Greek, and Russian contexts (Pavlidou/Alvanoudi 2019; Imai et al. 2013; Nicoladis/Da Costa/Foursha-Stevenson 2015). In EAST, stimuli on an LCD screen include colors like black, blue, or green and are accompanied by a definite article relevant to the language (e.g., *der*, *die*, or *das* in German). Each color scheme represents a specific category, such as male/female in black and distractors in blue and green, positioned in the bottom corners of the screen. Participants categorize the stimuli by pressing a key for correct and incorrect judgments. Figure 5 shows an example of an EAST adapted from Bender/Beller/Klauer (2016a).

Figure 5: Four examples of Extrinsic Simon Task

Example 1 Basic Category CONGRUENT ANIMATEAS Color: black	Example 2 Reference Category CONGRUENT ANIMATEAS Color: green or blue	Example 3 Target Category GENERIC ANIMATEAS Color: green or blue	Example 4 Target Category NON- ANIMATEAS Color: green or blue
Tante	<u>Onkel</u>	Ziege	Löffel
female green male blue	female green male blue	female green male blue	female green male blue
Decision: biological sex X	Decision: color X	Decision: color X	Decision: color X

Source: Adapted from Bender/Beller/Klauer (2016a).

Triadic Similarity Judgment involves groups of three words where two share the same genus and the third differs. Participants judge the similarity of each triad (Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Thongniam/Prasithratsint 2020).

Among studies using EAST and Triadic Similarity Judgment, only Bender/Beller/Klauer (2018), Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen (2015), and Thongniam/Prasithratsint (2020) included neuter stimuli. Notably, Bender/Beller/Klauer (2018) is the only recent study to intentionally balance neuter stimuli with feminine and masculine ones. Bender/Beller/Klauer (2018) used grammatically neuter generic animate words in German (e.g., *Krokodil*³, *Kätzchen*⁴) for their EAST task but instructed participants to categorize stimuli as only female/male or blue/green. This approach limits participants by framing stimuli strictly within a binary sex context, despite including neuter genus. Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen (2015) and Thongniam/Prasithratsint (2020) included neuter items, but fewer than feminine and masculine items. In these studies, participants categorized neuter stimuli based on perceptions of femininity and masculinity.

In addition, seven approaches were used in only one study each, while the reaction time task appeared in two studies (Cook 2016; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019). These approaches include the potency scale, semantic differential, grammatical congruency, event-related potential, free association, mouse tracking, and priming (AlSabbagh 2023; Incera et al. 2018; Montefinese/Ambrosini/Roivainen 2018; Samuel/Roehr-Brackin/Roberson 2015; Sato/Casaponsa/Athanasopoulos 2020; Sato/Athanasopoulos 2018; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015). Although used less frequently, these methods highlight the diverse approaches to exploring linguistic relativity and grammatical gender in psycholinguistics. Researchers using the potency scale and free-association approach included the neuter gender. Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen (2015) employed a potency scale but did not maintain an equal number of stimuli for each genus in German. In contrast, Cook (2016) used a free-association task to examine the neuter third-person singular pronoun in Russian and English, comparing bilingual speakers and monolingual English controls and found no significant differences in processing costs under neutral conditions.

As pointed out, this systematic literature review examined peer-reviewed articles published in English between 2013 and 2023, focusing on grammatical gender's influence on sex representation and bias in gendered languages. Using the PRISMA protocol (Moher et al. 2015), the review elucidates participant selection criteria and methodologies employed across the articles.

The impact of genus on conceptual representation ties into the broader debate on language's influence on thought. Linguistic relativity suggests that grammar shapes perspectives. Researchers studying this look for evidence of genus affecting cognitive processes like categorization, memory etc. (Vernich 2017; Maciuszek/Polak/Świątkowska 2019).

The analysis of the 25 studies found that researchers selected either bilingual or monolingual participants, with eleven studies focusing on bilinguals. It is crucial to differentiate between bilingualism and foreign language learning. Bilingualism involves

3 English translation: *crocodile*.

4 English translation: *kitten*.

growing up with two languages, acquiring a second through migration, or learning it institutionally with significant exposure to both. In contrast, foreign language learning occurs in educational settings or for personal interest (Delucchi/Mertins 2018). Bilingualism can be categorized by usage frequency, acquisition type, and proficiency (Delucchi/Mertins 2018). Oversights in participant recruitment, such as those in Cook (2016), Lambelet (2015), and Vernich (2017), illustrate this issue. Lambelet (2015) included Erasmus students with varying French proficiency, Cook (2016) grouped graduate students as Russian-English bilinguals despite differing proficiency levels, and Vernich (2017) examined Lithuanian philology students with varied language exposure. Such recruitment practices lead to inaccurate results, as genuine bilingualism requires substantial contact and experience with both languages.

As shown in figure 4, most studies used similar methods, like voice attribution, description, EAST, sex assignment, and triadic similarity tasks, with voice attribution being the most common. However, there is a critical issue with methods that explicitly instruct participants to assign female or male voices. Such methods reveal the experiment's objective, which may bias results and prevent interpreting them as unconscious effects of grammatical gender. Similar concerns apply to methods like sex assignment and description, where tasks involve a binary gender spectrum, affecting performance or the assignment of binary genders to adjectives. Notably, among the 25 studies reviewed, only seven used entirely distinct tasks.

Of the 16 studies examining languages with three genera (German, Polish, Russian, and Serbian), only four included the neuter in their analysis (Bender/Beller/Klauer 2018; Cook 2016; Sedlmeier/Tipandjan/Jänchen 2015; Thongniam/Prasithrathsint 2020). Notably, Bender/Beller/Klauer (2018) uniquely included an equal number of neuter stimuli in German, matching the quantities of feminine and masculine stimuli. However, the EAST task in these studies required participants to categorize neutral items as either feminine or masculine. Cook (2016) is notable for testing the neutral third-person singular pronoun in both Russian and English.

Overall, the studies from the past decade are limited to a narrow set of languages and use tasks that fail to capture the unconscious effects of genus on conceptualization. Consequently, their findings lack generalizability to most languages and do not support the relativity hypothesis.

The current study results have serious implications for both theory and practice. Theoretically, it is crucial to broaden the range of languages studied and refine current methods while developing new approaches beyond those identified in the literature. Practically, researchers should be cautious when interpreting results from established procedures and avoid generalizing binary genus concepts to languages with different gender systems including those marking neuter genus.

Conclusion

This review examined the impact of genus on cognition within the relativity framework. It revealed a downward trend in the number of studies conducted over the past four years and a focus on few languages, with a bias toward German and English. Studies

often misrepresented three-genus systems by excluding the neuter or forcing binary sex categorization. Future research should improve theoretical and methodological approaches by broadening linguistic diversity and refining existing methods.

References

- Acke, Hanna (2019). Sprachwandel durch feministische Sprachkritik. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 49(2), 303–320. <https://doi.org/10.1007/s41244-019-00135-1>
- AlSabbagh, Zainab Abdulaziz (2023). Grammatical Gender & Linguistic Relativity: Does the Grammatical Gender Native Arabic Speakers Assign Neutral Nouns Affect How They Perceive Them? *European Journal of Foreign Language Teaching*, 7(1). <https://doi.org/10.46827/ejfl.v7i1.4673>
- Alvanoudi, Angeliki (2015). *Grammatical Gender in Interaction: Cultural and Cognitive Aspects*. Leiden: Brill.
- Beller, Sieghard; Brattebø, Karen; Lavik, Kristina; Reigstad, Raket & Bender, Andrea (2015). Culture or Language: What Drives Effects of Grammatical Gender? *Cognitive Linguistics*, 26(2), 331–359. <https://doi.org/10.1515/cog-2014-0021>
- Bender, Andrea; Beller, Sieghard & Klauer, Karl (2016a). Crossing Grammar and Biology for Gender Categorization: Investigating the Gender Congruency Effect in Generic Nouns for Animates. *Journal of Cognitive Psychology*, 28(5), 530–558. <https://doi.org/10.1080/20445911.2016.1148042>
- Bender, Andrea; Beller, Sieghard & Klauer, Karl (2016b). Lady Liberty and Godfather Death as Candidates for Linguistic Relativity? Scrutinizing the Gender Congruency Effect on Personified Allegories with Explicit and Implicit Measures. *Quarterly Journal of Experimental Psychology*, 69(1), 48–64. <https://doi.org/10.1080/17470218.2015.1021701>
- Bender, Andrea; Beller, Sieghard & Klauer, Karl (2018). Gender Congruency from a Neutral Point of View: The Roles of Gender Classes and Conceptual Connotations. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 44(10), 1580–1608. <https://doi.org/10.1037/xlm0000534>
- Bin Dawood, Abdullah; Sen, Maya & Wu, Yan Jing (2020). Linguistic Relativity: Object Categorisation Differences between Arabic and English Speakers. *Jurnal Psikologi Malaysia*, 34(4), 14–32.
- Boroditsky, Lera; Schmidt, Lauren & Phillips, Webb (2003). Sex, Syntax and Semantics. In Dedre Gentner & Susan Goldin-Meadow (eds.), *Language in Mind: Advances in the Study of Language and Thought* (pp. 61–79). Boston: Boston Review.
- Cook, Svetlana (2016). Gender Matters: From L1 Grammar to L2 Semantics. *Bilingualism: Language and Cognition*, 21(1), 13–31. <https://doi.org/10.1017/s1366728916000766>
- Corbett, Greville (1991). *Gender*. Cambridge: Cambridge University Press.
- De Houwer, Annick (2009). *Bilingual First Language Acquisition*. Bristol: Multilingual Matters.
- Delucchi, Renate & Mertins, Barbara (2018). Psycholinguistische Grundlagen der Inklusion: Schwerpunkt Bilingualismus. In Stephan Hußmann & Barbara Welzl (eds.), *DoProfil – Das Dortmunder Profil für inklusionsorientierte Lehrerinnen- und Lehrerbildung* (pp. 161–178). Münster: Waxmann.
- Fatemi, Maryam (2023). Synchronic Overview of Grammatical Gender Marking in Indo-European Languages. In Barbara Mertins & Renate Delucchi Danhier (eds.), *Diversity in Cognition* (pp. 13–60). Berlin: Peter Lang.
- Gorny, Hildegard (1995). Feministische Sprachkritik. In Georg Stötzel & Martin Wengeler (eds.), *Kontroverse Begriffe: Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs*

- in der Bundesrepublik Deutschland (pp. 517–562). Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110881660.517>
- Günthner, Susanne; Hüpper, Dagmar & Spieß, Constanze (2012). *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin: De Gruyter.
- Gygax, Pascal; Sato, Sayaka; Öttl, Anton & Gabriel, Ute (2021). The Masculine Form in Grammatically Gendered Languages and its Multiple Interpretations: A Challenge for Our Cognitive System. *Language Sciences*, 83, 101328. <https://doi.org/10.1016/j.langsci.2020.101328>
- Hammarström, Harald; Forkel, Robert; Haspelmath, Martin & Bank, Sebastian (2022). *Glottolog 4.6*. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. <https://doi.org/10.5281/zenodo.6578297>
- Hellinger, Marlis (ed.). (1985). *Sprachwandel und Feministische Sprachpolitik: Internationale Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-83937-4>
- Hellinger, Marlis & Bußmann, Hadumod (2002). *Gender Across Languages: The Linguistic Representation of Women and Men*. Amsterdam: Benjamins. <https://doi.org/10.1075/impact.11>
- Imai, Mutsumi; Schalk, Lennart; Saalbach, Henrik & Okada, Hiroyuki (2013). All Giraffes Have Female-specific Properties: Influence of Grammatical Gender on Deductive Reasoning About Sex-specific Properties in German Speakers. *Cognitive Science*, 38(3), 514–536. <https://doi.org/10.1111/cogs.12074>
- Incera, Sara; McLennan, Conor; Stronsick, Lisa & Zetzer, Emily (2018). Is Tuba Masculine or Feminine? The Timing of Grammatical gender. *Mind & Language*, 34(5), 667–680. <https://doi.org/10.1111/mila.12223>
- Kotthoff, Helga & Nübling, Damaris (2018). *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Kousta, Stavroula-Thaleia; Vinson, David & Vigliocco, Gabriella (2008). Investigating Linguistic Relativity Through Bilingualism: The Case of Grammatical Gender. *Journal of Experimental Psychology: Learning, Memory, and Cognition*, 34(4), 843–858. <https://doi.org/10.1037/0278-7393.34.4.843>
- Lambelet, Amelia (2015). Second Grammatical Gender System and Grammatical Gender-linked Connotations in Adult Emergent Bilinguals with French as a Second Language. *International Journal of Bilingualism*, 20(1), 62–75. <https://doi.org/10.1177/1367006915576832>
- Leaper, Campbell & Ayres, Melanie (2007). A Meta-analytic Review of Gender Variations in Adults' Language Use: Talkativeness, Affiliative Speech, and Assertive Speech. *Personality and Social Psychology Review*, 11(4), 328–363. <https://doi.org/10.1177/1088868307302221>
- Lagopoulos, Alexandros & Boklund-Lagopoulou, Karin (2020). *Theory and Methodology of Semiotics: The Tradition of Ferdinand de Saussure*. Berlin: De Gruyter.
- Lucy, John Arthur (1992). *Language Diversity and Thought: A Reformulation of the Linguistic Relativity Hypothesis*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Maciuszek, Józef; Polak, Mateusz & Świątkowska, Natalia (2019). Grammatical Gender Influences Semantic Categorization and Implicit Cognition in Polish. *Frontiers in Psychology*, 10. <https://doi.org/10.3389/fpsyg.2019.02208>
- Marian, Viorica; Blumenfeld, Henrike & Kaushanskaya, Margarita (2007). The Language Experience and Proficiency Questionnaire (LEAP-Q): Assessing Language Profiles in Bilinguals and Multilinguals. *Journal of Speech, Language, and Hearing Research*, 50(4), 940–967. [https://doi.org/10.1044/1092-4388\(2007\)067](https://doi.org/10.1044/1092-4388(2007)067)
- Mertins, Barbara (2018). *Sprache und Kognition: Ereigniskonzeptualisierung im Deutschen und Tschechischen*. Berlin: De Gruyter.
- Moher, David; Shamseer, Larissa; Clarke, Mike; Ghersi, Davina; Liberati, Alessandro; Petticrew, Mark; Shekelle, Paul; Stewart, Lesley & PRISMA-P Group (2015). Preferred Reporting Items for Systematic Review and Meta-analysis Protocols (PRISMA-P) 2015 Statement. *Systematic Reviews*, 4(1). <https://doi.org/10.1186/2046-4053-4-1>

- Montefinese, Maria; Ambrosini, Ettore & Roivainen, Eka (2018). No Grammatical Gender Effect on Affective Ratings: Evidence from Italian and German Languages. *Cognition and Emotion*, 33(4), 848–854. <https://doi.org/10.1080/02699931.2018.1483322>
- Newman, Alexander; Round, Heather; Wang, Shuanglong & Mount, Matthew (2019). Innovation Climate: A Systematic Review of the Literature and Agenda for Future Research. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 93(1), 73–109. <https://doi.org/10.1111/joop.12283>
- Newman, Matthew; Groom, Carla; Handelman, Lori & Pennebaker, James (2008). Gender Differences in Language Use: An Analysis of 14,000 Text Samples. *Discourse Processes*, 45(3), 211–236. <https://doi.org/10.1080/01638530802073712>
- Nicoladis, Elena; Da Costa, Natalie & Foursha-Stevenson, Cassandra (2015). Discourse Relativity in Russian-English Bilingual Preschoolers' Classification of Objects by Gender. *International Journal of Bilingualism*, 20(1), 17–29. <https://doi.org/10.1177/1367006915576826>
- Palomares, Nicholas (2008). Explaining Gender-based Language Use: Effects of Gender Identity Salience on References to Emotion and Tentative Language in Intra- and Intergroup Contexts. *Human Communication Research*, 34(2), 263–286. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2958.2008.00321.x>
- Pavidou, Theodossia-Soula & Alvanoudi, Angeliki (2019). Conceptualizing the World as “Female” or “Male”: Further Remarks on Grammatical Gender and Speakers' Cognition. *Selected Papers of ISTAL*, 23, 317–332. <https://doi.org/10.26262/istal.v23i0.7351>
- Prewitt-Freilino, Jennifer; Caswell, T. Andrew & Laakso, Emmi (2011). The Gendering of Language: A Comparison of Gender Equality in Countries with Gendered, Natural Gender, and Genderless Languages. *Sex Roles*, 66(3–4), 268–281. <https://doi.org/10.1007/s11199-011-0083-5>
- Pusch, Luise (2014). *Gerecht und Geschlecht: Neue Sprachkritische Glossen*. Göttingen: Wallstein.
- Samuel, Steven; Roehr-Brackin, Karen & Roberson, Debi (2015). “She says, he says”: Does the Sex of an Instructor Interact with the Grammatical Gender of Targets in a Perspective-taking Task? *International Journal of Bilingualism*, 20(1), 40–61. <https://doi.org/10.1177/1367006915576831>
- Sato, Sayaka & Athanasopoulos, Panos (2018). Grammatical Gender Affects Gender Perception: Evidence for the Structural-feedback Hypothesis. *Cognition*, 176, 220–231. <https://doi.org/10.1016/j.cognition.2018.03.014>
- Sato, Sayaka; Casaponsa, Aina & Athanasopoulos, Panos (2020). Flexing gender perception: Brain potentials reveal the cognitive permeability of grammatical information. *Cognitive Science*, 44(9). <https://doi.org/10.1111/cogs.12884>
- Sedlmeier, Peter; Tipandjan, Arun & Jänchen, Anastasia (2015). How Persistent are Grammatical Gender Effects? The Case of German and Tamil. *Journal of Psycholinguistic Research*, 45(2), 317–336. <https://doi.org/10.1007/s10936-015-9350-x>
- Slobin, Dan Isaac (1996). From “Thought and Language” to “Thinking for Speaking”. In John Gumperz & Stephen Levinson (eds.), *Rethinking Linguistic Relativity* (pp. 70–96). Cambridge: Cambridge University Press.
- Speed, Laura & Majid, Asifa (2019). Linguistic Features of Fragrances: The Role of Grammatical Gender and gender associations. *Attention, Perception, & Psychophysics*, 81(6), 2063–2077. <https://doi.org/10.3758/s13414-019-01729-0>
- Thongniam, Kusuma & Prasithrathsint, Amara (2020). The Influence of Grammatical Gender on Russian and Thai Speakers' Cognition. *Manusya: Journal of Humanities*, 23(1), 40–59. <https://doi.org/10.1163/26659077-02301003>
- Trömel-Plötz, Senta (ed.). (1997). *Gewalt durch Sprache: Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Vernich, Luca (2017). Does Learning a Foreign Language Affect Object Categorization in Native Speakers of a Language with Grammatical Gender? The Case of Lithuanian Speak-

- ers Learning Three Languages with Different Types of Gender Systems (Italian, Russian and German). *International Journal of Bilingualism*, 23(2), 417–436. <https://doi.org/10.1177/1367006917728593>
- Vernich, Luca; Argus, Reili & Kamandulytė-Merfeldienė, Laura (2017). Extending Research on the Influence of Grammatical Gender on Object Classification: A Cross-linguistic Study Comparing Estonian, Italian and Lithuanian Native speakers. *Eesti Rakenduslingvistika Ühingu Aastaraamat. Estonian Papers in Applied Linguistics*, 13, 223–240. <https://doi.org/10.5128/erya13.14>
- Vuksanović, Jasmina; Bjekić, Jovana & Radivojević, Natalija (2014). Grammatical Gender and Mental Representation of Object: The Case of Musical Instruments. *Journal of Psycholinguistic Research*, 44(4), 383–397. <https://doi.org/10.1007/s10936-014-9293-7>
- White, Theresa; Cunningham, Caitlin & Zampini, Mary (2022). Is That “Mr.” or “Ms.” Lemon? An Investigation of Grammatical and Semantic Gender on the Perception of Household Odorants. *Brain Sciences*, 12(10), 1313. <https://doi.org/10.3390/brainsci12101313>
- Whorf, Benjamin Lee (2007 [1956]). *Language, Thought, and Reality: Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Cambridge: MIT Press.

Author's details

S. Maryam Fatemi, MA, PhD student and research assistant, TU Dortmund, Institute for Diversity Studies. Research focus: Language and Cognition.
Contact: Institute for Diversity Studies, TU Dortmund, Emil-Figge-Straße 51, 44227 Dortmund
Email: seyedehmaryam.fatemi@tu-dortmund.de

Appendix A Summary of the reviewed studies

Year	Authors	Language	Participant Number and Sex	Participant Selection Method	Population Type	Task Type
2013	Imai, Schalk, Saalbach & Okada	German, Japanese	57	Random sampling	Students from Zurich and Tokyo areas	SAT ⁵
2014	Vuksanović, Bjekić & Radivojević	Serbian	136 female, 131 male	Random sampling	Students	Description Task
2015	Beller, Brattebø, Lavik, Reigstad & Bender	Nynorsk, Bokmål (Two varieties of Norwegian)	64 female, 43 male	Random sampling	Volunteers from Bergen	VAT ⁶
2015	Lambelet	L2 French, L1 various languages	89 female, 193 male	Self evaluation	Erasmus students in Switzerland	VAT
2015	Nicoladis, Da Costa & Foursha-Stevenson	Russian, English	11 female, 9 male	Parent evaluation	Russian-English bilingual kids	SAT
2015	Samuel, Roehr-Brackin & Roberson	L2 English, L1 various languages	43 female, 21 male	Random sampling	Students from Essex	Grammatical Congruency Task
2015	Sedlmeier, Tipandjan & Jänchen	German, Tamil	117 female, 112 male	Random sampling	Students from Chemnitz	Potency Scale Task, Triadic Similarity Task and Description Task
2016a	Bender, Beller & Klauer	German	93 female, 84 male	Random sampling	Volunteers from Freiburg	EAST ⁷ and VAT
2016b	Bender, Beller & Klauer	German	66 female, 52 male	Random sampling	Volunteers from Freiburg	EAST and SAT
2016	Cook	Russian, English	21 female, 22 male	Self evaluation	Russian students and English monolinguals	Reaction Time Task
2017	Vernich	Lithuanian, Italian, German, Russian	128	Self evaluation	Students from Kaunas and Vilnius	VAT
2017	Vernich, Argus & Kamandulyté-Merfeldienė	Estonian, Italian	60 female, 60 male	Random sampling	Students from Milan, Kaunas and Tallin	VAT
2018	Bender, Beller & Klauer	German	50 female, 26 male	Random sampling	Students from Freiburg	EAST

5 Sex Assignment Task

6 Voice Attribution Task

7 Extrinsic Affective Simon Task

Year	Authors	Language	Participant Number and Sex	Participant Selection Method	Population Type	Task Type
2018	Incera, McLennan, Stronsick & Zetzer	English, Spanish	52	Random sampling	Volunteers from Cleveland and Santander	MouseTracker Task
2018	Montefinese, Ambrosini & Roivainen	Italian, German	—	—	—	Semantic Differential Task
2018	Sato & Athanassopoulos	French, English	33 female, 26 male	Specific placement test	French-English bilinguals and native English monolinguals	Priming Task
2019	Maciuszek, Polak & Świątkowska	Polish	272 female, 100 male	Random sampling	Students from Krakow	Triadic Similarity Task, Reaction Time Task (modified Implicit Association Test) and VAT
2019	Pavlidou & Alvanoudi	German, Greek	63 female, 63 male	Random sampling	Students from Berlin and Thessaloniki	SAT
2019	Speed & Majid	German, French	83 female, 20 male	Self evaluation	Volunteers from Nijmegen and Lyon	Description Task
2020	Bin Dawood, Sen & Wu	Arabic, English	49 female, 71 male	Self evaluation	Students from Riyadh and Marquette	VAT
2020	Sato, Casaponsa & Athanassopoulos	French, English	27 female, 13 male	Self evaluation	Students from Lancaster	Event-related Potentials Task
2020	Thongniam & Prasithrathsint	Russian, Thai	12 female, 12 male	Random sampling	Students from Bangkok	Triadic Similarity Task
2021	Gygax, Sato, Öttl & Gabriel	French, German, English	—	—	—	Memory-based Approaches to Reading
2022	White, Cunningham & Zampini	French, English	20 female, 12 male	Self evaluation	Volunteers from Montreal	Description Task
2023	AlSabbagh	Arabic, English	25 female, 25 male	Random sampling	Students from Bahrain	Free Association Task

Source: Data compiled from the articles included in this systematic review of research studies published between 2013 and 2023.

Von Seesternen und Sexspielen – Lustformen in queerer Pornografie

Zusammenfassung

Sexualität ist voller ambivalenter Kräfte. Als Diskurs sexueller Begegnungen transformiert queere Pornografie kulturelle Vorstellungen von Sexualität. In diesem Beitrag untersuche ich das Potenzial der inszenierten Lust als kollektive Praxis und Kritik an der binären sexuellen Ordnung und Orientierung sowie an normativen Körperbildern. Folglich analysiere ich zwei queere Pornofilme explorativ und diskutiere dabei die dargestellten (Un-)Möglichkeiten einer lustvollen Sexualität. Wie werden marginalisierte Körper inszeniert? Wie unterlaufen die Bilder die binäre, hetero- und homonormative Geschlechter- und Sexualordnung und erweitern dadurch das Wissen? Aus meiner Analyse geht hervor, dass in den Pornos Sexualität jenseits von binären Körpern und Lüsten imaginiert und Geschlecht als Quelle der Erregung am Set und im Kinosaal infrage gestellt werden. Sexualität wird als Körperpraxis inszeniert und mittels sexueller Kommunikation sowie einem vielfältigen Spektrum erogener Körperzonen und nichtnormativer Fantasien neu definiert. Darin liegt meines Erachtens ein aufklärerisches, subversives und affektives Potenzial.

Schlüsselwörter

Pornografie, Sexualität, Queer Theory, Trans-Non-Binarität, Körperpraxis, Sexuelle Sprache

Summary

Of starfish and sex games – Shaping pleasure in queer pornography

Sexuality is full of ambivalent forces. As a discourse of sexual encounters, queer pornography transforms cultural notions of sexuality. In this article, I examine the potential of staged pleasure as a collective practice and critique of the binary sexual order and orientation as well as of normative body images. Consequently, I exploratively analyse two queer porn films and discuss the depicted (im)possibilities of pleasurable sexuality. How are marginalised bodies staged? How do images undermine the binary, hetero- and homo-normative gender and sexual order and thereby expand knowledge? My analysis shows that sexuality in porn is imagined beyond binary bodies and desires and gender is questioned as a source of arousal on set and in cinemas. Sexuality is staged as a bodily practice and redefined by means of sexual communication and a diverse spectrum of erogenous body zones and non-normative fantasies. In my opinion, this harbours an enlightening, subversive and affective potential.

Keywords

pornography, sexuality, queer theory, trans-non-binary, body practice, sexual language

1 Einleitung

In diesem Artikel untersuche ich queere Pornografie als performative Praxis und künstlerische Kritik, die sich im Kern mit marginalisierten Körpern und sexuellen Praktiken, Blicken und intersektionalen Diskriminierungsformen auseinandersetzt. Im Fokus stehen zwei queere Pornofilme: „Pieprzę to!“ (engl. „Fuck It!“) von Pepe Le Puke, Aaa Biczysko und Szuga Szu (Grupa Dochodzę, Polen, 2023) und „GODASSES – Part III: Jamal Phoenix“ von Emre Busse (Deutschland, 2022). Beide Pornofilme wurden an ver-



schiedenen Pornofilmfestivals, u. a. an den *Porny Days* in Zürich oder dem *Fête du Slip* in Lausanne im Jahr 2023, aufgeführt. Folgende Fragen leiten mich entlang der Analyse: Gibt es eine Sprache für sinnlich-intime Körper, sexuelle Bedürfnisse und Grenzen? Wie wird eine Sexpraxis jenseits von Sexualitäten und Geschlechtern kritisch und kreativ imaginiert und inszeniert, und worin bestehen das aufklärerische und subversive Potenzial sowie das affektive Spiel der inszenierten Lust als Kritik?

Pornografie ist Unterhaltung, Inspiration, sexuelle Aufklärung, schöne oder plumpe Sexgeschichte und schambehaftetes Tabu. Als kulturelles Phänomen ist Pornografie transgressiv, diskurs- und kontextabhängig und entzieht sich einer eingrenzenden Definition (Schocher 2021: 17). Damit befindet sich gefilmte Sexualität in einem Geflecht aus Erzählung, Bewegbildern und ekstatischen Körpern, die Aushandlungsort von Form und Modifikation von begehrenswerten Körpern und Lüsten sowie affektiven Erlebnissen werden. Insbesondere queere Pornografien entstehen in komplexen subkulturellen Kontexten und erlangen erst darin ihre Bedeutungen; sie verweisen auf politische Ansprache und hegemoniale Blicke, funktionieren als sexuelle Selbsthilfen und sind Teil eines queeren Archivs, das auf Erfahrungen, Erzählungen und Visionen basiert.

Pornografie transformiert Bilder und transportiert Wissen. Dabei handelt es sich um künstlerisches und marginalisiertes Wissen über nichtnormative Sexualitäten und Körper, das in subkulturellen Sphären, in den Zwischenräumen bereits existiert und zirkuliert, das sich jedoch den etablierten Formen der akademischen Wissensproduktion oft entzieht. In diesem Zusammenhang vertrete ich die epistemologische Haltung, dass wir als Wissenschaftler*innen durchaus von queerer Pornografie als (Körper-)Wissen lernen können, wenn wir genau hinschauen, anstatt davor zurückzusehen und uns zu schämen.

2 Trans(gressive) Bilder durchqueeren

Dieser Text ist eine explorative Analyse und eine Anwendung der Methoden des Queer/ing und Trans/ing: Ich richte den Fokus auf die Verkörperung von Normen, deren Wiederholungen und Umkehrungen, und analysiere, wie inszenierte Lust als Kritik an einer sexuellen und geschlechtlichen Ordnung am Set und auf der Leinwand konstruiert und mit affizierten Körpern verschränkt wird. In diesem Sinne verstehe ich unter dem Begriff *queer* bzw. der Methode des *Durchqueeren* ein flexibles, offenes, vielfältiges, unruhiges und grenzenloses Umdenken und Sichtbarmachen, was Körperlichkeit und Sexualität sein könnten, wobei Kritik und Analyse nie abgeschlossen sind. Folglich verwende ich in Anlehnung an Antke Antek Engel (2002) den Begriff *queer* nicht in erster Linie als Selbstzuschreibung einer Geschlechtsidentität oder sexuellen Orientierung, sondern problematisiere damit als politische Praxis die Prozesse der Herstellung von Normalität qua Konstruktion und Unterordnung des *Anderen*. In diesem Sinne denke ich anders und denke mit anderen.

Die Auswahl der Pornofilme begründe ich insofern, als dass es zwei nichtnormative Beispiele dafür sind, wie marginalisierte Körper als sexuelle Subjekte in Pornos sichtbar werden. Das Queer/ing der pornografischen Bilderwelt verbinde ich mit einem Trans/ing. Als Geschlechtsidentität ist trans ein vielfältiges Spektrum: eine Überschreitung

von einem zum anderen Geschlecht oder eine Bewegung dazwischen, ohne bestimmte Richtung. Trans Körper sind somit vielfältig, auf binärem Weg, nonbinär und fluid im Übergang. Trans/ing als Methode meint im Kontext dieses Beitrages eine mehrdeutige und fluide Perspektive auf die Überschreitungen der Normen, wobei diese Perspektivierung nicht an sich kritisch sein muss. Von den Übergängen herdenkend und auf marginalisierte Körper würdigend hinblickend, ermöglicht ein Trans/ing neue taktile Zugänge hinsichtlich der Frage, wie trans Körper sichtbar und sexuell denkbar werden.

Mit angeregtem Geist und erregtem Körper arbeite ich phänomenologisch an den Schnittstellen verschiedener Disziplinen, überkreuze sie und lasse Archivmaterial, Pornofilme und theoretische Überlegungen in den Beitrag einfließen. Selbst mein Körper befindet sich in diesem affektiven Spiel, die Analyse geht von meiner Wahrnehmung aus, vom Standpunkt des Sprechens einer jungen, *weißen*, lesbischen und nonbinären Nachwuchsforscher*in, welche die Forschung bei dominierten Gruppen ansetzt, und die eigene sexuelle Orientierung in der Analyse mitdenkt (Ahmed 2006: 22). Dieses Vorgehen verorte ich in der feministischen Kritik an der scheinbaren wissenschaftlichen Objektivität – so argumentiert Donna Haraway für die Situiertheit des Wissens sowie für die Betrachtung diverser Strukturkategorien bei der Analyse von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, Normen und Ausschlüssen (Haraway 1988: 589).

Transgressiv sind demnach nicht nur die bewegten Bilder, die ich analysiere, sondern auch Geist und Körper, die in der Analyse die konzeptuelle Trennung überschreiten. Von diesem queer-phänomenologischen Ansatz herdenkend und -fühlend verwende ich außerdem den Begriff des Körpers. *Körper* meint hier Menschen mit, im und in Verbindung mit anderen Körpern als ausgedehnte und lebendige Materie im Raum, als handlungsfähige Subjekte mit unterschiedlichen Identitäten, die sich am Set und im Kinosaal in erster Linie als Körper begegnen. Körper materialisieren in Pornografien Schönheitsnormen, rassifizierte, ethnische, ableistische, altersdiskriminierende und sexistische (etc.) Stereotypen und Blicke, wiederholen sie und kehren sie um (Butler 1990). Als technische und organische Wechselwirkungen formt Pornografie Lust, Körper und Fantasien multidirektional, stört Vorstellungen und zeigt Visionen (Brinkema 2014). Die sexuellen Visionen sind nicht losgelöst von dem, was ist, sondern in Anlehnung an die Überlegungen zu queeren Utopien von José Esteban Muñoz (2009: 64) Teil davon, als eine Vision der Gegenwart, wie es sein könnte, sein sollte und sein wird.

Demgegenüber scheint sexuelle Lust das Natürlichste zu sein. Dass Sexualität jedoch nicht nur ein Ausleben bestimmter Triebe ist, sondern vielmehr ein Erfüllen und Verkörpern bestimmter, nicht angeborener, sondern erlernter sexueller Skripts, legen John H. Gagnon und William Simon (1986) dar: Sexuelle Skripts seien kognitive Modelle, welche das Verhältnis in sexuellen Interaktionen auf kultureller, interpersoneller und intrapsychischer Ebene organisieren (Gagnon/Simon 1986: 105). Kulturelle Sexskripts definieren normativ die Sexualität: Dies umfasst u. a. die Definition von sexuellen Körpern und erogenen Zonen, von Lust und Erregung in der jeweiligen Gesellschaft/Kultur. In der Pornografie zirkulieren solche kulturellen Sexskripts, die wiederum nicht notwendigerweise kausal, aber dennoch korrelativ verschränkt sind, mit einerseits interpersonellen Sexskripts, welche die sexuelle Interaktion zwischen Menschen anleiten, sowie andererseits intrapsychischen Sexskripts, die sich im Kopf als Fantasien, Erwartungen und Präferenzen abspielen. In der Pornografie werden sexuelle Skripts insze-

niert, imaginiert, wiederholt und kritisiert. Diese pornografischen Erzählungen bezeichne ich als Pornoskripts, die mit Sexskripts korrespondieren, wobei erstere die gelebten Sexskripts nicht bloß widerspiegeln, sondern sie erst hervorbringen. Außerdem können Pornoskripts eine anleitende und inspirierende Funktion hinsichtlich eines sexuellen Kontaktes einnehmen. So formt Pornografie (un)mögliche Lust.

Körper und Lüste existieren weder vor noch außerhalb der Kultur, zeichnen sich jedoch als Organismen durch eine Eigenlogik der lebendigen Materialität aus (Fausto-Sterling 2000). Pheromone und Düfte ziehen sexuell an oder stoßen ab, Körper scheiden bei Erregung Flüssigkeiten aus, Botenstoffe wie Dopamin und Endorphine fluten die Blutbahnen, stimulieren die Synapsen; kurz vor dem Zucken bleiben keine klaren Gedanken, nur noch Hingabe. Diese biologische Ebene lässt sich nur bedingt pornografisch verhandeln, zumindest die Elemente der Düfte, die nicht visuell darstellbar sind.

Diesen exemplarischen Beitrag verortete ich in der queer-feministischen Pornografie-Forschung, die seit den 1990er-Jahren Pornografie nicht mehr als ein rein patriarchales Unterdrückungsinstrument, sondern als Phänomen des Willens zum Wissen betrachtet (Foucault 1983; Jagose 1997; Ott 1998). Zu nennen ist hier insbesondere die filmwissenschaftliche Untersuchung von Linda Williams (1995). Ihr Werk gilt als Klassiker der transdisziplinären Pornografie-Forschung und war Auslöser für die im Jahr 2014 gegründete, weltweit erste Fachzeitschrift *Porn Studies*.¹ Allerdings verortete Williams die Entwicklung und Bedeutung der Pornografie nur im US-amerikanischen Kontext und analysierte ausschließlich heterosexuelle Darstellungen. Auch in der BRD wurde seit den 1980er-Jahren Pornografie wissenschaftlich diskutiert (Bremme 1990; Gramann 1981; Rückert 2000; Stüttgen 2009; Valverde 1989). Aus einer intersektionalen Perspektive wegweisend ist die Aufsatzsammlung *The Feminist Porn Book*, die erstmals Stimmen von Akademiker*innen, Aktivist*innen und Sexarbeiter*innen zusammenbringt und Themen wie *dis/ability*, *transness* und *Race/ethnicity* adressiert (Taormino et al. 2013). Aktuell knüpfen Porno-Forscher*innen im deutschsprachigen Raum akademische Netzwerke: So fand im Januar 2024 der erste transdisziplinäre kritische Pornografie-Forschungs-Workshop in Hannover statt. In der Schweiz ist Pornografie-Forschung jedoch kaum verbreitet.

3 Pornografie als Form des Protests – der Frauenfilmclub *Xenia*

Anhand des historischen Beispiels des Frauenfilmclubs *Xenia* in Zürich soll der Rahmen der Rezeption der Pornografie erweitert und die vielfältigen Formen, wie inszenierte Lust als Kritik in feministischen Kontexten funktioniert, dargelegt werden. Feministisches Kinomachen und Pornoschauen fand seit den 1990er-Jahren in subkulturellen und umkämpften Räumen statt – als gesellschaftskritische Praxis in performativen Momenten am Set, beim Programmieren, während der Aufführung oder in anschließenden

1 Ein Äquivalent der Fachzeitschrift *Porn Studies*, die 2014 von Francis & Taylor gegründet wurde, gibt es weder in der Schweiz noch im deutschsprachigen Raum.

den Diskussionen, stets im Spannungsfeld zwischen radikalfeministischer Kulturkritik, sexueller Ermächtigung und einer neugierigen Suche nach erotischen Inszenierungen und Lebensweisen. Cineastische Praxis, sexuelle Theoriebildung und radikale Kritik an sexuellen Hierarchien und Machtstrukturen koexistierten und beeinflussten sich gegenseitig.

Am Anfang der feministischen Pornografie-Kritik standen Bestrebungen, die Pornografie zu verbieten, beispielsweise während der *Feminist Sex Wars* in den USA in den 1970er-Jahren oder mit der *PorNo*-Kampagne von Alice Schwarzer in der BRD. In der Schweiz wurde Pornografie erst im Zusammenhang mit der Sexualstrafrechtsrevision Anfang der 1980er-Jahre in feministischen Kreisen zu einem viel diskutierten und umstrittenen Thema (Schmitter 2010: 9). Das Verhältnis zur Sexualität war und ist in der Neuen Frauenbewegung der 1980er-Jahre bis heute gespalten; entsprechend gingen die Meinungen zu Pornografie, Erotik, Macht, Gewalt und Lust unter den Feministinnen* auseinander.

Pornografie wurde aber nicht nur politisch abgelehnt, sondern gleichzeitig auch subkulturell angeeignet. Sexpositive² Feministinnen* wählten die Pornografie als Mittel, um ihre Sexualität selbstbestimmt zu erkunden und ihr Bewusstsein dadurch zu bestärken. So gründeten feministische Kinomacherinnen* am 21. April 1988 den Frauenfilmclub *Xenia*, einen vom Filmclub *Xenix*³ unabhängigen, nichtkommerziellen Verein mit dem Anspruch, Filme von Frauen*⁴ für Frauen* zu zeigen. Die *Xenia*-Veranstalterinnen* stießen wiederholt auf Kritik und Unverständnis – insbesondere wegen der Exklusivität des Zutritts für Frauen*.

Einen einflussreichen kulturalanalytischen Zugang zur feministischen Deutung der Pornografie und somit zur Frage, ob es einen weiblichen Blick auf die Pornografie überhaupt geben kann, lieferte im *Xenia* die Literaturwissenschaftlerin Susanne Kappeler (1988). Laut Kappeler heißt Widerstand, sich der Verbildung an dieser Männerkultur zu verweigern. Demgegenüber beschreibt die Filmwissenschaftlerin Cecilia Hausheer, die ebenfalls im *Xenia* aktiv war, in der Gründungszeit der 1990er-Jahre die Funktion des Films als Mittel des politischen Kampfes und als Suche nach Identität (Frauenfilmclub *Xenia* 1988–2001, Ar. 439.10.1, SAZ). Die Frage, was einen Porno feministisch macht, entschieden die Kinomacherinnen* nicht allein, sondern sie stellten sie immer wieder zur Diskussion. Der Frauenfilmclub *Xenia* kann demnach als Versuch betrachtet werden, die feministische Kluft zwischen Aneignung und Verweigerung von Pornografie zu durchbrechen und sich der umstrittenen Frage anzunehmen, wie sich weibliche Sexualität aus einer feministischen Perspektive inszenieren sowie lustvoller leben lässt. Fast fünfzehn Jahre lang war das *Xenia* in Zürich das einzige Frauenkino der Schweiz mit wöchentlichem Programm – die Bedeutung für die queer-feministische Film-, Kino- und Porno-Kultur reichte deswegen über Zürich hinaus und ebnete den Weg für neue

2 Der Begriff *sexpositiv* bezieht sich hier auf eine bejahende Haltung zur Sexualität.

3 Das *Xenix* war ein Filmclub in Zürich, der aus dem AJZ-Kino während der Jugendunruhen Anfang der 1980er-Jahre hervorgegangen war.

4 Ich verwende den Begriff *Frauen**, weil nicht mehr alle, die in Frauenräumen wie dem *Xenia* aktiv waren, heute noch Frauen sind. Ich verweise damit auf das nonbinäre, trans und genderfluide Spektrum der Geschlechteridentitäten. Handelt es sich um einen historischen Quellenbegriff, verwende ich kein Sternchen.

queere, subkulturelle Porno-Veranstaltungen.⁵ So griff das LGBTIAQ*-Filmfestival *Queersicht*⁶ seit 1996 jährlich die Inszenierung queerer Lust auf. Außerdem werden am *Fête du Slip* in Lausanne seit 2012 nichtnormative, sexpositive Sexualitäten auf der Leinwand gezeigt und somit erotische Narrative und hegemoniale Repräsentationen von Körpern und Geschlechtern re-visioniert. Am Film- und Kunst-Festival *Porny Days*⁷ in Zürich, das einmal jährlich seit 2016 stattfindet, gilt Pornografie als eine Form des Protestes.

Ein lineares Modell, das Pornografie durch eine getrennte Analyse von Produktion, Rezeption und Film zu erfassen versucht, greift mit historischem Blick auf die feministische Aneignung zu kurz. Was am Set und auf der Leinwand geschieht, ist miteinander sowie mit den unvorhersehbaren, (inter)subjektiven Affekten des Publikums verwoben (Rose 2016). Die folgende explorative Analyse, die von meiner Wahrnehmung ausgeht, durch meinen Körper fließt, untersucht jene performativen Momente, denn ein Rest zur Umdeutung bleibt.

4 „Pieprzę to!“ („Fuck It!“)

Das *Fête du Slip: Festival artistique des affects, des genres et des sexualités*** zeigte im Mai 2023 zum elften Mal voyeuristisch-genüssliche Pornografie sowie subversiv-sexuelle Live-Performances in der *Fondation Arsenic* im alternativen Herzen von Lausanne (Schweiz) und lud ein zum gemeinsamen Nach- und Hinausdenken über sexuelle und geschlechtliche Begehrensformen und Existenzweisen.

Der erregende Samstagmorgen am *Fête du Slip* beginnt für mich im Salle 1 im *Arsenic*. Es läuft der 35-minütige polnische Queer-Porno „Pieprzę to!“ (engl. „Fuck It!“) von Pepe Le Puke, Aaa Biczysko und Szuga Szu (Grupa Dochodże) aus dem Jahr 2023: Ein Loft in Warschau wird von weichem, diffusem Licht durchflutet, das durch die hohen industriellen Fenster strömt und die sechs in einem Kreis versammelten Körper⁸ (auf)wärmt. Die sechs Körper tauschen sich luftig bekleidet über ihr Wohlbefinden aus. Einige sind nervös, aufgeregt, müde und gleichzeitig neugierig und „spitz“. In der Eröffnungsszene tauschen sich die Darstellenden kommunikativ über die individuellen Grenzen, Bedürfnisse und Erwartungen aus. Das darauffolgende Sexspiel vor der Kamera sowie auf der Leinwand folgt keinem vorgefertigten Pornoskript, vielmehr skizzieren die Darstellenden anhand ihrer Fantasien und Lüste die Skripts und gestalten die Szenen selbst. Verhandelt wird der Konsens, und daran ist nichts selbstverständlich: Ein Körper will hart ausgepeitscht werden, ein anderer massiert, einer will nicht geküsst werden, eine Vulva nicht geleckt, jedoch gestreichelt. Trotz fehlender Erfahrung wünscht sich ein Körper, jemanden mit einem Umschnall-Dildo zu befriedigen. Bis auf die nackte Haut ausgezogen zu werden wünscht sich ein anderer Körper.

5 Im September 2003 schloss das *Xenia* nach Kündigung der Räumlichkeiten und einem Streit mit dem *Xenix* endgültig die Türen.

6 *Queersicht*-Website: www.queersicht.ch/de/ [Zugriff: 23.06.2024].

7 *Porny Days*-Website: www.pornydays.love/one-night-stands [Zugriff: 23.06.2024].

8 Da in „Pieprzę to!“ nichts über Geschlechtsidentitäten gesagt wird, werde ich in der Filmanalyse von Körpern sprechen und ihnen kein von mir gelesenes Geschlecht zuschreiben.

4.1 Gurke, Seestern und Sexspiel

Ein großer, *weißer* Körper mit einem schlaffen Penis liegt ruhig auf einem Sitzkissen. Bevor es richtig losgeht, versammeln sich die Körper in der Mitte des Raumes im Kreis in der Form eines Seesterns. „Ich habe einmal mit einer gefrorenen Gurke masturbiert, und als sie tief drin war, ist sie abgebrochen.“ „Hattest du dann eine Gurken-Geburt?“ „Ja. Die Struktur hat sich ganz anders angefühlt. Die Kälte, es war zu intensiv ...“ (Pieprzę to! 2022: 6:47 min) Das Licht ändert sich, von weißlich, steril und hell zu dunkler, satter Farbe. Die Körper sind ineinander, miteinander, aufeinander. Welche Körperteile gehören zu wem und wer befriedigt hier wen? Pulsierend und hingebend bilden die Körper ein Ganzes. Das heterogene Geflecht aus Erregung und Befriedigung entsteht durch die konsensuelle Hingabe. Das Individuelle fließt in das Kollektive und löst sich darin auf. Die Kontrolle wird im körperlichen Durcheinander aufgegeben. Was bleibt, ist ein Spiel, Humor und die Lust an Berührungen am Körper. Die Körper sind aufeinander bezogen, sehen sich in die Augen, hie und da ein Blick in die Kamera und ein Schmunzeln. Sie stöhnen leise, und reiben sich aneinander. Peitschen-Geräusche und Schweiß, Hände auf der Haut: „Willst du meinen Nippel beißen, so fest, bis ich schreie?“ (Pieprzę to! 2022: 14:23 min)

4.2 Sexuelle Sprache

In Nahaufnahmen und verschiedenen Farbeinstellungen begleitet und dokumentiert die Kamera den körperlichen Genuss. „Pieprzę to!“ erzählt Erregung als Praxis sexueller Kommunikation. Es wird nicht ohne Absprache angenommen, was einem Körper gefallen könnte, weil *sier*⁹ (k)einen Penis hat. Vielmehr wird die gegenseitige Verhandlung von Anfang bis Schluss inszeniert. Der Austausch macht deutlich, dass nichts selbstverständlich, aber alles möglich ist, und dass es für die sexuellen Wünsche durchaus eine Sprache gibt. Indem die Gespräche über die Bedürfnisse und Grenzen als sinnstiftender Teil des Films gezeigt werden, wird für die Zuschauenden klar ersichtlich, dass die hier stattfindenden sexuellen Handlungen konsensuell sind. Mainstream-pornografische Konventionen werden insofern untergraben, als dass sexueller Konsens zwar oft vor dem Pornodreh abgesprochen wird, jedoch nicht explizit inszeniert. Damit bleibt die Art und Weise, wie über sinnlich-intime Wünsche und Grenzen kommuniziert werden könnte, für die Zuschauenden *off-scene*/unsichtbar. Demgegenüber wird in „Pieprzę to!“ die Thematisierung des sexuellen Konsens in das sexuelle Szenario eingebettet.

Darin liegt meines Erachtens ein aufklärerisches sowie subversives Potenzial, ohne dass dabei die Sexszenen ihre Funktion als Inspiration verlieren würden. „Pieprzę to!“ unterläuft die herkömmlichen Porno- und Sexskripts, indem er nicht nur den Konsens, sondern auch das *wie* lustvoll in Szene setzt. Es ist ein pornografisches Beispiel dafür, wie zum Ausdruck gebracht werden kann, wo und wie man berührt werden möchte bzw. wo und wie nicht. Somit wird die Vorstellung gestört, dass Sex etwas Natürliches ist, das einfach so passiert und ohne intime Sprache auskommt. „Pieprzę to!“ zeigt die Möglichkeit, wie sexuelle Kommunikation praktiziert werden könnte, und vermittelt darüber hinaus die Annahme, dass die Aushandlung und der Konsens als Prozess vor

9 *Sier* – ein Mix aus *sie* und *er* – verwende ich hier als nonbinäres deutsches Personalpronomen.

und während der Sexpraxis erst Lust und Intimität erzeugen. Denn in der vertraglichen Zärtlichkeit entsteht eine sphärische, subversive und symbiotische Spielwiese. Und indem jeder Körper die Bedürfnisse, Grenzen und Erwartungen zum Ausdruck bringt, bleibt jeder Körper ermächtigt. Die Körper begegnen sich mit Respekt beim Sex am Set: Ist es nicht befreiend, wenn nicht a priori gewusst werden kann, was beim Sex zu tun ist? Auch für die Zuschauenden werden die im Raum zirkulierende Intimität und Verletzlichkeit spürbar. Humor ist dabei sinnstiftendes und wiederkehrendes Element hinsichtlich der pornografischen Erzählung. Es wird viel gelacht, womöglich nicht immer, weil es lustig ist, sondern, um mit Schamgefühlen, dem Unvorhersehbaren und dem Unwissen umzugehen. Dass die Körper ihre Bedürfnisse und Grenzen gut kennen und artikulieren können, ist zudem eine wichtige Voraussetzung für diese kommunikative sexuelle Praxis. Es wird jedoch nicht thematisiert, wie und ob kommuniziert wird, wenn trotz Absprachen Grenzen überschritten würden.

4.3 Sex als Körperpraxis

Hand streichelt Po, Münder beißen, lecken und küssen, Füße verkeilen sich in liegende und stehende Beine. Eine Off-Stimme eines Körpers erklingt: „Es gibt keine Geschlechter und Sexualitäten, sondern nur verschiedene Art und Weisen, den Körper zu befriedigen und Freude an ihm zu haben“ (Pieprzę to! 2022: 22:47 min). Ist man in einem binären Muster gefangen, wenn das Geschlecht bei sexuellen Handlungen eine Rolle spielt? Ganz egal, ob man hetero-, bi- oder homosexuell ist – der Pornofilm wirft mich als lesbische Zuschauerin auf mein binäres Begehren zurück und entwirft gleichzeitig eine Spielwiese, auf der das binäre hetero- und homonormative Dilemma der sexuellen Orientierung und Anziehung als Voraussetzung für sexuelle Handlungen als orgasmisches Sex-Experiment dekonstruiert wird. Sexualität wird jenseits von Geschlecht und den Geschlechtern zugeschriebenen Genitalien imaginiert. Gerade mit Blick auf nonbinäre und trans Körper und ihre Relationen erkenne ich darin ein befreiendes Potenzial: Wenn Geschlechtsidentität und Sexualität nicht kausal zusammengedacht werden, ergeben sich neue sexuelle Möglichkeiten, entgegen der Vorstellung von einem natürlichen Körper mit einer Anziehung und der Einheit von Geschlecht, Identität und Begehren vor jeder kulturellen Formung (Butler 2003).

In „Pieprzę to!“ – so meine These – wird diese Einheit und Verschränkung dekonstruiert, indem vielfältige Körper kollektiv eine sexuelle Praxis ausüben anstatt im Rahmen der hetero- und homonormativen Geschlechterkonstellation. Dabei findet der Porno jenseits von Penis-Vulva-Penetration statt. Erogene Körper mit Vulven, mit Penis, mit Penissen aus Plastik, mit Brüsten und Bart berühren und befriedigen sich. Die Spielwiese kreierte einen Raum, indem ein trans Körper nicht fetischisiert, sondern seine erogene Vielseitigkeit befähigt wird. Die Körper sind außerordentlich *weiß* und schlank, im Lustbereich behaart, teils auf dem Kopf rasiert. Schließlich steht nicht das Subjekt mit einer Geschlechtsidentität und sexuellen Orientierung im Vordergrund, sondern der Körper, die Lust am Körper, der Sex als intime Körperpraxis. Lust als kein lineares Ziel, sondern als bewegter und explorativer Prozess. Die Lust, ermöglicht durch die sexuelle Sprache. Die Praktiken weichen also von normativen Sexskripts ab, und die erogenen Zonen sind von den Genitalien und Geschlechtern losgelöst.

4.4 Bellende Hunde und Eiswürfel

Der Körper am Boden in der Mitte wünscht sich, dass sich die Gruppe als Hunde identifiziert und sich als solche verhält: am Körper schnüffelt, scharrt, knabbert, bellt und beißt. Alle machen mit, jemand will nicht beißen, aber kratzen. An den Körper zu pinkeln wäre richtig geil, aber vielleicht geht das zu weit, meint der vom Hunderudel umkreiste Körper (Pieprzę to! 2022: 11:36 min). Was wird hier gezeigt und warum? Erstens steht die sexuelle Lust des Körpers in der Mitte im Fokus, nicht der Fetisch der Zuschauenden. Zweitens wird zuerst verhandelt, was für alle stimmt und was zu weit geht. Drittens wird eine sexuelle Aktivität gezeigt, die in der Mainstream-Pornografie zwar angeboten wird, jedoch nur in der „Fetisch-Ecke“. In dieser Szene wird eine eher unübliche sexuelle Aktivität ebenbürtig zu den anderen inszeniert, als wäre es nichts Besonderes, Abnormales, zumindest nicht besonders pervers. Es ist eine sexuelle Lust unter vielen anderen. Die tierische Sexszene durchdringt folglich normative Sexskripts und inszeniert die Fantasien eines performenden Körpers, wobei die Präferenzen nicht fetischisiert werden. „Pieprzę to!“ inszeniert eine queere sexuelle Praxis und Sex als Praxis von queeren Körpern.

Schnitt. Ein queerer Körper sitzt im *Doggy Style* wie ein Hund, sein Anus wird mit schwarzen Schutzhandschuhen auf einen kalten Eiswürfel vorbereitet. Fürsorglich wird Gleitgel in den Anus geschmiert, dann mit einem Finger die Öffnung gedehnt. Es ist ein intimer Prozess ohne Eile, in der Hoffnung, dass das Eis im Anus drin nicht bricht, sondern schmilzt. Diese Szene unterläuft gleich zwei normative Sexskripts: Einerseits widerspricht ein Eiswürfel als gefrorenes Sexobjekt der Konsumlogik: Eis ist kein teures materielles Sexobjekt, sondern kann gratis zu Hause mit Wasser und Gefrierfach hergestellt werden. Andererseits wird der Anus auf einen kleinen Eiswürfel vorbereitet und nicht auf eine Faust; was zählt, ist der Lustprozess und nicht das Endergebnis. Mit dem Eiswürfel schmilzt auch das Narrativ, den Anus immer mehr zu dehnen und immer größere Objekte einzufügen. Ein Narrativ, das in der Mainstream-Pornografie weit verbreitet ist. Ein Eiswürfel bewirkt darüber hinaus ein sinnlich-sensitives, intensives und kaltes Gefühl. Schlussendlich lässt die Szene offen, ob der Eiswürfel oder nur der Finger im Anus drin war. Auch hier wird kontinuierlich die Lust-Schmerz-Grenze kommuniziert und kommentiert.

Schnitt. Ein Körper wird anal mit den Fingern befriedigt, bis zu einem langen Orgasmus-Plateau, das sich wellenförmig und mehrfach höhepunktartig zuspitzt. Die Kamera ist nah am Geschehen dran. Ein Umschnall-Dildo aus Silikon wird geküsst und liebkost. Dass er nicht echt ist, ist unwichtig. Lust und Erregung finden so oft in unseren Köpfen, in unseren Fantasien statt. Offener Mund. Geschlossene Augen. Ein Kopf verkehrt unter einer Vulva, die Zunge leckt an den Lustlippen, ein Lecktuch als Schutz, als Mittel für sicheren Sex. In der Schlusseinstellung liegen die Körper unter Decken draußen auf der Dachterrasse, fünf Körper in Löffelstellung aneinandergeschmelt. Eine Zigarette nach der Orgie und ein nachdenklicher Blick über die Häuserdächer der Stadt. Stille. Schnitt.

5 „GODASSES III“: Jamal Phoenix

In diesem Abschnitt diskutiere ich den dritten Teil der GODASSES-Trilogie: Der queere Porno ist eine Zusammenarbeit zwischen dem aufstrebenden Pornostar und ehemaligen Sexarbeiter Jamal Phoenix und dem Regisseur und Pornowissenschaftler Emre Busse. Der achtminütige Porno aus dem Jahr 2022 wurde in Berlin produziert und an diversen Pornofilmfestivals, u. a. an den *Porny Days* in Zürich im Jahr 2023, gezeigt und ist zudem auf der alternativen Pornoplattform *PinkLabel.TV* online erhältlich.

Der Porno definiert den begehrenswerten Körper außerhalb der normativen Beschränkungen einer hegemonialen Gesellschaft neu. Der „Arsch“¹⁰ als lustvolle Öffnung eines FTM (female to male) trans Körpers steht im Mittelpunkt. Es werden schwule Sexualität als auch postkoloniale Mythen über den perfekten „Arsch“ herausgefordert. Außerdem spielt der Porno mit der angenommenen Selbstsicherheit der Zuschauenden, unter der Voraussetzung der spezifischen affektiven und ambivalenten Beziehung, die pornografische Bilder generell zu ihrem Publikum haben. Die Zuschauenden werden hierbei als kohärente sexuelle Subjekte, die davon ausgehen, dass sie ihre sexuelle Affektion verstehen und kontrollieren können, infrage gestellt.

Der Darsteller ist Jamal Phoenix, der sich selbst als „schwuler kreolischer FTM trans Mann“ bezeichnet, der Schwulenpornos macht. Sein Anliegen ist es, zu hinterfragen, was schwule Sexualität ist, wie sie normiert ist und inwiefern er als trans Mann mit zwei funktionstüchtigen „Pussies“ homonormative sexuelle Skripts unterläuft. In Interviewsequenzen schildert er seine persönliche Erfahrung als trans Mann: Beim Pornodreh und in der Prostitution bevorzugen die Kunden seine Vulva ohne Absprache und gegen seinen Willen vor seinem Anus als penetrierbare Öffnung. Das erstaunt ihn, denn in der schwulen Szene ist Analsex das homonormative Sexskript. Jamal appelliert an die Männer, dass sie doch seine anale Lustöffnung nicht vernachlässigen sollen (GODASSES III 2022: 7:30 min).

Die Eröffnungsszene des Pornos stellt ein Portal dar, eine Bühne voller goldener Statuen und Malereien von nackten „Ärschen“. Die Szene erinnert mich an die goldenen nackten Statuen in den Gärten des Schlosses Herrenhausen in Hannover, wo ich den Filmemacher Emre Busse während der ersten Pornografie-Forschung-Zusammenkunft im Januar 2024 getroffen habe. Er erzählte mir in den Gärten, dass er für die Produktion seiner queeren Pornos von Institutionen der Kunstförderung keine finanzielle Unterstützung erhält. Die Förderungsinstitutionen argumentierten, dass seine Kunst pornografisch sei. Um die Crew für die Produktion fair zu bezahlen, muss Busse also sparen. Somit sind nicht nur die Inhalte der queeren Pornos marginalisiert, sondern ebenfalls die Produktionsbedingungen. Wie ich nun entlang der Filmanalyse zu zeigen versuche, kann ein Porno gleichzeitig pornografisch und etwas anderes sein – so liegt in „GODASSES III“ ein affektives Potenzial zur unvorhersehbaren Erregung sowie zu queerer Kritik: Jamal schaut in die Kamera, grinst und erzählt von seinen ambivalenten Erfahrungen in der Sexindustrie. Als Teenager sei er von Eurozentristen beschämt worden wegen der ausgeprägten Kurve in seinem Rücken und des „Fleisches“, das seinen „Arsch“ formt (GODASSES III 2022: 03:00 min). Gleichzeitig hätten ihn seine Schwarzen und „kreolischen“ Peers dafür gelobt. Der „Arsch“ an sich sei ein umstrittenes Thema, wobei es

10 Ich übersetze den Szenebegriff „ass“ (engl.) mit „Arsch“. Ausdrücke, die ich vom Film übernehme, setze ich in Anführungszeichen.

einzigartig und individuell sei, was einen idealen „Arsch“ ausmache. Was zähle, seien der Duft, die Weichheit, die Behaarung (GODASSES III 2022: 2:45 min).

Die von Jamal thematisierten rassistischen Erfahrungen im Alltag und bei der Sexarbeit sind mit der Frage, wie auf Schwarze Körper auf und neben der Bühne geschaut wird, sowie mit rassifizierten Vorstellungen und voyeuristischen Dispositiven im Kontext einer exotisierenden Kultur verschränkt. Von einem antirassistischen Standpunkt aus und unter Berücksichtigung der Ambivalenz zwischen Sichtbarkeit und Fetisch in einer postkolonialen Kultur erachte ich die weiterführende Frage als zentral, nämlich, ob und wie Schwarze Körper als Subjekte in queeren Pornografien auftreten können, sodass ihre Erfahrungen und Lüste sichtbar werden, ohne der Gewalt des *weißen* Blickes ausgeliefert zu sein. Die Dekonstruktion rassifizierter Sex- und Pornoskripts erfordert somit eine Analyse der strukturellen voyeuristischen Blicke sowie eine Reflexion des *weißen* Publikums (Snorton 2017).

Jamal erläutert weiter, dass sich der Mythos um den perfekten „Arsch“ im Wandel befindet über die Jahrhunderte und quer durch kulturelle Kontexte. Früher habe mehr die äußere Erscheinung gezählt, wie der „Arsch“ aussah, die „Arsch“-Ästhetik. Heute läge der Fokus mehr auf der Tiefe des Anus, was drin ist und alles reinpasst, deshalb werde der „Fistfuck“¹¹ immer beliebter (GODASSES III 2022: 5:18 min).

Schnitt. Mit dem Rücken steht er zur Kamera, Beine gespreizt, der durchtrainierte, tätowierte Körper ist nackt bis auf einen Latex-Tanga. Er beugt sich nach vorne zum Boden und streichelt seinen „Arsch“ sanft mit beiden Händen. Er bewegt sich wiederholend und stilvoll im Takt mit dem sphärischen Techno. Die Kamera zoomt. Über die eine Backe zieht er den Tanga und darauffolgend einen großen schwarzen *Analplug* aus dem Anus heraus, und es tropft flüssig fast in die Kamera. Als trans Mann im schwulen Porno hat er zwei „fickbare Löcher“ – „stell dir nun vor, wie es sich anfühlt, wenn beide Löcher gleichzeitig gefüllt sind – denn die beiden erogenen Zonen sind mit unzähligen Nervenenden verbunden!“ In kreolischer Sprache ergänzt er: „Das Spielfeld braucht Liebe, Baby!“ (GODASSES III 2022: 7:35 min) „Fistfuck“ werde von der Gesellschaft als extreme Praxis betrachtet, so Jamal. Für ihn hingegen ist es eine intime und intensive Praxis. In seinem Anus steckt ein großer schwarzer Dildo. Jamal bewegt sich langsam auf und ab, die Kamera ist so nah dran, dass man das Muskelzucken und die feinen Haare auf der Haut erkennen kann. Nun sind definierte und tätowierte Achseln im Bildausschnitt, der Oberkörper bewegt sich auf- und abwärts, eine Narbe unter der Brust, von der Narbe schwenkt die Kamera zurück zum Gesicht. Lusterfüllt schaut er zum Publikum, sodass der Lustfunken heiß ins Publikum springt. Zugegeben erregen mich diese expliziten Szenen, und ich bin weder schwul noch habe ich eine spezielle Vorliebe für Analpraktiken. Doch die Erregung wird so erzählt, dass die sexuelle Orientierung die Affizierung nicht determiniert.

5.1 Anus und Vulva als lebendige Archive

Das queere Element in dieser Pornografie bezieht sich meines Erachtens auf die Art und Weise, wie die sexuelle Geschichte erzählt wird, wer sie erzählt und von welchem Standpunkt aus. „GODASSES III“ dokumentiert in diesem Kontext nicht die Erfahrungen

11 Bei dieser Sexpraxis wird eine Faust oder ein großer *Analplug* in den Anus geschoben.

und Präferenzen von trans Männern, sondern lediglich diejenigen von Jamal. Es handelt sich um ein Selbstzeugnis und Plädoyer für Jamals zukünftige sexuelle Begegnungen in der Sexindustrie. Sein Körper und die damit verbundenen Erfahrungen sind ein lebendiges Archiv; die voller Nervenenden und miteinander verknüpften Körperöffnungen ermöglichen einen neuen visuellen und taktilen Zugang zur facettenreichen trans Lust. Die Kamera gräbt tiefer und tiefer in den expliziten Solo-*Analplug*-Sex-Szenen. Sauber, ästhetisch und erzieherisch – vielleicht damit wir die Botschaft verstehen? Körperbewegungen wiederholen sich, die Kamera geht nah an den Körper ran und distanziert sich wieder in den dokumentarischen Interviews. Demgemäß stört und wiederholt der Porno genretypische Pornoskripts gleichzeitig auf unterschiedlichen Ebenen: Die marginalisierte Geschichte von Jamal als Schwarzer trans Mann in der schwulen Pornografie sowie die Inszenierung der tabuisierten Analsex-Praxis unterlaufen Konventionen des Genres. Gleichzeitig kommen genretypische Mittel bei der Umsetzung der Sexgeschichte zum Einsatz, wie zum Beispiel die sich wiederholenden, scharf gefilmten und sauber geschnittenen Nah- und Nacktaufnahmen des Körpers und der Praxis.

5.2 Der Wille zur Erregung

Pornografie kann eine besondere Anziehungskraft auf den Körper der Zuschauenden haben und sie unmittelbar und unkontrollierbar affizieren: erregen, anekeln, beängstigen, abstoßen – oder zum Staunen bringen. Linda Williams vertritt die Ansicht, dass Pornografie das Potenzial hat, den Körper zu *bewegen*. Pornografie sei ein exzessives Körpergenre, wie auch der Horrorfilm oder das Melodrama (Williams 2009: 13). In diesem Zusammenhang leitet nicht nur der Wille zum visuellen Wissen über den Körper das Pornoschauen, sondern die Lust an der erzählten Erregung. Begreifen wir queere Pornografie als Re-Vision und somit als eine andere Erzählweise aus einer anderen Sicht, nämlich vom Standpunkt sexuell-sozial marginalisierter Gruppen, die sich den Möglichkeiten der Gestaltungsmacht queerer Repräsentationen ermächtigen, verschränkt sich somit die Frage nach dem Erzählmodus mit der Frage der Subjektivität der Zuschauenden (Braidt 2009: 31). Wer soll sich beim Pornoschauen wiedererkennen? Wer kann und darf sich auf ein affektives Erlebnis einlassen? Welche sexuellen Subjekte werden auf welche Art und Weise adressiert und konstituiert? Nach Wilke (2004) sind die Pornoskripts zu den Erwartungen, dem Wissen und den affektiven Bedingungen der Zuschauenden hin geöffnet. Die Reaktionen des Publikums und die Art und Weise, wie sie den Porno multidirektional vollenden, sind vielfältig und individuell, da das Publikum heterogen ist.

Mit Blick auf das Filmangebot und dessen Adressierung wird in „GODASSES III“ Erregung wie folgt erzählt: Der Porno spielt narrativ und affektiv mit der geschlechtlichen und sexuellen Identität der Zuschauenden. Die expliziten Bilder erregen potenziell den Körper, in erster Linie unabhängig davon, wie sich die Zuschauenden identifizieren oder sexuell orientieren. Als Zuschauerin verliere ich die Kontrolle über die affektiven Reaktionen meines eigenen Körpers. Die Inszenierungsweise evoziert Affekte, die sich gegen die auf der rationalen Ebene zirkulierenden Normvorstellungen von Sexualität und Geschlecht der Zuschauenden richten. Somit liegt das subversive Potenzial, das sich nicht notwendigerweise in jedem Publikumskontext entfaltet, in der Art und Weise, wie und wer adressiert wird. Und wie funktioniert bei mir dieses affektive Spiel?

Bei der Begegnung mit dem Körper von Jamal Phoenix werde ich bewegt, und zwar in einer Weise, die mein Verstand so nicht erwartet hat. Obwohl ich lesbisch bin, erregen mich die expliziten Szenen. Infolge dieser Umordnung bei der Adressierung, die eine scheinbare Dissonanz zwischen rationaler Erwartung und körperlicher Erfahrung bei den Zuschauenden auslösen kann, werden die Genitalien schließlich jenseits von den binär geschlechtlichen Körpern und Lustformen imaginiert. Vielmehr wird ein kollektives sexuelles Moment zwischen den Körpern am Set und im Publikum angestrebt, das auf die unvorhersehbare Intensivierung der Lust ausgerichtet ist.

6 Un/Sichtbarkeit

Die von mir analysierten Pornofilme unterlaufen auf unterschiedliche Weise transgressiv die Binarität der Geschlechterordnung sowie die damit verbundenen Blicke auf nicht-normative Körper. Zum Schluss soll auf die subversiven und zugleich voyeuristischen Strategien eingegangen werden, wie „Pieprzę to!“ und „GODASSES III“ vielfältige trans Körper und Erfahrungen sichtbar machen, ohne dabei einen Fetisch zu adressieren. In „GODASSES III“ wird ein Schwarzer trans Körper Subjekt: Jamal mit operierten Brüsten und einer funktionstüchtigen „Pussy“. Während in „GODASSES III“ Jamal die Normierungen in der schwulen Sexualität offenlegt – wohingegen erst die trans Perspektive ein Durch*queeren* dieser sexuellen Homonormativität ermöglicht –, sind trans Körper in „Pieprzę to!“ zwar am Set, ihre nichtnormative Körperlichkeit kommt aber nicht explizit zur Sprache. Die Körper sind vielfältig und vollwertig, genauso, wie sie sind. Die Thematisierung der spezifischen sexuellen Bedürfnisse eines trans Körpers in „GODASSES III“ als auch die Darstellung von Sexualität als von Geschlechtern entkoppelte Körperpraxis in „Pieprzę to!“ stellen meines Erachtens beide, wenn auch unterschiedliche, queere Strategien dar. Denn bei beiden Pornos wird die binäre gesellschaftliche Vorstellung, was ein trans Körper ist, und dass ein trans Körper ein an die binäre Norm angeglichener Körper ist, untergraben. Somit werden Wissen über und Blicke auf trans Körperlichkeit erweitert und verändert. Trans Körper werden dabei nicht verallgemeinert oder hypersichtbar aufgeführt, sondern bringen die Szene als handlungsfähige Subjekte hervor, was eine darauffolgende Kollektivierung der Subjekte erst ermöglicht. Es sind keine Pornos *über* trans Körper, sondern Filme *mit* queeren Performenden, die das Pornoskript anhand ihrer sexuellen und körperlichen Erfahrungen gestalten. Dadurch schreiben sie sich als queere und trans Körper im Diskurs sexueller Begegnungen ein und erweitern somit sexuelle Vorstellungen und Visionen.

7 Conclusio

Die These, dass queere Pornografie nicht nur eine Darstellung ist, sondern eine Praxis und eine Form der Kritik, indem sie neue Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht wirft, leitete die Untersuchung. Ebenso die Frage, worin dieses subversive, aufklärerische und lustvolle Potenzial liegt.

Die Analyse der Pornos „Pieprzę to!“ und „GODASSES III“ führte mich zu folgenden Erkenntnissen: Beide Pornofilme stören und unterlaufen die binäre Geschlechterordnung. Es wird ein Spektrum an Körperlichkeit mit unterschiedlichen Genitalien, erogenen Körperzonen und sexuellen Präferenzen inszeniert. Außerdem werden die Konzepte der Homo-Bi-Heterosexualität hinterfragt und das Verhältnis zwischen Geschlecht, Sex und Begehren neuformiert, Affekte umgeordnet, wobei die sexuellen Geschichten, die erzählt werden, die sexuelle Praxis von der Geschlechtsidentität entkoppeln.

Bei „Pieprzę to!“ findet diese Entkoppelung insofern statt, als dass Sexualität als körperliche Praxis und somit als Befriedigung von Körpern inszeniert wird. Ein zentrales Element, das Intimität sowie Macht in den sexuellen Interaktionen erzeugt, ist die sexuelle Kommunikation. Dass die kommunikative Aushandlung Teil des Pornos ist und nicht nur *off-scene* stattfindet, fungiert als Intervention in das Genre.

In „GODASSES III“ hingegen wird Sex von Geschlecht entkoppelt, indem eine homonormative Sexpraxis, und zwar die schwule Analpraxis, aus einer trans Perspektive enttabuisiert wird. Folglich legt der Porno dar, wie in der (queeren) Porno- und Sexindustrie, aber auch in der *Gay Community*, Geschlecht und sexuelle Praxis hetero- und homonormativ verschränkt sind.

Schließlich entwurzeln „Pieprzę to!“ und „GODASSES III“ hegemoniale Konzepte des Begehrens, erweitern die Sprache der Lüste durch eine eigene Erzählung und Ästhetik und verschieben dadurch sexuelle Normen: Fantasien werden re-imaginiert und sexuelle Skripts de-konstruiert. Als Form der Kritik entsteht eine Vision. Aber auch eine sexuelle Möglichkeit im Moment, denn queere Pornografie kann sexuell ermächtigend wirken, vor der Kamera und im Kinosaal. Die analysierten Pornos transportieren Bilder und Wissen von marginalisierten trans Erfahrungen, nichtnormativen Sexpraktiken sowie nonbinären Vorstellungen des Körpers und vermitteln dadurch ermutigend sowie anleitend eine Sprache für sexuelle Kommunikation als Triebfeder der Lust. Explizite Sexszenen, nahe und nackte Körperaufnahmen sowie die Erregung als unkontrollierbare Kraft kommen dabei nicht zu kurz.

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2006). *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv125jk6w>
- Braidt, Andrea B. (2009). Erregung erzählen. Narratologische Anmerkungen zum Porno. *Montage A V*, 18(2), 31–53.
- Bremme, Bettina (1990). *Sexualität im Zerrspiegel. Die Debatte um Pornographie*. New York, Münster: Waxmann.
- Brinkema, Eugenie (2014). *The Forms of Affects*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822376774>
- Butler, Judith (1990). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Engel, Antke Antek (2002). *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main: Campus.
- Fausto-Sterling, Anne (2000). *Sexing the body: gender politics and the construction of sexuality*. New York: basic books.

- Foucault, Michel (1983 [1976]). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gagnon, John & Simon, William (1986). Sexual Scripts. Permanence and Change. *Archives of Sexual Behaviour*, 15(2), 97–119. <https://doi.org/10.1007/BF01542219>
- Gramann, Karola (1981). *Lust und Elend: das erotische Kino*. Luzern: C. J. Bucher.
- Jagose, Annamarie (1997). *Queer Theory. An introduction*. New York: New York University Press.
- Haraway, Donna (1988). Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575–599. <http://dx.doi.org/10.2307/3178066>
- Kappeler, Susanne (1988). *Pornographie. Die Macht der Darstellung*. München: Frauenoffensive.
- Muñoz, José Esteban (2009). *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*. New York: New York University Press.
- Ott, Cornelia (1998). *Die Spur der Lüste. Sexualität, Geschlecht und Macht*. Opladen: Leske + Budrich. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-99410-3>
- Rose, Gillian (2016 [2001]). *Visual Methodologies. An Introduction to Researching with Visual Materials* (4. Aufl.). Los Angeles et al.: Sage.
- Rückert, Corinna (2000). *Frauenpornographie – Pornographie von Frauen für Frauen: Eine kulturwissenschaftliche Studie*. Peter Lang.
- Schmitter, Leena (2010). ‚Sex Wars‘. *Feminismus und Pornographie in der Deutschschweiz (1975–1992)*. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz.
- Schocher, Nathan (2021). *Der transgressive Charakter der Pornografie. Philosophische und feministische Positionen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839454671>
- Snorton, C. Riley (2017). *Black on Both Sides: A Racial History of Trans Identity*. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Stüttgen, Tim (2009). *Post, porn, politics: queer_feminist perspective on the politics of porn performance and sex_work as culture production*. Berlin: b_books.
- Taormino, Tristan; Paareñas Shimizu, Celine; Penley, Constance & Miller-Young, Mireille (Hrsg.). (2013). *The Feminist Porn Book. The Politics of Producing Pleasure*. New York: Feminist Press at the City University of New York.
- Valverde, Mariana (1989). *Sex, Macht und Lust*. Berlin: Orlando-Frauenverlag.
- Wilke, Bettina (2004). Die Inszenierung der Inszenierung. Beitrag zu einer neuen Sicht auf Pornografie. *Freiburger FrauenStudien*, 10(15), 165–179.
- Williams, Linda (1995 [1989]). *Hard Core. Macht, Lust und die Traditionen des pornographischen Films*. Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld.
- Williams, Linda (2009). Filmkörper. Gender, Genre und Exzess. *Montage AV*, 18(2), 9–30.

Filmografie

- GODASSES – Part III: Jamal Phoenix (2022). Emre Busse, Deutschland.
- Pieprzę to! (Fuck It!) (2023). Pepe Le Puke, Aaa Biczysko und Szuga Szu (Grupa Dochodzę), Polen.

Quellen

- Sozialarchiv Zürich (SAZ), Ar. 439.10.1: Akten: Frauenfilmclub *Xenia* ca. 1988–2001 (enthält Filmzyklen, Fotos, Flyer, Texte zur feministischen Filmtheorie).

Zur Person

Rahel Sophia Wehrlin, M.A., *1995, Doktorand*in (sie*/keine) am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern. Arbeitsschwerpunkte: Porn Studies, Queer Theory, nichtnormative Sexualität(en), erotische Subkulturen.

Kontakt: Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung, Universität Bern, Mittelstrasse 43, 3012 Bern, Schweiz

E-Mail: rahel.wehrlin@unibe.ch

Anukriti Dixit

Negotiating caste, gendered and colonial subjectivities in the neoliberal academy

Zusammenfassung

Verhandlungen von Kaste, genderspezifischen und kolonialen Subjektivitäten in der neoliberalen akademischen Welt

Dieser Beitrag zeigt hegemoniale akademische Normen, denen Forschende unterworfen sind, und wie diese die mit ihrer Subjektivität verbundenen Privilegien erkennen. Ich berichte vom schwierigen Verhandeln meiner Privilegien, insbesondere der Kastenzugehörigkeit, im Kontext meiner Marginalisierungserfahrungen als *„Frau aus der Dritten Welt“* in der europäischen Wissenschaftswelt. Diese wettbewerbsbedingte Unsicherheit ist Ausdruck einer neoliberalen Logik von Unternehmertum und Verantwortung sowie der kastenbasierten Logik von *Verdienst und Verdienen*. In der Wissenschaft als Feld der Wissensproduktion ist Macht historisch in den Händen einer kleiner werdenden Elite verfestigt. Konkurrenzdenken und Unsicherheit führen zu eigennützigem Forschungsmethoden, wodurch hegemoniales Wissen produziert und der (politische) Forschungskontext außer Acht gelassen wird. Kaste wird mit Geschlecht, Kolonialität, Fähigkeiten, Sexualität und Ethnie (sowie weiteren Subjektivitäten) als intersektionaler Koproduzent von Ausgrenzung thematisiert. Das Aufzeigen der kastenbasierten imperialistischen Logik ist wichtig, um Privilegien zu entschlüsseln, die Elitismus und Ausgrenzung in Wissenschaft und Wissensproduktion hervorbringen.

Schlüsselwörter

Kaste, Neoliberalismus, Subjektivierung, Privilegien, Wissensproduktion

Summary

This paper highlights how researchers are subjugated through hegemonic academic norms and how they simultaneously recognize the privileges attached to their subject positions. I illustrate difficulties in negotiating my privileges, particularly of caste, and my experiences of marginalisation as a *‘third world woman’* in the European academy. Such competitive insecurity is illustrative of both neoliberal logics of enterprise and responsibility as well as caste-based logics of *merit and deservingness*. Academia as a field of knowledge production historically consolidates power in the hands of a shrinking set of elites. Attitudes of competition and uncertainty produce subjects that turn to self-interested modes of acquiring and analysing data, thereby producing hegemonic knowledges, which ignores the situatedness and politics of the research context. Caste is addressed together with gender, coloniality, ability, sexuality and ethnicity (among other subjectivities) as an intersectional co-producer of exclusion. Invoking caste-based imperialist logics is essential for unpacking the privileged subjectivities that produce elitism and exclusion in academia and in knowledge production.

Keywords

caste, neoliberalism, subjectivation, privilege, knowledge production



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH

erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

1 Introduction

The academy in its various forms and manifestations produces the academic who in turn co-constructs the academy. The relationship, co-constitutive as it is, is often deceitful, neglectful, stressful and demanding, rewarding and importantly forever in the making and unmaking. It is possible to be fully immersed and accept all the terms that are offered for being a specific kind of academic (for example entrepreneurial, well-published and highly networked) from the first orientation class at a PhD program, and it is also possible to keep hesitantly accepting some of these terms whilst one negotiates one's prospects, privileges and senses of self. The present work is a confluence of similar conversations that I have had with myself, during the process of writing my doctoral dissertation and crafting a somewhat volatile yet necessary sense of personhood during my formative years as an early career scholar. Through an illustration of experiences, particularly those of interactions with academic peers in India and Switzerland, I discuss the nuanced process of being formed as a subject, within a (neoliberal¹) academic environment (Davies 2005). I present how the experiences of marginality as a '*third world woman*' researcher in Swiss academia led to questioning of caste privileges obtained from social stratification in India (I belong to an "upper" caste). I elaborate on how intersecting privileges and marginalities may provide a platform to reflect on and change the research practices and ethics fostered by us. In these accounts, caste status plays a central role in addition to gendered and neoliberal academic discourses, in producing anxiety, competition and insecurity. As I will argue, there is a key difference in the way that caste and neoliberal subjectivities function for a privileged subject from an "upper" caste². Neoliberalism makes individuals responsible for their socio-economic success and failure (Duggan 2012) thereby producing a sense of precarity and a loss of support or community (Bansel/Davies 2010). The gendered neoliberalised academia produces a sense of hyper-visibility and requires women to take responsibility for their career tracks, through discourses of productivity, efficiency and competition (Lipton 2017).

Discourses of competition and insecurity are also produced within caste-based regimes (Yengde 2019). The caste system constructs "upper" caste people as a privileged class and through generations of practised defence of this privilege (Teltumbde 2018) produces a presumed sense of precarity for "upper" caste persons. This makes privileged "upper" caste people, like myself, exaggerate our senses of victimhood (Yengde 2019) and reproduce competition and insecurity within the academy. As a *third world*

1 The invocation of neoliberalism in this paper comes with a specific reference to the Foucauldian idea of an economic tribunal (Lemke 2001), a meaning-making system where subjects and institutions are regarded as market actors and all aspects of life are produced through economic values of efficiency, enterprise, freedom and autonomy (Brown 2015). I posit that as academics, our subjectivities may increasingly be shaped within and through neoliberal logics (Berg/Huijbens/Larsen 2016) and this poses challenges to our engagement with discourses of social justice.

2 The designations of "upper" and "lower" caste are questioned here by putting them in quotation marks. These are not categories – the words "upper" and "lower" signify the imperialist presumption that one caste (or set of castes) is superior than another. However, this is the very oppressive and stereotype that has been challenged historically by "lower" caste people. Thus the quotation marks on both "upper" and "lower" indicate historically constructed categories that are being problematised and challenged.

woman³ academic, I experience precarity with simultaneous experiences of privilege through caste. Therefore, my life as an academic swings between these systems of power, privilege and marginality. It is through simultaneous engagement with the intersecting aspects of my subjectivity – in terms of gender, caste, coloniality, ethnicity and class among others – that I am able to envision a resignified subject in myself – one that is reflexive of the power and privilege involved in the processes of research and in the production of “knowledge”⁴.

The findings and discussion section of this paper presents the possibilities of resignification in the discourses of caste, hierarchy and neoliberalism. Overall, I ask the question how can the thwarting of privilege in one setting be the cause of investigation and checking of privilege in another? How can we, through parallel inquiries into our intersecting subjectivities ensure we can scrutinise our privileges, not only as academic producers of “knowledge” but also as social actors and beings?

This work is unique in the manner of its simultaneous engagement with narratives of caste and neoliberalism, presenting the importance of the caste lens in analysing insecurity and competition within the academy. The aim is to generate discussions with scholars interested in issues of intersectionality, positionality and enquire into modes of subjectivation that could lead to the self-motivated questioning of unchecked privilege – not only of caste but of gender, ethnicity, coloniality, ability, age, gender identity, sexuality and class among other situated forms of privilege.

2 Literature and theoretical review

Brunila and Valero (2018) locate academic anxiety with the increasing sense of precarity in neoliberal academic institutions, where academic subjects are constantly produced as insufficient, through neoliberal enterprise logics and ways of governing. Holland, Lorenzi and Hall (2016) relate this anxiety partly to how performance assessment is quantifiably measured and organised within neoliberal institutional spaces. Loveday (2018) analyses this anxiety as a growing precarity in employment contracts. In particular, the gendered dimensions of such precarity and fatigue (Poggio 2018) are produced not only through the commodification of labour leading to gendered differences in hiring, pay and promotion but also due to constant scrutiny of our abilities to produce *neutral* “knowledge” (Harding 1995).

However, particularly in the Indian context, I posit that apart from gendered and neoliberal ideas of performance, scrutiny, competition, responsibility among others

3 The categories of *third* and *first* world are non-homogenous and are treated as such by the author – particularly in presenting caste-based differences. However, in this paper the term third world woman is invoked by the author to explain her lived experience of being an outsider (a woman from a *third world country*) in Switzerland.

4 In order to question the fixed notion of there being one single unified and recognized scientific “knowledge”, I use so-called scare quotes around “knowledge” for the purpose of questioning the dominance and fixity of Western epistemologies which regard Western paradigms as the only ones capable of producing reliable “knowledge” and Western subjects as the only reliable bearers and producers (often extractors) of such “knowledge”. This questioning of “knowledge” is in line with both poststructuralist (Bacchi/Goodwin 2016) and decolonial (Quijano 2007) schools of thought.

(Fernandes 2018), the historicity of the caste system is exigent to be regarded as co-constitutive in experiences of anxiety. There is a history of oppressor regimes associated with “upper” castes due to our complicity and direct perpetration of forced occupational and educational segregation (Ambedkar 1935; Irudayam/Mangubhai/Lee 2014), constructed ideas of *merit and deservingness* (Teltumbde 2018) and concentration of wealth by “upper” caste people (Jangam 2017). I argue further that for researchers privileged through social stratifications such as ethnicity, caste, class, physical ability, sexuality and gender identity the precarity of the neoliberal academy is an important state of flux, to encourage reflection on other privileges. I am not implying that we ignore or neglect the fear of underperforming or the narratives of *deservingness* and the sense of urgent efficient work, financial precarity or material vulnerabilities that neoliberal regimes have instilled in us. Rather I suggest that specific attention to our subjectivation as subjects of precarious and insecure labour may help us to engage more deeply and substantially with the taken-for-grantedness of our privileged meaning systems.

This paper takes a critical and poststructuralist turn concerning the inquiry into subjecthood and modes of subjectivation for academic scholars (Flynn 2017). We are produced through discourses of both privilege and marginality. With Butler (1997), I argue that a subject’s conditions of existence are produced through power and that the possibilities of resignification, resistance and alteration are also produced through the subject’s engagement with and embodying of this power. Additionally, with Ambedkar (1935), I argue that the caste system instills a false sense of superiority and quashes the democratic imagination of the “upper” caste members of society – distorting the very basis of equality (Waghmore/Contractor 2015). This inherent superiority in turn generates an illusion of mastery (Alcoff 1991) thereby confining “knowledge” production in the hands of a narrow elite and producing some self-appointed *elite* subjects as more *viable* and *worthy* knowledge bearers/producers than others (Pathania/Tierney 2018).

The confinement of “knowledge” production privileges has been studied from the lens of gendered power – Harding (1995) notes that feminist knowledge may often be pronounced less value-neutral or less objective than conventional research. Further, the notion of objectivity in research has been questioned by critical (Gannon/Davies 2007), feminist (Haraway 1989), intersectional (Collins 2003) and decolonial (Quijano 2007) scholars. I follow these scholars in critiquing the intersectionally discriminatory academic practices that allot lower epistemic credibility to “knowledge” produced by caste-oppressed scholars.

Systems such as coloniality, ethnicity, caste and ability produce an illusion of a deserving body and a worthy bearer/producer of “knowledge” (Pohlhaus 2017). Teltumbde (2018) writes in the context of India’s economy that caste-free neoliberalism is a myth. As much as discourses of competition are causing a widespread sense of precarity and insecurity in most of us, “lower” castes in India, dispossessed of land and capital and increasingly pushed into informal (exploitable) markets, are produced as *uncompetitive* (Teltumbde 2018). Neoliberalism has been observed to enmesh together with contextually situated forms of oppression (Ong 2006) such as caste, ethnicity and coloniality – and in the case of caste, it combines to strengthen its oppressive tendencies through powers of freedom, merit, enterprise (Teltumbde 2018) and interconnections of discourses of *merit, deservingness, competition* and *ethical research*.

Methodologically, an approach called *thinking with theory* (Jackson/Mazzei 2013) is applied here. The memos and notes written during my thesis are plugged into theoretical foundations of subjectivation (Butler 1997), gender (Ivancheva/Lynch/Keating 2019) and caste as an oppressive epistemological paradigm (Ambedkar 1935, 2022). The form of inquiry and writing professed here is critical and reflexive (Jones/Calafell 2012). I present a personal narrative inquiry to bring out the “selves behind the projects” (Halberstam 1998: 63) and reflect on my writing, research and doctoral journey to ask how I have produced the “knowledge” and what exclusions were (or continue to be) produced through my caste privilege. The expected contribution of this form of writing is to engage with reflexive ethics that dislocate the overdetermination of objectivity and, through the reflections on my experiences, acknowledge the presence of hierarchy, social stratifications and inequalities within academic cultures and spaces (Hammonds 1997).

During the course of my doctoral degree, I had to contend with the exclusions I perpetrated within caste-based discourses and the possibilities of resignification therein. I have since come to believe that it is perhaps more fruitful to place discussions of dominance and subversion right alongside instances of privilege and strategic collaboration within academia to balance out our narratives and illustrate how discourses of privilege and marginality work. While discourses do put limits on allowability and constitute us as specific subjects – within our very reproduction of these discourses – lie possibilities of resignification and the potential to act upon the power that acts upon us (Butler 1997).

3 Caste-based and neoliberal power systems

India has a system of affirmative action that is referred as the *quota* or the *reservation system* (Subramanian 2019). This system grants a fixed percentage of seats in all state-run organisations (including educational institutions) to those historically and currently experiencing oppression based on caste. These policies of reservation were and continue to be vehemently opposed by privileged “upper” caste persons on the grounds that they defy the norms of merit and only those considered to be truly deserving and worthy of entry into prestigious institutions must qualify through fair competition and not a quota. This belief is unfounded on real data and ignorant of the continued statistics of violence, rape, economic and social dispossession done by “upper” caste persons unto lower caste people (Jahnvi/Sathpathy 2021).

3.1 Merit and deservingness

When I began my doctoral degree, one of the first things a colleague told me was to thank God there is no quota for “lower” castes in the PhD intake system. This statement uttered by an “upper” caste person – on the lack of quotas – indicates not only relief about the presumed idea of absolute merit prevailing in this institution but also the physical absence of the bodies of those marginalised through caste – thus making it a fiefdom of “upper” caste impunity (Pathania/Tierney 2018). There is a history of oppressive exclusion of lower caste people, even when admitted through quotas, in India’s

higher education institutions (Sukumar 2023; Rukmini 2019). I do not fully agree with the statement, but what I did identify with was my own *deservingness* to be at this prestigious institution for my PhD. Neoliberal discourses of enterprise and competition led me to believe that the hard work I had put in to secure an admission deserved recognition. Caste mentalities on *merit* were interwoven with neoliberal logics of enterprise.

At another gathering soon after my intake into this (largely) “upper” caste institution we screened Chimamanda Adiche’s TED talk *The Dangers of a Single Story*⁵ during a discussion on India’s caste system. At the end of the talk when asked for feedback, one of my “upper” caste colleagues exclaimed:

“[T]his was a brilliant talk and it only goes to show that it is high time that lower caste people stopped sticking to their story of oppression and let go of the reservation quota system. We have wasted much of our time and energy in our youth to get admissions into educational institutions that took in less meritorious people because of quota system. We deserved those seats and now they are occupied by incompetent people.” (Thesis memo dated 12 April 2019)

This person was joined in agreement by many others in the class. Once again, I did not agree but I also did not show my disagreement lest I lose the goodwill cultivated with them. While I was aware that silence makes us complicit (Chrispal/Bapuji/Ziestema 2021), the value of speaking up never outweighed the fear of loss of a network (Shahjahan 2019), the fear of angering even one person from the caste-neoliberal university order. I was the Butlerian subject seeking “the sign of its own existence outside itself” (Butler 1997: 20). My caste identity was solidified only through confirmation from others like me whose approval and validation of my existence was made to appear as a coveted achievement.

The historicity of the caste system includes oppression, deprivation and deliberate, organised acts of exclusion by “upper” caste persons (Narula 1999). The scope of such violence, at the physical, psychological and interpersonal level extends beyond the reservation system which appeared relatively recently in the history of caste dynamics (Teltumbde 2018). Yet, the “upper” caste society, particularly academic and educational systems, hold reservations as the central warrant to support our ongoing apologist and exclusionary institutional mechanisms. In context of neoliberal and racial regimes of power, Davis (2011) notes a similar phenomenon whereby women on welfare bear the brunt of judgement and societal violence in neoliberal policies making their position precarious. Similar experiences with respect to class are noted in the European context in the work on the cultural transmission of social inequality (Andersen/Hansen 2012). According to Bourdieu (1986, 1996), the culture of elite classes can be mimicked to variable extents, by others, and the success of students in educational systems depends not purely on notions such as merit but on their class and cultural capital.

While regularly subjecting “lower” caste others to scrutiny of *merit*, I was never, as an “upper” caste academic in an “upper” caste academia, questioned about my *deservingness* or the ethics (Rose 2012) and rigour of my research. However, this changed with my arrival in Europe. During my tenure as a postdoctoral scholar in Switzerland, I began studying comparative perspectives on *neoliberal nationalisms* – with India and Switzerland as my case studies. As a policy studies researcher and a person who has

5 Published at TED global in 2009. Date of access: 1 December 2023 at: <https://rb.gy/zo740g>.

lived and worked in both countries, I could identify many parallels between Indian and Swiss forms and manifestations of nationalisms. When I began introducing this work to my peers, I was asked if I felt comfortable researching a context so unknown (to me). Would the lack of knowledge about the Swiss context not make it difficult to uncover the complexities and peculiarities of the Swiss case?

The above encounter lasted about thirty minutes during which I was justifying to my peers, why this discomfort that they feel with a non-Swiss person doing research on *their context*, has been a routinely sanctioned form of inquiry by Western paradigms of “knowledge” onto the *third world* (Escobar 2011). Such “knowledge” extractivism is what has helped keep the careers of many academics (including myself) alive and has won us accolades and rewards.

However, as I uttered these words, I became aware of the paradoxes of being a marginalised subject in the academic environment. As this *third world woman academic* subject, there is a historicity attached to my position that is at once resisted by this subject but that has also produced and sustained this subject⁶ (Butler 1997). Among these paradoxes is a significant one regarding my *merit and deservingness* – I am an Indian academic who is a colonial *other* and therefore assumed to be not capable of offering insights on the West’s epistemic zero point (Mignolo 2011). This produces me as someone only relegated to my own context and culture and lacking the objectivity to analyse the Western/European socio-political milieu. As a woman in a qualitative research context, I have also been at the receiving end of inquiries that question the objectivity and rigour of my research (Acker/Barry/Essweld 1983). Further, I am in a sense *not allowed* to make knowledge claims about *first world* lives and subjects because in the colonial “knowledge” paradigm, expertise flows from the global North to the South and cannot flow the other way around.

This insight when applied to the caste-based “knowledge” producing part of my subjecthood – offers a chance to reflect on my caste privileges. “Lower” caste scholars are often questioned about their objectivity while producing “knowledge” about the caste system⁷. They are not “a free subject of thought and action” (Said 1995, cited in Kapoor 2001: 562). Ambedkar (1935, 2022) describes at length the measures historically in place to ensure the continued exclusion of Dalit Bahujan and Adivasi (DBA)⁸ persons. Acts of resistance by DBA communities have consistently been punished, while

6 It is important to recall that while I talk about my individual experiences, the idea of being a subject and of being subjectivated, as discussed by Butler (1997) involves understanding that a subject is not an individual but rather a “structure in formation” (Butler 1997: 10). The subject is a formation and reification of historical effects of various discourses. For instance, being an ‘upper’ caste Indian woman in European academia has various meanings that I did not choose but that were produced for me through the effects of various colonial, caste-based and gendered historicities.

7 Ruth Manorama, in conversation with Meena Kandasamy. Available at www.youngfeminists.wordpress.com/2007/12/27/on-caste-and-patriarchy-an-interview-with-ruth-manorama/.

8 *Dalit, Bahujan and Adivasi* is a consolidated term often invoked by those who are part of anti-caste resistance. While the term *Dalit* invokes what we term as scheduled caste or those who are classified as belonging to “lower” castes as per the Government of India (excluding other backward categories), the term *Adivasi* refers to tribal or Indigenous peoples. The term *Bahujan* literally translates to “majority of the people” and is invoked to imply that caste is not just a concern for oppressed castes but for all (including the “upper” caste peoples). These terms are used across religions to denote oppressed castes. Description paraphrased from Valiammal Karunakaran’s article in Medium. Published 14 July 2016, retrieved 6 October 2021.

an anxiety and constructed sense of vulnerability persists among “upper” caste people (Yengde 2019). Particularly DBA women’s capacities as subjects of knowledge and their epistemic credibility are scrutinised (Rao 2018). Thus, gendered and caste-based systems of power produce intersectional discrimination for DBA women in academia (Renukuntla/Gundemeda 2023). I seek not to equate or co-opt the experiences of DBA women with my own, but to show how the experience of marginality as a *third world woman* scholar in Switzerland allowed me to problematize my privileges as an “upper” caste woman researcher in India.

3.2 Intersectionality of gender and caste

Competition-driven anxiety, combined with an institutionally confirmed belief in my superior status as a “knowledge” producer, further turned me towards self-interested modes of inquiry. For instance, I began misrepresenting entire communities, with a presumed sense of objectivity. This translated into the belief that incorporating caste in my thesis on sexual harassment at workplaces (SHW), was a choice I had to make.

“Adding caste analysis to an already complicated thesis data set appears difficult. It might be more sensible to include it as a couple of endnotes in the dissertation documents as it takes the focus away from gendered and sexual violence. Publication also might become tedious because I might have to explain the entire caste system in every research paper – the number of outlets that will publish this is also not sure. I think most American journals might not [publish it].”
(Thesis memo dated 21 December 2018)

Not only did I disregard the intersectionality of caste and gender, which are inextricable parts of each other in the Indian context (Anandhi/Kapadia 2017), but I was harbouring the illusion that objective research was possible to achieve by entirely isolating gender from caste and disregarding the important role caste status plays in the constitution of sexual violence in India (Geetha 2017). However, on the neglect of caste in my research questions and proposals, I was questioned while in Switzerland as a visiting doctoral scholar. While at the University of Bern, I was asked to partake in a workshop where I presented my thesis work on sexual harassment policies in India. I declared that I was aware that caste is important to this study, but that I was not sure of how to incorporate it in my work because I was not able to find any evidence on it. At this time, a Swiss scholar of colour studying anti-racism asked me:

“If you cannot find policy documents mentioning caste and its importance for gender-based violence, does that not imply a politics of neglect and stigma? I work on race and often not finding documents mentioning race signals to me a social imaginary that race has been solved as a problem. Such avoidance cultures translate into avoidant policies. This makes it even more important to study caste, don’t you think?”
(Thesis memo dated 4 November 2019)

The brazen manner in which I was skirting past caste was not only spotted but this “open secret” (Sholock 2007: 128) was also made explicit. The illusion I had built around my own mastery and entitlement to do feminist research as a woman scholar, was questioned through the lens of critical race and anti-caste studies. I was made aware of the lack of intersectionality in my analysis and specifically of the neglect of caste and therefore the compromise on ethics in my research. Moreover, even though I called myself a scho-

lar of intersectionality studies, caste for me was something that happened “somewhere else” (Pandian 2002: 1735) – either in rural India or in informal work environments.

Further, within the Swiss context, as I could later observe, race and class were both functioning together with gendered inequality to produce experiences of marginality for students and academics (De Martin 2022). These were not just identity factors that could be observed in isolation to each other, but critically contributed to unequal experiences and structured marginality that I had neglected due to a lack of deliberation on positionality. The above exchange led me to remember that intersectionality and reflexivity are crucial to the feminist and critical methods I was invoking and that I would be questioned on my ethics and reflexivity.

Turning my attention to caste privilege allowed me to reflect on the intersections of gender, caste, race (among other marginalisations) and their attendant effects (Pereira 2019) on the ideas of *merit*. These systems of power rely especially on producing superior vs. inferior knowers (Fricker 2017) where the sense of entitlement of the superior produces a distorted idea of vulnerability. Being produced as an *inferior* knower as a *third world woman* in the European context, I began questioning my self-imposed superior status as a knowledge producer in the Indian context.

3.3 Research and publications

Having trained under the paradigm *publish or perish*, I began producing knowledge from sole the point of view of publishing it. If the idea did not appear marketable to a publishing house, I was not willing to undertake research on it, even if it was crucial to my research context. Butler’s discussion of what she calls the *circuits of conscience*, finds meaning here.

“Rather, I would suggest that the subject who would oppose violence, even violence to itself, is itself the effect of a prior violence without which the subject could not have emerged.” (Butler 1997: 64)

What Butler refers to above as the “effect of a prior violence” is the violence of coloniality and the fixed definitions of “knowledge” (Quijano 2007) that I was trying to oppose. Thus, on the one hand, I had been trying to forge myself as a credible producer of “knowledge” in the Western paradigm, supported by caste-based ideals of *merit and deservingness*; on the other hand, I was ignoring ethical rigour and the importance of situated knowledges (Haraway 1988) in my research practices. While engaging with my insecurities, I had entirely omitted from reflexive thinking (Rose 2012) the importance of caste-privilege in producing me as a knowledgeable subject.

Efforts to escape the neoliberal values of merit, positivity and hard work, meant admitting that hegemonic colonial, racist and sexist values deter possibilities of life and expression for marginalised communities. Acknowledging my marginalisation through discourses of racism meant also acknowledging my privilege through a dominant caste position and the presumed superiority of “knowledge” attached to it. This contestation proceeds at times with my reflexive self, noticing it as it happens. I catch myself thinking about how I read and reproduce “knowledge”. Do I ever truly reckon with my privileged status and its benefits within academia? Do I use neoliberal precarisation and commodification of academic policies and practices, as excuses for only undertaking

convenient research projects? Do I focus only on projects that have the potential for funding and publication – at the cost of ensuring rigour through reflexive research about my caste position?

Disabusing myself of the absoluteness of merit, hard work and enterprise was a slow process of recognising the historicity of my subjecthood in the caste-based, racial, colonial and gendered matrices of power. Academic insecurity and the rise of neoliberal academia makes it impossible to do epistemic justice (Fricker 2017). Caste privilege enmeshes with neoliberal academia to produce an epistemically unequal set of *others* – including gendered, caste-based, ethnic and religious *others* (Ambedkar 1935). Fashioning a sense of self (Lorey 2006) that regards ethical and rigorous knowledge production as an important part of academic achievement was a slow and painful process. An important part of doing research in critical and feminist praxis involved internal dialogue that could produce a sense of political love (Siegl/Jokela-Pansini 2017) beyond the confines of academic institutions. This meant including, citing, listening to and engaging with scholars of racial inequality, intersectionality, class inequality and caste oppression. It meant reshaping my assumptions about merit and cultural capital – not merely as measurement of abilities but as techniques of unequalisation (Bourdieu 1996) and resignifying it through the questioning of established bodies of “knowledge” (Ramdas 2020).

Neoliberal subjecthood is becoming impossible to escape as a third world researcher in a first world context – where the racial, gendered, caste-based superiority of the researcher may become more important than our work or the substance of our arguments. However, these practices serve as a constant reminder to keep self-confessing the epistemic privileges and their material consequences that have advantaged and supported my being at the cost of caste-based othering and violence in Indian academia.

4 Concluding remarks

The caste-based and neoliberal discourses I describe make me a viable and recognizable subject. However, I sense their incompleteness in subjectivating me and their inadequacy to describe the entirety of my being as an embodied researcher. The constant struggle to overcome these constitutive discourses is relatable through Butler’s idea of exceeding one’s subjecthood and struggling to escape it, characterized as the ambivalence of subjectivation.

“To claim that the subject exceeds either/or is not to claim that it lives in some free zone of its own making. Exceeding is not escaping, and the subject exceeds precisely that to which it is bound. In this sense, the subject cannot quell the ambivalence by which it is constituted. Painful, dynamic, and promising, this vacillation between the already-there and the yet-to-come is a crossroads that rejoins every step by which it is traversed, a reiterated ambivalence at the heart of agency.” (Butler 1997: 17f.)

The power and politics of the caste-based and neoliberal academy are not resolvable immediately, nor are they as simple as taking a side. At every step, there is a reiterated ambivalence. The arguments, questions, and dichotomies that tear me apart are at the heart of (my) agency. I contend that there is value in understanding and negotiating with our

privileges within the academy. Reflexive writing with attention to intersectionality has the potential to foster reflections on how power and social systems co-constitute us as (academic) subjects. Producing transparent accounts of our gendered, caste(d), colonial, heteronormative selves, helps us guide our research towards inclusive work. Such work may help put precarity in perspective and encourage us to cultivate workspaces of care, political love and solidarity (Okazawa-Rey, interviewed in Siegl/Jokela-Pansini 2017).

I would like to emphasize here that all the concerns of academic insecurity, contractual labour and the race to find a permanent position in a shrinking neoliberal university are important and the purpose of this paper is not to deny or belittle these concerns. Rather, through this paper I have reflected on how researcher subjectivity offers reflexivity and an epistemically just praxis – as necessary areas of focus in this milieu. In other words, I argue that precisely because neoliberal and caste-based insecurity is producing urgency and precarity, we must focus more on an ethics of care and justice to produce cultures of solidarity in ongoing crises of inequalities and inequities within academic institutions and broader systems of power.

References

- Acker, Joan; Barry, Katy & Esseveld, Joke (1983). Objectivity and Truth: Problems in doing Feminist Research. *Women's Studies International Forum*, 6(4), 423–435. [https://doi.org/10.1016/0277-5395\(83\)90035-3](https://doi.org/10.1016/0277-5395(83)90035-3)
- Alcoff, Linda (1991). The Problem of Speaking for Others. *Cultural critique*, (20), 5–32. <https://doi.org/10.2307/1354221>
- Ambedkar, Bhimrao R. (1935). *The Annihilation of Caste*. Columbia University Center for New Media Teaching and Learning. Date of access: 2 August 2024 at https://ccnmtl.columbia.edu/projects/mmt/ambedkar/web/readings/aoc_print_2004.pdf.
- Ambedkar, Bhimrao R. (2022). *Castes in India: Their Mechanism, Genesis, and Development*. Date of access: 2 August 2024 at https://books.google.de/books?id=nhp0EAAAQBAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false.
- Anandhi, Shanmugasundaram & Kapadia, Karin (eds.). (2017). *Dalit Women: Vanguard of an Alternative Politics in India*. New Delhi: Taylor & Francis. <https://doi.org/10.4324/9781315206493>
- Andersen, Patrick & Hansen, Marianne (2012). Class and Cultural Capital—The Case of Class Inequality in Educational Performance. *European Sociological Review*, 28(5), 607–621.
- Bansel, Peter & Davies, Bronwyn (2010). Through a Love of What Neoliberalism Puts at Risk. In Jill Blackmore, Marie Brennan & Lew Zipin (eds.), *Re-positioning University Governance and Academic work* (pp. 133–145). London: Brill.
- Berg, Lawrence; Huijbens, Edward & Larsen, Henrik (2016). Producing Anxiety in the Neoliberal University. *The Canadian Geographer/Le Géographe canadien*, 60(2), 168–180. <https://doi.org/10.1111/cag.12261>
- Bourdieu, Pierre (1986). The Forms of Capital. In John Richardson (ed.), *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education* (pp. 241–258). New York: Greenwood.
- Bourdieu, Pierre (1996). *The State Nobility: Elite Schools in the Field of Power*. Cambridge: Polity Press.
- Brown, Wendy (2015). *Undoing the Demos: Neoliberalism's Stealth Revolution*. New York: Zone Books.
- Brunila, Kristina & Valero, Paola (2018). Anxiety and the Making of Research(ing) Subjects in Neoliberal Academia. *Subjectivity*, 11, 74–89. <https://doi.org/10.1057/s41286-017-0043-9>

- Burton, Sarah & Bowman, Benjamin (2022). The Academic Precariat: Understanding Life and Labour in the Neoliberal Academy. *British Journal of Sociology of Education*, 43(4), 497–512. <https://doi.org/10.1080/01425692.2022.2076387>
- Butler, Judith (1997). *The Psychic Life of Power: Theories in Subjection*. Redwood City: Stanford UP. <https://doi.org/10.1515/9781503616295>
- Chrispal, Snehal; Bapuji, Hari & Zietsma, Charlene (2021). Caste and Organization Studies: Our Silence Makes Us Complicit. *Organization Studies* 42(9), 1501–1515. <https://doi.org/10.1177/0170840620964038>
- Collins, Patricia (2003). Perspectivity and the Activist Potential of the Sociology Classroom. *Humanity & Society*, 27(3), 358–375. <https://doi.org/10.1177/016059760302700317>
- Davies, Bronwyn (2005). The (Im)possibility of Intellectual Work in Neoliberal Regimes. *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education*, 26(1), 1–14. <https://doi.org/10.1080/01596300500039310>
- Davis, Dana-Ain (2011). Constructing Fear in Academia: Neoliberal Practices at a Public College. *Learning and Teaching*, 4(1), 42–69. <https://doi.org/10.3167/latiss.2011.040104>
- Duggan, Lisa (2012). *The Twilight of Equality? Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack on Democracy*. Boston: Beacon Press. <https://doi.org/10.1108/02610150710756711>
- Escobar, Arturo (2011). *Encountering Development: The Making and Unmaking of the Third World*. New Jersey: Princeton University Press.
- Faria, Alex (2013). Border Thinking in Action: Should Critical Management Studies Get Anything Done? In Virpi Malin, Jonathan Murph & Marjo Siltaoja (eds.), *Getting Things Done* (pp. 277–300). Leeds: Emerald.
- Fernandes, Leela (ed.). (2018). *Feminists Rethink the Neoliberal State: Inequality, Exclusion, and Change*. New York: New York University Press.
- Flynn, Thomas (2017). Truth and Subjectivation in the Later Foucault. In David Owen (ed.), *Michel Foucault* (pp. 451–460). London: Routledge.
- Fricker, Miranda (2017). Evolving Concepts of Epistemic Injustice. In Ian Kidd, Jose Medina & Gaile Pohlhaus (eds.), *The Routledge Handbook of Epistemic Injustice* (pp. 53–60). London: Routledge.
- Geetha, V. (2017). Sexual Harassment and Elusive Justice. *Economic and Political Weekly*, 52(44). Date of access: 2 August 2024 at <https://www.epw.in/engage/article/sexual-harassment-and-elusive-justice>.
- Gill, Rosalind & Donaghue, Ngaire (2016). Resilience, Apps and Reluctant Individualism: Technologies of Self in the Neoliberal Academy. *Women's Studies International Forum*, 54, 91–99. <https://doi.org/10.1016/j.wsif.2015.06.016>
- Halberstam, Judith (1998). Between Butches. In Sally Munt (ed.), *Butch/Femme: Inside Lesbian Gender* (pp. 57–65). Washington: Cassell Academic.
- Hammonds, Evelyn (1997). Black (W)holes and the Geometry of Black Female Sexuality. In Elizabeth Weed & Naomi Schor (eds.), *Feminism Meets Queer Theory* (pp. 126–145). Bloomington: Indiana University Press.
- Haraway, Donna (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14(3), 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Harding, Sandra (1995). “Strong Objectivity”: A Response to the New Objectivity Question. *Synthese*, 104, 331–349.
- Holland, Charlotte; Lorenzi, Francesca & Hall, Tony (2016). Performance Anxiety in Academia: Tensions within Research Assessment Exercises in an Age of Austerity. *Policy Futures in Education*, 14(8), 1101–1116. <https://doi.org/10.1177/1478210316664263>
- Irudayam, Aloysius; Mangubhai, Jayshree & Lee, Joel (2011). *Dalit Women Speak Out: Caste, Class and Gender Violence in India*. New Delhi: Zubaan Books.

- Ivancheva, Marya; Lynch, Kathleen & Keating, Katheryn (2019). Precarity, Gender and Care in the Neoliberal Academy. *Gender, Work & Organization*, 26(4), 448–462. <https://doi.org/10.1111/gwao.12350>
- Jackson, Alecia & Mazzei, Lisa (2013). Plugging One Text into Another: Thinking with Theory in Qualitative Research. *Qualitative Inquiry*, 19(4), 261–271. <https://doi.org/10.1177/1077800412471510>
- Jahnvi, Laxmi & Satpathy, Suchismita (2021). Unfolding the Enigma of Dispossession in India: An Analysis of the Discourse on Land Grabbing. *Sociological Bulletin*, 70(3), 331–348. <https://doi.org/10.1177/003802292111018986>
- Jangam, Chinnaiah (2017). *Dalits and the Making of Modern India*. Oxford: Oxford University Press.
- Jones, Richard & Calafell, Bernadette (2012). Contesting Neoliberalism through Critical Pedagogy, Intersectional Reflexivity, and Personal Narrative: Queer Tales of Academia. *Journal of Homosexuality*, 59(7), 957–981. <https://doi.org/10.1080/00918369.2012.699835>
- Kapoor, Ilan (2003). Acting in a Tight Spot: Homi Bhabha's Postcolonial Politics. *New Political Science*, 25(4), 561–577. <https://doi.org/10.1080/0739314032000145233>
- Lemke, Thomas (2001). "The Birth of Bio-politics": Michel Foucault's lecture at the Collège de France on Neo-liberal Governmentality. *Economy and Society*, 30(2), 190–207. <https://doi.org/10.1080/03085140120042271>
- Lorey, Isabell (2006). *Governmentality and Self-precarization: On the Normalization of Cultural Producers*. Date of access: 2 August 2024 at www.transversal.at/transversal/1106/lorey/en.
- Loveday, Vik (2018). The Neurotic Academic: Anxiety, Casualisation, and Governance in the Neoliberalising University. *Journal of Cultural Economy*, 11(2), 154–166. <https://doi.org/10.1080/017530350.2018.1426032>
- Mignolo, Walter (2011). Epistemic Disobedience and the Decolonial Option: A Manifesto. *Transmodernity: Journal of Peripheral Cultural Production of the Luso-Hispanic World*, 1(2). <https://doi.org/10.5070/t412011807>
- Narula, Smita (1999). *Broken People: Caste Violence Against India's "Untouchables"*. New York: Human Rights Watch. https://doi.org/10.1163/2210-7975_hrd-2261-0243
- Pandian, M. S. S. (2002). One Step outside Modernity: Caste, Identity Politics and Public Sphere. *Economic and Political Weekly*, 37(18), 1735–1741.
- Pathania, Gaurav & Tierney, William (2018). An Ethnography of Caste and Class at an Indian University: Creating Capital. *Tertiary Education and Management*, 24, 221–231. <https://doi.org/10.1080/13583883.2018.1439998>
- Pereira, Maria Do Mar (2019). Boundary-work That Does Not Work: Social Inequalities and the Non-performativity of Scientific Boundary-work. *Science, Technology, & Human Values*, 44(2), 338–365.
- Poggio, Barbara (2018). Gender Politics in Academia in the Neoliberal Age. In James W. Messerschmidt, Michael A. Messner, Raewyn Connell & Patricia Yancey Martin (eds.), *Gender Reckonings: New Social Theory and Research* (pp. 173–193). New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479866342.001.0001>
- Pohlhaus, Gaile (2017). Varieties of Epistemic Injustice. In Ian Kidd, Jose Medina & Gaile Pohlhaus (eds.), *The Routledge Handbook of Epistemic Injustice* (pp. 13–26). London: Routledge.
- Quijano, Anibal (2007). Coloniality and Modernity/Rationality. *Cultural Studies*, 21(2/3), 168–178. <https://doi.org/10.1080/09502380601164353>
- Ramdas, Anu (2020). *Feminism is Brahminism*. Date of access: 25 May 2024 at <https://www.roundtableindia.co.in/feminism-is-brahminism>.
- Renunkunla, Anusha & Gundemeda, Nagaraju (2023). Educational Endeavours and Unheeded Tales: Mapping Trajectories of Dalit Women in a University. *Sociological Bulletin*, 72(4), 434–445. <https://doi.org/10.1177/00380229231196718>

- Rose, Gillian (2012). The Question of Method: Practice, Reflexivity and Critique in Visual Culture Studies. In Ian Heywood & Berry Sandywell (eds.). *The Handbook of Visual Culture* (pp. 542–558). London: Berg.
- Rukmini, S. (2019). *India's Unequal University System*. Date of access: 2 August 2024 at www.livemint.com/news/india/still-too-few-dalits-in-indian-colleges-1568013598781.html.
- Said, Edward W. (1995). *Orientalism* (revised edition). London: Penguin.
- Sauermann, Henry & Roach, Michael (2016). Why Pursue the Postdoc Path? *Science*, 352(6286), 663–664. <https://doi.org/10.1126/science.aaf2061>
- Sawariya, Meena (2021). Caste and Counselling Psychology in India. *CASTE*, 2(1), 189–201. <https://doi.org/10.26812/caste.v2i1.226>
- Scharff, Christina (2016). The Psychic Life of Neoliberalism: Mapping the Contours of Entrepreneurial Subjectivity. *Theory, Culture & Society*, 33(6), 107–122. <https://doi.org/10.1177/0263276415590164>
- Shahjahan, Riyad (2020). On “being for Others”: Time and Shame in the Neoliberal Academy. *Journal of Education Policy*, 35(6), 785–811. <https://doi.org/10.1080/02680939.2019.1629027>
- Siegl, Veronika & Jokela-Pansini, Maaret (2017). On Love and Courage: Interview with Feminist Scholar and Activist Margo Okazawa-Rey. *Genderstudies*, 30, 4–7.
- Subramanian, Ajantha (2019). *The Caste of Merit: Engineering Education in India*. Cambridge: Harvard University Press.
- Sukumar, N. (2023). *Caste Discrimination and Exclusion in Indian Universities: A Critical Reflection*. London: Routledge India. <https://doi.org/10.4324/9781003095293>
- Teltumbde, Anand (2018). *Republic of Caste: Thinking Equality in the Time of Neoliberal Hindutva*. New Delhi: Navayana Press.
- Thomas, Renny (2020). Brahmins as Scientists and Science as Brahmins' Calling: Caste in an Indian Scientific Research Institute. *Public Understanding of Science*, 29(3), 306–318. <https://doi.org/10.1177/0963662520903690>
- Tomlinson, Barbara (2019). *Undermining Intersectionality: The Perils of Powerblind Feminism*. Florida: Temple University Press.
- Vallabhaneni, Madhusudan (2015). Indian Caste System: Historical and Psychoanalytic Views. *The American Journal of Psychoanalysis*, 75(4), 361–381. <https://doi.org/10.1057/ajp.2015.42>
- Waghmore, Suryakant & Contractor, Qudsiya (2015). On the Madness of Caste: Dalits; Muslims; and Normalized Incivilities in Neoliberal India. In Brij Mohan (ed.), *Global Frontiers of Social Development in Theory and Practice: Climate, Economy, and Justice* (pp. 223–240). New York: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1057/9781137460714_12

Author's details

Anukriti Dixit, PhD, *1986, advanced postdoctoral scholar, University of Bern. Research focus: feminist theory, gender and development, postcolonial public policy, neoliberal regimes of power. Contact: Interdisciplinary center for gender studies, University of Bern, Mittelstrasse 43, 3012 Bern, Switzerland
Email: anukriti.dixit@unibe.ch

When good intentions aren't enough: Intersectional invisibilities in academia and the decolonial turn

Zusammenfassung

Wenn gute Vorsätze nicht ausreichen: intersektionale Unsichtbarkeiten und die *dekoloniale Wende* in der Wissenschaft

Die dekoloniale Wende hat nicht nur in der Geschlechterforschung, sondern in den Geistes- und Kulturwissenschaften insgesamt Resonanz gefunden. Forschung und Lehre orientieren sich zunehmend an Dekolonisierung und intersektionalen Perspektiven. Dies verstehen wir nicht nur als intellektuelle Aufgabe, sondern als Aufruf zu transformativem Handeln mit greifbaren symbolischen und materiellen Konsequenzen. Unter Berücksichtigung transnationaler feministischer Diskurse untersucht dieser Artikel, was wir *in der Praxis* in einem institutionellen Kontext tun können, der Strukturen der Kolonialität und Invisibilisierung von anderweitigem Wissen in der akademischen Wissensproduktion fördert. Dies erfordert ein Verständnis marginalisierender Strukturen auf einer Metaebene *und* einen genauen Blick auf eine weniger beachtete Mikroebene: unsere eigene Rolle im Prozess der akademischen Wissensproduktion als Teil eines umfassenderen Rahmens dekolonialer Maßnahmen, welcher gemeinschaftliche Verantwortung und umfassende Partnerschaften voraussetzt.

Schlüsselwörter

Dekolonialer Feminismus, Feministische Epistemologie, Intersektionale Unsichtbarkeiten, Transnationaler Feminismus

Summary

The decolonial turn resonates not only in gender studies but across the humanities and arts. While research and teaching increasingly align with decolonization and intersectional perspectives, we understand this as more than intellectual tasks, rather as a call for transformative action with tangible symbolic and material consequences. Taking into account transnational feminist discourses, this article explores what we can do *in practice* in an institutional context that fosters structures of coloniality and invisibilization of knowledge *otherwise* in academic knowledge production. Addressing this issue requires an understanding of marginalizing structures on a meta-level *and* keeping an eye on a less observed micro-level: our own part in the process of academic knowledge production, understanding these dynamics as part of a broader interconnected framework of decolonial actions that emphasizes communal responsibility and comprehensive partnerships.

Keywords

decolonial feminism, feminist epistemology, intersectional invisibilities, transnational feminism



1 Introduction

The decolonial turn has found resonance, not only in gender studies but across the humanities and arts. Decolonizing has many fronts; one is, of course, intellectual and immaterial. But it is not the only front. The colonization of different parts of the world had and, in many ways, continues to have genuine consequences for people: their bodies, their visibility or invisibility, their wallets, their health, and their overall existence. The decolonial project is not only about de-centering North-/Euro-/US-centric ways of knowing and methods of science; it is also about more rights, more justice, and a broader take on life in its plural shapes and forms. While research and teaching increasingly align themselves with the project of decolonization and intersectional perspectives, we understand this as more than intellectual tasks but as a call for transformative action with tangible symbolic and material consequences. Just invoking them as references is not enough. While reflecting on transnational feminist discourse, this article explores what we can do in practice in an institutional context that fosters structures of coloniality and invisibilization of knowledge *otherwise* within academic knowledge production. Tackling this issue involves an understanding of marginalizing structures on a meta-level *and* demands a close eye on a less observed micro-level: our own part in the process of academic knowledge production. By reflecting on decolonial theory that critically examines the intricate power dynamics and material conditions that shape this process, we aim to develop a nuanced understanding of decolonial praxis that challenges entrenched power relations within academia and beyond. Decolonizing academia is not a checklist item, but the invitation we would like to make is for a constant, permanent revision of how we do science – but not only science. Science and academia are inseparable from the inherently colonial socio-cultural contexts that shaped their emergence and rise. Consequently, institutionalized decolonization processes run the risk of devolving into static “speech acts” of good intentions with hollow criteria of “excellence,” and it is our responsibility not to contribute to the commodification of decolonial and anti-racist thought (Kaplún 2005: 216ff.). Decolonization is a dynamic and ongoing process that involves both thinking and conduct, necessitating self-reflection of our relationships and taking responsibility for our roles as researchers and educators (Datta 2017). Commemorating 15 years of *GENDER*, we find it valuable to explore specific examples of critical contextual interventions (sections 4 and 5) which may resonate with your experiences and be adaptable to your context, building on the central arguments and sticking points in the current decolonial feminist discourse (sections 2 and 3) that underpin our reflections.

2 Gender research and the decolonial turn – A brief discussion of the current state

The decolonial turn in gender research represents a critical shift in perspective that challenges traditional Eurocentric (Amin 1988) and colonial frameworks. Building on the foundations of postcolonial transnational feminism (Spivak 1988; Mohanty/Russo/Torres 1991), it extends the critique beyond the political and economic dimensions to include epistemic, cultural, and ontological aspects, placing a strong emphasis on epistemic decol-

onization and broader integration of perspectives from the Global South. Coined by María Lugones in 2007, “decolonial feminism” has since become a growing movement entwining the analytical threads of intersectionality (Crenshaw 1989) and coloniality of power (Quijano 2000). This convergence emphasizes the intricate interweaving of gender, racism, and coloniality in the “modern/colonial gender system” (Lugones 2008: 78). Lugones describes this system as a hierarchically dualistic structured epistemic regime that divides the human from the non-human, generating social classification along race-gender categories. Consequently, this unified analytical framework constitutes a conceptual shift away from intersections. It recognizes that gender-related and racist oppression are not isolated but mutually influencing, highlighting that the structures and dynamics of modern societies are constructed upon colonial foundations (Espinosa Miñoso 2017: 150, 156). Therefore, when we engage with coloniality, we confront the persistent legacy of historical colonialism and the enduring influence of colonial thinking across global societies. This influence manifests in various forms, from disseminating ideas and power dynamics to cultural influences, economic interests, social hierarchies, and the very structures of our educational systems. Decolonization is an ongoing reflective process that formulates alternatives to hierarchical practices that produce invisibilities and non-existence(s). It requires cultivating decolonial thinking *and* conduct and is a contextual journey marked by learning from our mistakes and setbacks, involving both individual and collective effort. This entails disengaging from ingrained cognitive frameworks, demanding rigorous reflection and critical consideration of one’s thought patterns and assumptions. However, the transformative trajectory of this process extends beyond *cognitive shifts*: it must manifest in substantive changes in *action* (Torres Heredia/Slezak 2022: 9; Global (De) Centre 2020). But what action exactly? And what are necessary cognitive shifts? How can we negotiate this on an equal footing? As the Gesturing Towards Decolonial Futures Collective suggest (Stein et al. 2021: 4)¹, it is useful in this context, to differentiate between the *institutional* task of decolonization and the more profound effort of decolonization on personal and collective levels. Institutional efforts are restricted by strategic possibilities, while the deeper work of decolonization involves taking responsibility for personal growth and transformation, necessitating a commitment to approach tasks differently. As emphasized by Pitcher (2023: 102), the process of decolonization requires engaging in dialogue and opening one’s research to perspectives from diverse fields, including those considered *outside* the academic realm. Hence, decolonization is closely intertwined with fostering multi-, inter- and transdisciplinary (research) practices. Inclusive, inviting, and open formats for such cooperation and exchange are essential aspects in this regard. While this insight is by no means new, recent studies (Griffiths 2022; Vienni Baptista 2021; Pereira 2019; Pavlidou 2011) indicate that academic practices continuously undermine the proclaimed ambition of academic institutions and fields to promote interdisciplinarity. Obstacles to such exchanges primarily result from limitations in time and resources within an exploitative academic environment, marked by “cultures of performativity” (Pereira 2017: 69) rather than a lack of interest and engagement. In addition to the challenges generally posed to interdisciplinary work, it is crucial to monitor the interplay between disci-

1 While it is customary only to name the first author followed by “et al.” in case of publications by four or more authors, we consider this practice problematic and further invisibilizing, as explained in section 5.

plines, such as gender studies and others, ensuring *reciprocal* exchange and centering knowledge otherwise (Stein et al. 2021: 3). This requires feminist scholarship to reflect on its interrelationship with transregional and so-called “area studies” and increasingly engage with their theories, methods, and research findings instead of following an additive approach that merely incorporates “the other(s)” into a homogenizing framework (Shohat 2001: 1270). As highlighted by Duvisac (2022: 4) and Dhamoon (2015), feminist positions are *inherent in* decolonial theory, given its understanding of colonialism and coloniality as products of patriarchal structures. Important scholars and thinkers in this regard are Yuderlys Espinosa Miñoso, Ochy Curiel, Silvia Rivera Cusicanqui, Breny Mendoza, Ella Shohat, Lila Abu-Lughod, and Oyèrónkẹ Oyèwùmí, to name just a few. Nevertheless, the basic question remains: How can the justified criticism of the perpetuation of coloniality *in feminist knowledge production* through discourses claiming universality and scientific objectivity be reconciled with the commitment to fight against sexist and racial oppression? From a decolonial perspective, the idea that there is a single way to understand the world through reason and logic must be reconsidered. A “global decentering” or “southern attitude” (Global (De) Centre 2020; Ferreira/Pinheiro 2020) is essential – an ongoing commitment that transcends the concept of the universe to embrace the pluriverse, acknowledging the multifaceted nature of our world (Kiguwa 2019: 226f.). This resonates with the concept of “nonideal universalism” by Khader (2020), which defines opposition to gender-based oppression as a core commitment of feminism while detaching it from normative values (such as individualism, autonomy, and gender eliminativism) and a universalizing perspective on gender justice. For Khader, normative concepts within transnational feminist practice should aim to alleviate oppression rather than presuppose them as prerequisites for an idealized endpoint of gender justice. This perspective distinguishes between individual well-being and oppression (Khader 2020: 344ff.), helping to address transition costs (Khader 2019: 70ff., 131f.) in empowerment, considering diverse political strategies and moral vocabularies to approach gender-based oppression in different contexts effectively. However, as Espinosa Miñoso emphasizes, it remains questionable whether dismantling the universalism that underpins the construction of feminist unity can succeed unless complicity in colonial heritage and varying distributions of privilege are duly acknowledged and critically reflected upon within feminist scholarship and practice. She challenges the narrative of being “united in oppression” (Espinosa Miñoso 2017: 145) as to her, gender-based oppression is not to be separated from other “regimes of domination” (Espinosa Miñoso/Barros/Oliveira 2021: 114) that perpetuate hierarchies within feminism, sustaining privileges for those with racial and class advantages. Therefore, the conceptualization of an overarching agenda may not reflect the interest(s) of racialized, Black, and Indigenous feminists, as isolated struggles for privileges can give rise to new and intensified forms of oppression. Instead, she emphasizes the need to deconstruct the (modern) foundations perpetuating racism and capitalism within the matrix of oppression. Hence, only if feminism acknowledges its contemporary colonial roots and actively addresses the implicit racism within its liberation objectives can it significantly contribute to a collective effort to transform societies and enhance (individual) well-being. For transnational feminist practice to be genuinely transformative, it is contingent on addressing oppression and persisting white privilege *within* these categorized experiences (Espinosa Miñoso/Barros/Oliveira 2021: 112, 114f.). That entails sincerely confronting

uncomfortable points of rupture and taking responsibility (Datta 2018: 1f.). Now, what do we mean by sincerely? We trust the upcoming sections will provide clarity.

3 Shifting from transcendence to transformation: Cultivating a decolonial attitude

It is worth noting that while the dedication to opposing coloniality has certainly had an impact, opposing something does not per se imply a position of detachment, or as Sara Ahmed puts it, “transcendence” (Ahmed 2004: 6). Rather, it means being intimately connected to that which one opposes. “The messy work of ‘againstness’ might even help remind us that the work of critique does not mean the transcendence of the object of our critique; indeed, critique might even be dependent on non-transcendence” (Ahmed 2004: 6). Whereas Ahmed’s analysis centers on what she calls the “non-performativity of anti-racism”, we contend that the same principle applies to decolonization claims. Exactly because of this connectedness, we argue that an intimate engagement with the internalized colonial legacies that are deeply rooted in our institutions and our knowledge and that we aim to confront, dismantle, and transform should be at the core of decolonization. Possessing an intellectual understanding of the detrimental impacts of colonization alone does not automatically manifest as a decolonial mindset or alignment (Stein et al. 2021: 7). For this reason, decolonization requires more than mere acknowledgment. It also requires a willingness to address unpleasant entanglements and break down taboos, as opposed to an ostensibly smooth transition to decoloniality that enables one to concede the disadvantage of marginalized “others” without having to delve deeper into one’s own overprivileged positions (McIntosh 2010 [1989]: 10). However, as numerous studies (Stein et al. 2021: 3, 7ff.; Ahmed 2006; Datta 2018; Voss 2016: 99f.) indicate, the latter remains general practice. This is because the open attribution of privileges commonly elicits defensiveness, which in turn favors the use of decoloniality as a contentless predicate for progressivism and modernity and consequently hinders effective moves toward decolonial transformation. Therefore, the common discourse in the context of decolonization usually oscillates between assigning blame and tiptoeing around the harmful effects of coloniality to reaffirm the “dedicated privileged”, keeping them in their comfort zone (Stein et al. 2021: 3, 7). In our view, the essence of decolonization lies in cultivating ethical research *practices* that actively “engage the colonial legacy in the cause of social justice” (Pitcher 2023: 100). To work towards this goal requires, firstly, raising awareness of the *symbolic* and *material implications* of privilege distribution within colonized structures, followed by proactive practices. In this context, Stein et al. (2021: 7) highlight two vital dimensions of engagement: (1) *affective work*, which entails acknowledging, analyzing, and assuming responsibility for navigating displeasing, embodied, and emotional reactions that surface in the context of uncertain and conflicted decolonization endeavors; and (2) *relational work*, directed towards the restoration of strained relationships by giving primary importance to the nurturing of respect, trust, consent and mutuality, instead of presupposed (final) transactional results. Both forms of engagement underscore that the advocacy for proactive practices does not align with a one-size-fits-all approach or an immediate epistemolo-

gical purge. Instead, they point to commitment and empathy as fundamental attitudes, and this aspect seems central to us. We understand this as a transformational path that focuses on developing alternative approaches and modes of interaction that challenge existing norms. The change in outlook is fundamental. Decoloniality should not be viewed as a symbol of transcendence or a commitment to being something; it should manifest in concrete actions. It is an option rather than a rigid regulatory canon, encouraging a self-critical perspective on how we perpetuate power relations as institutions *and* “dividuals” (Ott 2015), as we will outline next in sections 4 and 5.

4 Integrating decolonial practices in academia: Examples and case studies

To genuinely engage in decolonial practices, academic institutions must adopt community-focused strategies that emphasize structural changes. Frameworks like *Ubuntu* and *Buen Vivir* provide valuable insights for these transformations. *Ubuntu*, a Nguni Bantu term meaning “I am because we are”, promotes communal interdependence and shared humanity, challenging the individualistic approach prevalent in Western academia. Implementing *Ubuntu* involves collaborative research initiatives that prioritize community needs and knowledge systems, directly benefiting local communities (Ngubane/Makua 2021). Similarly, *Buen Vivir*, or *Sumak Kawsay* in Kichwa, Indigenous Andean concepts meaning “good living”, emphasize harmonious coexistence within communities and with nature, advocating for a holistic approach to well-being, including environmental sustainability and social equity. Integrating *Buen Vivir* into academic practices involves developing curricula that incorporate Indigenous knowledge and ecological perspectives, encouraging research projects addressing local environmental challenges, and promoting policies for equitable distribution of academic resources. Ecuadorian universities, for example, have successfully embedded these principles within their academic frameworks, particularly in social work education. They create partnerships with local Indigenous communities to co-develop research projects addressing pressing social and ecological issues, ensuring that academic outputs are both intellectually rigorous and socially impactful. Social work programs train students to work collaboratively with Indigenous communities, utilizing decolonial methodologies such as participatory action research. This integration makes research relevant and beneficial to marginalized communities, prioritizing local knowledge and needs (Pazmay Pazmay 2017). Also, *Harambee*, meaning “all pull together” in Swahili, is recognized and applied in academic settings, particularly in African universities focused on community development and cooperative action (Corrado 2022). For instance, in Kenya, universities actively embrace *Harambee* principles by promoting collaborative projects and educational exchanges with international organizations and other institutions to address social issues through unified efforts (see, e.g., Strathmore University 2023). To foster a decolonial ethos, academia needs structural reform. This means revising hiring practices, creating platforms for marginalized voices, and establishing policies that recognize activists and marginalized groups. Mentorship programs for underrepresented students and scholars are also crucial. By integrating these practices, academia can contribute to social jus-

tice movements and create more equitable environments. Universities play a significant role in supporting movements against environmental destruction. They can partner with grassroots organizations and Indigenous communities to combat resource exploitation and protect biodiversity. For instance, collaborations in the Amazon Basin involve academics conducting research on the ecological impacts of deforestation, documenting Indigenous ecological knowledge, and advocating for stronger environmental protections (Merino 2021). Universities can also provide platforms for Indigenous activists to share their experiences and mobilize support, amplifying their voices in the global environmental movement. Additionally, science can aid struggles for Indigenous land rights and global movements against femicides by providing evidence-based research, raising awareness, collaborating with affected communities, advising policymakers, and offering technological support. It can help protect democratic social self-organization from military attacks by undermining the legitimacy of militaristic, patriarchal, and (neo-) colonial practices, withdrawing technical support, and stopping sociological and cultural advisement. In another context, universities can establish partnerships with local immigrant communities. Collaborating with organizations that support refugees and migrants to co-develop research projects and educational programs addresses their specific needs and challenges. This could involve participatory action research documenting the experiences of migrants and developing policy recommendations. Researchers can implement decolonial methodologies by integrating non-Western perspectives and knowledge systems. This involves seeking out and citing scholarship from the Global South, collaborating with diverse scholars, and incorporating Indigenous and local knowledge into research projects. Regarding the intersections of gender, race, and migration, researchers can work with women's shelters and advocacy groups, documenting how affected migrants experience and resist violence. This highlights their resilience and agency, advocating for more inclusive support systems, contributing to the global movement against exploitation and marginalization. Drawing inspiration from principles of *Ubuntu* and *Buen Vivir*, for example, academic institutions can transform their practices to support a decolonial agenda, countering capitalist-patriarchal conditions and their destructive growth paradigm. This shift enriches academic discourse and ensures that knowledge produced within these institutions is connected to the lived experiences and struggles of marginalized communities globally. To further this integration, we believe it is crucial to link broader decolonial struggles with micro-level actions in academia, contributing to systemic change.

5 Connecting individual transformative practices in academia to broader decolonial struggles

As we navigate the challenging terrain of academic practices in gender research as in other fields, it is essential to introduce both a constant reflexive and action-oriented approach to our work and its institutional embedding. In our view, this involves both critical self-examination and openness to confronting the challenge of understanding how our actions perpetuate power relations on the one side as well as integrating forms of critical "contextual intervention" (Stein et al. 2021: 16) into our working routines and

bringing practical demands forward on an institutional level, to move from merely talking the talk to walking the walk by translating awareness into actual symbolic and material output (Torres Heredia/Slezak 2022: 8; Caceres 2017: 6). To make these practices more tangible, we would like to outline some considerations from a workshop held during the 8th Annual Conference of the Gender Studies Association Austria (ÖGGF), where we used everyday examples of intersectional invisibilities to *collaboratively* reflect on and navigate decolonizing practices in academic settings. Participants shared experiences and explored specific examples related to internationalization, mobility, university lectures, publications, event organization, speaker selection, and hiring practices to identify areas for decolonial transformation. To facilitate this reflection, we introduced the metaphorical journey on boats method, using nautical metaphors to evaluate practices – analogous to the caravels encountering the territories of Abya Yala/Latin America, which marked a pivotal moment in the onset of colonialism: “Anchor” for stopping non-progressive practices, “Hold the Course” for continuing effective practices, and “Embark” for initiating new transformative actions. This approach invited participants to practice navigation, rerouting, and identifying guiding stars, providing a structured yet flexible way to explore and understand decolonial practices at both micro- and macro-levels. Participants appreciated the opportunity to discuss sensitive topics openly, recognizing themselves in the case studies and being surprised by the difficulty of navigating decolonizing practices, despite their extensive theoretical engagement with decolonization in their research and studies. Additionally, participants valued examining micro-level instances for implementing decolonial changes in specific academic contexts – some of which we will discuss next in this section – as these felt manageable compared to transforming global academia. Again, this is not an exhaustive checklist that we can tick away and one day proclaim we have indeed decolonized academia once and for all, but instead, some orienting stars. A standard practice, largely unquestioned even in the realm of feminist publishing, including this journal, is an ostensibly space-saving citation style that limits itself to mentioning a maximum of three authors per publication. The underlying rationale: to make citations more readable and concise while not disrupting the “flow” of the text. While this example might seem trivial, it highlights significant issues in academic practices and appears particularly anachronistic and inconsistent in the field of gender research, known to oppose implicit inclusion concerning gender identities. Considering that being cited has become mostly the only way to capitalize on – often precarious – scholarly work, a significant aspect of the “academic game” that brings considerable pressure to be visible, read, and even become a keynote speaker; highlights the substantial difference between being the person behind that one name mentioned as to being subsumed in the “et al.” category. Furthermore, the citation style negates the practice of collective authorship, a deliberate choice often embraced by feminist and decoloniality movements emphasizing cooperative efforts and shared ownership. Moreover, citation practices offer significant intervention potential. Whom do we quote and why? Who is in the curriculum, and what are the main readings we use to train the future generation of a discipline? Or, to open another context: who is at the front of a classroom? What practices are prevalent in academia for recruiting professors, researchers, assistants, and students? Often, the negotiation processes within the context of these issues are criticized for the risk of losing one’s

way in identity politics, in which individuals are essentially “filtered” based on identity markers (Swain 2019). As justified as this criticism may be regarding specific decision-making processes, it overlooks the historicity inherent in this logic and neglects the prevailing unequal distribution of visibility (in academia). Adopting an affective and relational position in this context entails acknowledging that marginalization based on identity categories is not a novelty but an established colonial practice that continues to shape knowledge production, even in the context of feminist movements dedicated to decolonization. As decolonial feminist Ochy Curiel pointed out emphatically during a conference in 2018: “It’s not the same to cite Judith Butler in your thesis than Ochy Curiel” (Curiel 2018). To address these issues, there is a need for a thorough examination of the fundamental structures of academic knowledge production. In recent years, this demand has been addressed in various formats, in many cases responding to student interventions (Peters 2018; Oliveira 2018; Jones-Gailani/Koçak/ul Khair 2019). As the examples mentioned above already indicate between the lines, action-oriented approaches go beyond posing questions and making demands. In our workshop, a significant aspect of critical contextual intervention was making room to express our emotions and the conditions we face while conducting our work. Such a stance stands in contrast to academic norms, and it is context-dependent to weigh the extent to which space can meaningfully be given to disruptive embodied knowledge and experiences (Tsybalyuk 2022). However, this approach seems particularly relevant in feminist scholarship and related fields that navigate the dilemma of fulfilling emancipatory claims while, in practice, being deeply tied to the exclusions- and exhaustion-generating norms and structures they criticize (Pereira 2019: 172f., 180, 183). Hence, it is not enough to merely acknowledge embodied experiences on an intellectual level; in this context, the relational component becomes crucial: making it a routine to openly reflect on our actions, their meaning, and how they affect us, our bodies, and the people we work with and their bodies. With regards to the above-discussed ruptures produced by academic publication standards for instance, feminist scholar Maria do Mar Pereira openly declares the *discomfort* she feels while writing an article in English as a Portuguese researcher publishing in a Portuguese journal on case studies conducted in Portugal, subsequently “reproduc[ing] the academic hegemony of English and eras[ing] the idiosyncrasies of the Portuguese language and specificities of the Portuguese context” (Pereira 2019: 173) only to comply with “globalized” or “transcultural” academic standards, reproducing “cultural assumptions of academic writing” (cf. Cayla 2023). Of course, academic publishing is just one context among many others that cannot be exhaustively covered here. Rather, our intention is to provide food for thought and invite you as a reader to consider: what colonial practices resonate with your experience? What contexts can you relate to that you feel demand your attention and action? What does adhering to these practices entail, and what are the material and symbolic consequences? Prevailing academic research practices have drastically but quite accurately been criticized as a “rape model” (Lincoln quoted in Beld 1994: 107) of research. Particularly in fields of social research, ethical considerations should guide our choice of topics and how we approach them. Therefore, practically speaking, for instance, compensating participants for their time and contributions is crucial in this regard, even within the constraints of a limited budget. This involves honest conversations, negotiation, and a fair

exchange of what we can offer *in return* for their insights. As outlined in section 4, collaboration with experts in the field is another approach. Rather than merely interviewing experts, co-authoring pieces with them and sharing privileges, like access to journals, can amplify different perspectives. Another transformative strategy is incorporating feedback loops into research designs. Researchers should continuously engage with community stakeholders at all stages, ensuring their feedback shapes research questions, methodologies, and outcomes. For example, during project planning, regular consultations with community representatives help co-develop research frameworks that align with their needs and perspectives. This iterative process respects community input and empowers participants by validating their knowledge and experiences. On the contrary, traditional tools like paper forms, ethics forms, and consent forms for social research may only sometimes be the most effective means of negotiating and expanding our understanding of knowledge.

While these examples point to the importance of reflecting micro-level academic practices, it is essential to situate these efforts within the larger context of decolonial struggles, acknowledging that they, while significant, are only a part of the broader fight against colonial structures on the macro-level. Recognizing the interconnectedness of both dimensions, we argue, allows for a more comprehensive and effective approach to decolonization and transformative progress both within and beyond the walls of academia.

Table 1: Illustrative Table of the Anchor Method

Type of Action	Keep Course	Set Anchor	Lift Anchor
Purpose	To continue effective practices	To stop non-progressive practices	To initiate new transformative actions
Example	Recruiting keynote speakers from outside the North/Atlantic centers	Relegating Global South scholars and institutions away from global theory-making	Co-authoring with local experts, even if they are not from academic institutions

6 Final Reflections

Decolonizing academia is not a task that can be simply checked off a to-do list. Instead, we think of it as a process that should serve as a pervasive lens through which we examine our interactions in academia and society. It is a continuous call to reevaluate our approach to science and all aspects of our work and life and, as such, requires ongoing reflection, introspection, and a commitment to challenging the status quo. Broadly, we must question which academic practices reproduce exploitative structures, including those that invisibilize and singularize. Reflecting on the current state of decolonial feminist discourse, significant strides have been made in challenging entrenched power structures, with nuanced analyses exposing the complexities of the modern/colonial gender system. Still, the decolonial journey persists, navigating the delicate balance between global and local dynamics, and recognizing the need for solidarity amidst diverse

experiences. Decolonial feminisms are not a one-size-fits-all solution but an ongoing process of unlearning and relearning. While historical injustices are acknowledged and oppressive systems deconstructed, the challenge lies in forging practical pathways for transformative change within academic institutions' everyday work. In our experience, adopting an *action-centered perspective* serves as a productive approach to discussing (neo-)colonial practices. Simultaneously, it allows for the tangible exploration of individual and institutional responsibilities and privileges, which are often met in debates with defense mechanisms on one side and feelings of frustration, anger, or speechlessness on the other. This does not imply avoiding tough debates that address uncomfortable truths openly. By placing a particular emphasis on the micro level, we find the Anchor Method to be a valuable tool for the process of self-reflection and the journey of collaboratively exploring and rethinking our past, present, and future practices. It enables us to acknowledge the existing practices in a given institution that contribute to or obstruct the decolonial project, as well as identify new practices to initiate. Based on practical day-to-day examples, it becomes possible to discuss and learn from personal and shared insecurities, to become aware of underlying structures on the meta-level and dismantle silences and denials about tabooed "[dis-]advantage" (McIntosh 2010 [1989]: n. p., emphasis DPG/DB).

However, while the reflection on micro-level action and the incorporation of self-criticism are vital, they of course only represent a small part of the broader multifaceted decolonial project, which involves questioning and transforming entrenched hierarchies and power dynamics that perpetuate colonial legacies. Structural changes, such as revising hiring practices to promote diversity, ensuring equitable distribution of resources, and dismantling Eurocentric curricula, are necessary steps in this direction. Also, academic institutions must connect with and support larger decolonial movements. This includes aligning with efforts to protect indigenous land rights, combat environmental destruction, and fight against gender-based violence. Forming partnerships with activists and community organizations can amplify these struggles. Recognizing and valuing knowledge systems outside traditional academic boundaries is equally essential. Moving beyond the ivory tower, academic institutions should further actively engage with local communities and collaborate with non-academic institutions integrating indigenous, and community-based knowledge into research and teaching. This involves participatory research projects that address community needs, public scholarship that makes academic knowledge accessible and relevant, and educational programs that empower marginalized groups. Finally, academics have a role in advocating for policies that support decolonial goals. This includes lobbying for the protection of Indigenous activists, promoting environmental sustainability, and pushing for legal frameworks that recognize and respect diverse cultural practices and knowledge systems. By recognizing the interconnectedness of individual and systemic change, we ensure that academic practices contribute meaningfully to the global movement for decolonization, fostering transformative progress both within and beyond the walls of academia. This holistic approach moves academic work beyond self-reflection to actively support and amplify the efforts of those fighting for justice and sustainability on the ground. One of our tasks in decentering and decolonizing knowledge(s) includes recognizing and acknowledging the co-production character of knowledge, which is why we want to conclude by draw-

ing attention to our extensive bibliography to sustain chains of knowledge production and keep existing concepts and initiatives circulating.

References

- Ahmed, Sara (2004). The Nonperformativity of Antiracism. Paper presented at CentreLGS Colloquium *Text and Terrain: Legal Studies in Gender and Sexuality*. University of Kent, 25 September 2004, 1–12.
- Ahmed, Sara (2006). The Nonperformativity of Antiracism. *Meridians: Feminism, Race, Transnationalism*, 7(1), 104–126. <https://doi.org/10.2979/MER.2006.7.1.104>
- Ahmed, Sara (2022). *Feminist Ears*. Date of access: 12 December 2023 at <https://feministkilljoys.com/2022/06/01/feminist-ears/>.
- Amin, Samir (1988). *L'eurocentrisme. Critique d'une idéologie*. Paris: Anthropos/Economica.
- Beld, Jo Michelle (1994). Constructing a Collaboration: A Conversation with Egon G. Guba and Yvonna S. Lincoln. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 7(2), 99–115.
- Caceres, Imayna (2017). The Demolition of Coloniality. *Part of the Lecture Anticolonial Fantasies – Decolonial Strategies: Imayna Caceres; Sunanda Mesquita & Sophie Utikal*. Date of access: 30 November 2023 at www.academia.edu/32408089/Anti_colonial_Fantasies_Decolonial_Strategies.
- Cayla, Julien (2023). *Writing in English or Writing for Americans?* Date of access: 1 December 2023 at <https://medium.com/@julienecayla/writing-in-english-or-writing-for-americans-f1ec04601e89>.
- Corrado, Evelyn Wandia (2022). Harambee Approach: Towards Decolonising East African Education through Capturing Social-cultural Ethos. *Journal of the British Academy*, 10(2), 135–152. <https://doi.org/10.5871/jba/010s2.135>
- Crenshaw, Kimberlé (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum*, 1(8), 139–167.
- Curiel, Ochy (2018). *Conferencia sobre Feminismo decolonial por Ochy Curiel*. Date of access: 30 November 2023 at www.youtube.com/watch?v=PgTecEnnPAo.
- Datta, Ranjan (2018). Decolonizing Both Researcher and Research and its Effectiveness in Indigenous Research. *Research Ethics*, 14(2), 1–24. <https://doi.org/10.1177/1747016117733296>
- Dhamoon, Rita Kaur (2015). A Feminist Approach to Decolonizing Anti-racism: Rethinking Transnationalism, Intersectionality, and Settler Colonialism. *Feral Feminisms*, 4, 20–37.
- Duvisac, Sara (2022). *Decolonize! What Does it Mean?* Oxford: Oxfam International.
- Espinosa Miñoso, Yuderlys (2017). ¿De Por Qué es Necesario un Feminismo Descolonial? Diferenciación, Dominación Co-Constitutiva y Fin de la Política de Identidad. *Revista Solar Dossier Epistemologías Feministas Latinoamericanas*, 12(1), 141–171.
- Espinosa Miñoso, Yuderlys; Barros, Bruna & Oliveira, Jess (2021). And the One Doesn't Stir without the Other: Decoloniality, Anti-Racism, and Feminism. *WSQ: Women's Studies Quarterly*, 49, 100–116. <https://doi.org/10.1353/wsq.2021.0030>
- Ferreira, Vinicius Kauê & Pinheiro, Cláudio Costa (2020). Anthropology with a Southern Attitude: An Interview of Cláudio Costa Pinheiro by Vinicius Kauê Ferreira. *American Anthropologist*, 122(3), 678–683. <https://doi.org/10.1111/aman.13433>
- Global (De) Centre (2020). *The Global (De) Centre Manifesto*. Date of access: 13 December 2023 at <https://globaldecentre.org/wp-content/uploads/2020/06/global-decentre-manifesto.pdf>.
- Griffiths, Paul E. (2022). *Why the 'Interdisciplinary' Push in Universities is Actually a Dangerous antidisciplinary Trend*. Date of access: 10 November 2023 at <https://theconversation>.

- com/why-the-interdisciplinary-push-in-universities-is-actually-a-dangerous-antidisciplinary-trend-175511.
- Jones-Gailani, Nadia; Koçak, Mert & ul Khair, Ain (2019). *Decolonizing Gender Studies*. Date of access: 12 December 2023 at <https://acro.ceu.edu/2019-fal-winners>.
- Kaplún, Gabriel (2005). Indisciplinar la universidad. In C. Walsh (ed.), *Pensamiento crítico y matriz (de)colonial. Reflexiones latinoamericanas* (pp. 213–250). Quito: Universidad Andina Simón Bolívar, Ediciones Abya-Yala.
- Khader, Serene J. (2019). *Decolonizing Universalism: A Transnational Feminist Ethic*. Oxford: Oxford University Press. <https://doi.org/10.1093/oso/9780190664190.001.0001>
- Khader, Serene J. (2020). Introduction: Symposium on Serene J. Khader's Decolonizing Universalism: A Transnational Feminist Ethic. *Journal of Global Ethics*, 16(3), 343–348. <https://doi.org/10.1080/17449626.2021.1876144>
- Kiguwa, Peace (2019). Feminist Approaches: An Exploration of Women's gendered experiences. In Sumaya Laher, Angelo Fynn & Sherianne Kramer (eds.), *Transforming Research Methods in the Social Sciences: Case Studies from South Africa* (pp. 220–235). Johannesburg: Wits University Press. <https://doi.org/10.18772/22019032750.19>
- Lugones, María (2008). Colonialidad y Género. *Tabula Rasa*, 9, 73–101. <https://doi.org/10.25058/20112742.340>
- McIntosh, Peggy (2010 [1989]). *White Privilege: Unpacking the Invisible Knapsack*. Date of access: 19 July 2024 at <https://www.nationalseedproject.org/key-seed-texts/white-privilege-unpacking-the-invisible-knapsack>.
- Merino, Roger (2021). *Buen Vivir* and the Making of Indigenous Territories in the Peruvian Amazon. *Latin American Perspectives*, 48(3), 136–151. <https://doi.org/10.1177/0094582X211004896>
- Mohanty, Chandra T.; Russo, Ann & Torres, Lourdes (1991). *Third World Women and the Politics of Feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Ngubane, Nomlaungelo & Makua, Manyane (2021). Ubuntu Pedagogy – Transforming Educational Practices in South Africa through an African Philosophy: From Theory to Practice. *Inkanyiso*, 13(1), 9–21. <https://doi.org/10.4102/ink.v13i1.9>
- Oliveira, Pedro (2018). *Introduction to Decolonial Thinking and Decolonising Methodologies. Seminar Sommersemester 2018. MA Medienkulturanalyse*. Düsseldorf: Heinrich-Heine Universität.
- Ott, Michaela (2015). *Dividuationen. Theorien der Teilhabe*. Berlin: b_books.
- Pavlidou, Theodossia-Soula (2011). The Challenge of Interdisciplinarity: From Theoretical Claims to Interdisciplinary Practices in Gender Studies. *European Journal of Women's Studies*, 18(3), 310–317. <https://doi.org/10.1177/13505068110180030704>
- Pazmay Pazmay, Pablo David (2017). Sumak Kawsay – El Buen Vivir y el Desarrollo Holístico en la Educación. II Congreso: Ciencia, Sociedad e Investigación Universitaria. Repositorio PUCE. Date of access: 13 June 2024 at <https://repositorio.puce.edu.ec/items/01a25552-7535-4d29-9fff-ff09b046cb70>.
- Pereira, Maria do Mar (2017). *Power, Knowledge and Feminist Scholarship: An Ethnography of Academia*. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315692623>
- Pereira, Maria do Mar (2019). “You Can Feel the Exhaustion in the Air around You”: The Mood of Contemporary Universities and its Impact on Feminist Scholarship. *ex æquo*, 39, 171–186. <https://doi.org/10.22355/exaequo.2019.39.11>
- Peters, Michael A. (2018). Why is my Curriculum White? A Brief Genealogy of Resistance. In Jason Arday & Heidi Safia Mirza (eds.), *Dismantling Race in Higher Education. Racism, Whiteness and Decolonising the Academy* (pp. 253–270). Cham: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1007/978-3-319-60261-5_14
- Pitcher, Ben (2023). Decolonization, Indigeneity, and the Cultural Politics of Race. *Norwegian Archaeological Review*, 56(1), 100–102. <https://doi.org/10.1080/00293652.2023.2203149>

- Quijano, Aníbal (2000). Colonialidad del poder, eurocentrismo y América Latina. In Edgardo Lander (ed.), *La colonialidad del saber: eurocentrismo y ciencias sociales: perspectivas latinoamericanas* (pp. 201–246). Caracas: Facultad de Ciencias Económicas y Sociales.
- Shohat, Ella (2001). Area Studies, Transnationalism, and the Feminist Production of Knowledge. *Signs*, 26(4), 1269–1272. <https://doi.org/10.1086/495659>
- De Souza Lima, Livia; Otero Quezada, Edith & Roth, Julia (eds.) (2024). *Feminisms in Movement. Theories and Practices from the Americas*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839461020>
- Spivak, Gayatri C. (1988). Can the Subaltern Speak? In C. Nelson & L. Grossberg (eds.), *Marxism and the Interpretation of Culture* (pp. 271–313). Urbana: University of Illinois Press.
- Stein, Sharon; Ahenakew, Cash; Jimmy, Elwood; Andreotti, Vanessa; Valley, Will; Amsler, Sarah; Calhoun, Bill & the Gesturing Towards Decolonial Futures Collective (2021). *Developing Stamina for Decolonizing Higher Education: A Workbook for Non-Indigenous People*. Date of access: 6 August 2024 at <https://decolonialfutures.net/wp-content/uploads/2021/03/decolonizing-he-workbook-draft-march2021-2.pdf>.
- Strathmore University (2023). *Forging Connections: Translating Research into Actionable Solutions for Development*. Date of access: 13 June 2024 at <https://strathmore.edu/news-articles/forging-connections-translating-research-into-actionable-solutions-for-development>.
- Swain, Harriet (2019). *Students Want their Curriculums Decolonised. Are Universities Listening?* Date of access: 30 November 2023 at www.theguardian.com/education/2019/jan/30/students-want-their-curriculums-decolonised-are-universities-listening.
- Torres Heredia, Marcela & Slezak, Gabriele (2022). Dekoloniale Praktiken. *polis aktuell*, 1, 6–10.
- Tsybalyuk, Darya (2022). Academia Must Recentre Embodied and Uncomfortable Knowledge. *Nature Human Behaviour*, 6, 758–759. <https://doi.org/10.1038/s41562-022-01369-9>
- Vienni Baptista, Bianca (2021). *Interdisciplinarity and Transdisciplinarity: Just Buzzwords?* Date of access: 12 December 2023 at <https://blog.castac.org/2021/09/interdisciplinarity-and-transdisciplinarity-just-buzzwords>.
- Voss, Hanna (2016). Ein Ausweg aus der weißen Komplizenschaft? Zur Performance #6 – Queer Sells von White on White. In Beate Hochholdingner-Reiterer & Géraldine Boesch (eds.), *Spielwiesen des Gobalen* (pp. 94–100). Berlin: Alexander Verlag. <http://dx.doi.org/10.16905/itwid.2016.10>

Authors' details

Dominique Bauer, Mag., BA, Guest researcher, Institute of Asian and Oriental Studies, University of Zurich, Switzerland. Research focus: histories of gender in science – particularly in the field of Islamic Studies, immigrant integration policies in Europe, culture and identity politics, and the governance of linguistic diversity.

Contact: Rämistrasse 59, 3rd Floor, 8001 Zurich, Switzerland

Email: dominique.bauer@aoi.uzh.ch

Daniela Paredes Grijalva, BA MA, Department of Geography and Regional Research, University of Vienna, Austria; Steering Committee Member, Global (De)Centre. Research focus: transnational migration, gender, and social protection, links between the environment and mobilities in Indonesia.

Contact: Universitätsstraße 7, 5th Floor, 1010 Vienna, Austria

Email: daniela.paredes.grijalva@univie.ac.at

Die Leibsprache der Geschlechter. Eine Intervention

Zusammenfassung

In den Theoriediskussionen und im Alltagsgeschäft der Geschlechterforschung spielen Überlegungen zum Verhältnis von Körper und Sprache eine wichtige Rolle. Während in dekonstruktivistischen Ansätzen der Körper und körperliche Erfahrungen als immer schon sprachlich vermittelt gelten, wird der Eigenwilligkeit des Körpers in aktuellen aktivistischen Kontexten sowie phänomenologischen Ansätzen eine besondere Funktion für den Wandel der Geschlechterordnung zugesprochen. Gemeinsam ist diesen Ansätzen, dass sie Sprache und Körper als voneinander unterscheidbare und einander entgegengesetzte Entitäten denken. Unsere Intervention möchte, ausgehend vom erlebenden und sprechenden Leib, das Denken in den Bahnen des Paradigmas Körper/Sprache kritisieren und Vorschläge zu einem paradoxen Ausweg aus der Polarisierung von Sprachprimat und Leibemphase machen. Hierfür wird auf Überlegungen Roland Barthes' zu Materialität und Leiblichkeit (poetischer) Sprache, auf Erkenntnisse aus der linguistischen Pragmatik sowie auf den Ansatz des US-amerikanischen Sprachphilosophen und Psychotherapeuten Eugene T. Gendlin zurückgegriffen. Die Produktivität eines Ansatzes, der aus diesen Positionen einen neuen Blick auf Geschlecht gewinnt, wird abschließend in einer knappen Lektüre von Kim de l'Horizon's autofiktionalem Roman *Blutbuch* (2022) durchgespielt.

Schlüsselwörter

Leib, Erleben, Sprechen, Geschlechtertheorie, Geschlecht als Erfahrung

Summary

Genders and their (lived) body languages. An intervention

Reflections on the relationship between body and language play an important role in theoretical discussions and in the day-to-day business of gender research. While in deconstructivist approaches the body and bodily experiences are considered as having always been mediated by language, current activist contexts and phenomenological approaches attribute to the body a special function when it comes to the transformation of the gender order. What these approaches have in common is that they view language and the body as distinct and opposing entities. Taking the experiencing and speaking, lived body as a starting point, our intervention aims to criticize a way of thinking in terms of the body/language paradigm and makes suggestions for a para-doxical way out of this polarization. To this end, we draw on Roland Barthes's reflections on the materiality and corporeality of (poetic) language, on insights in linguistic pragmatics and on the approach adopted by the US philosopher of language and psychotherapist Eugene T. Gendlin. Finally, in a brief reading of Kim de l'Horizon's autofictional novel *Blutbuch* (2022) we demonstrate the productivity of our approach, which develops a new perspective on gender based on these positions.

Keywords

lived body, lived experience, speech, gender theory, experiencing gender



In Erinnerung an Sonja Witte

Die Theoriediskussionen der letzten Jahrzehnte (nicht nur) in der Geschlechterforschung haben es als naheliegend erscheinen lassen, Körper und Sprache zueinander ins Verhältnis zu setzen. Einerseits sind Positionen nach wie vor einflussreich, die im Anschluss an die das Feld neu konfigurierende (Hark 2005: 271) Veröffentlichung von Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter* (Butler 1991) in der Konstitution von Geschlecht dem Diskurs und damit zugleich auch der Sprache das Primat zusprechen. Das lässt sich etwa an Hannelore Bublitz' Handbuch-Artikel zur Diskurstheorie in der Geschlechterforschung ablesen, in dem es heißt:

„Die feministische Diskursforschung [...] rekonstruiert das Geschlecht, ebenso wie das Subjekt, historisch kontingent aus einem Geflecht von diskursiven Praktiken und institutionellen Machttechnologien. Ein zentraler Aspekt ist dabei die Infragestellung des Geschlechts, des (Geschlechts-)Körpers und des Subjekts als der sprachlichen Benennung vorgängige Naturressource und ‚Wesen des Menschen‘.“ (Bublitz 2019: 369f.)

Auch wenn die Diskussionen im Anschluss an Butler den Körper bekanntlich keineswegs aus dem Blick verlieren, ordnen sie ihn, wie Bublitz es hier tut, der Sprache nach. Gegen Positionen wie die von Bublitz markierte polemisiert dagegen etwa Ute Gahlings aus leibphänomenologischer Perspektive: „[I]n vielen Feldern der Geschlechterforschung“ habe „Körper gegenüber Diskursen kaum mehr Gewicht“, demgegenüber habe „die Phänomenologie den Leib rehabilitiert“ (Gahlings 2016: 94). In der Folge kritisiert Gahlings eine „Leibvergessenheit“ (2016: 99) der Gegenwart und kommt zu dem Schluss: „Leib-sein-Können ist die vielleicht größte Herausforderung für ein nicht völlig entfremdetes Leben in der Postmoderne“ (Gahlings 2016: 109).

In diesem Spannungsfeld von Positionen des Sprachprimats und Positionen der Leibemphase scheinen sich die Diskussionen im Feld der Geschlechterforschung heute zu bewegen. Dabei ist zwischen den Extrempositionen eine Vielzahl komplexer und differenzierter Konzeptionen zu verzeichnen – u. a. im Zusammenhang des *material turn*, in der Akteurs-Netzwerk-Theorie, in den *affect studies* oder in praxeologischen und neophänomenologischen Zusammenhängen. Bei all dieser Differenzierung auf theoretischer Ebene scheint uns aber im Alltagsgeschäft der Geschlechterforschung die Voraussetzung einer konstitutiven Spannung des Feldes unangetastet zu bleiben: die Voraussetzung, dass Sprache und Körper einander entgegengesetzte und überhaupt voneinander unterscheidbare Entitäten seien. Es scheint so, als setze diese Voraussetzung grundlegende Koordinaten für die Geschlechterforschung.

Unser Beitrag geht von der These aus, dass es sich bei der Unterscheidung und Entgegensetzung von Sprache und Körper um eine fundierende Doxa handelt. Unter Doxa verstehen wir mit Pierre Bourdieu solche ‚Meinungen‘ (oder ‚Einbildungen‘ – beides kann das griechische *doxa* bezeichnen), die so selbstverständlich sind, dass sie dem Denken nicht mehr zugänglich sind – im Gegensatz zu „einer Überzeugung [...], die, ob orthodox oder heterodox, eine Kenntnis und Anerkennung der Möglichkeit von unterschiedlichen oder antagonistischen Überzeugungen mit einschließt“ (Bourdieu 1976: 325). Im Spiel heterodoxer und orthodoxer Überzeugungen bewegen sich viele der geschlechtertheoretischen Positionen zwischen den Extrempolen von Sprachprimat

und Leibemphase. Die Unterscheidung und Entgegensetzung von Körper und Sprache selbst scheint der Reflexion als Doxa dagegen unzugänglich (Bourdieu 1976: 325; vgl. Koller 2011). In ähnlicher Weise, allerdings im Rekurs auf Aristoteles und stärker auf sprachliche Strukturen fokussiert, fasst auch Roland Barthes die Doxa knapp als „geläufige Meinung“ (Barthes 1976: 149) oder elaborierter als „Diskurs‘ (partikulares Sprachsystem), der von seinen Benutzern als universeller, natürlicher, selbstverständlicher Diskurs aufgefaßt wird, dessen Typik unsichtbar bleibt“ (Barthes 2018: 158; vgl. Herschberg Pierrot 2002). Barthes’ Interesse gilt dabei in der späten Vorlesung *Das Neutrum* vor allem den Wegen, die aus der Doxa, aus der „endoxalen Sprache“ (Barthes 2018: 111), hinausführen.

An einem solchen „[p]ara-dox[en]“ (Barthes 2018: 177; vgl. auch Bourdieu 1987: 620f.), d. h. sich dem Zwang der Doxa zur Entscheidung verweigernden, Ausweg aus der Polarisierung von Sprachprimat und Leibemphase sind wir in diesem Beitrag interessiert. Anders als die genannten theoretischen Ansätze gehen wir in unseren Überlegungen von dem Moment aus, in dem der Leib zu sprechen beginnt. In unserer Arbeit im Zusammenhang des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Erfahrung“ an der Universität Bielefeld¹ hat es sich als fruchtbar erwiesen, das subjektive Erleben ins Zentrum der forschenden Betrachtung zu stellen. Ausgehend von dieser Perspektivierung ergibt sich ein Blick auf den sprechenden Leib, den wir hier theoretisch formulieren möchten. Unser Vorschlag ist von der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen in erster Linie Soziologie und Literaturwissenschaft, aber auch mit politischer Theorie, Gesundheits- und Sportwissenschaft geprägt. Es geht uns weniger darum zu behaupten, wir könnten theoretische Probleme lösen, die anderswo aufgeworfen und unzureichend bearbeitet worden wären, als vielmehr aus der auf den sprechenden Leib fokussierten Perspektive in das Feld der Geschlechterforschung zu intervenieren, in dem unserer Beobachtung nach die genannte endoxale Entgegensetzung trotz der genannten theoretischen Entwürfe und Ansätze weiterwirkt und immer wieder neu eingesetzt wird.

Dementsprechend beleuchten wir zunächst aktuelle theoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Körper kritisch und stellen davon ausgehend Positionen vor, die aus unserer Sicht, d. h. aus einer Sicht, die den sprechenden Leib zum Ausgangspunkt geschlechtertheoretischer Überlegungen macht, dazu geeignet sind, die Polarisierung aufzubrechen: Erkenntnisse aus der linguistischen Pragmatik, den Ansatz des US-amerikanischen Sprachphilosophen und Psychotherapeuten Eugene T. Gendlin und Überlegungen Roland Barthes’ zu Materialität und Leiblichkeit (poetischer) Sprache. Unsere Intervention orientiert sich, wie man sieht, nicht an einem etablierten Kanon der Geschlechterforschung, sondern an einem spezifischen Interesse am erlebenden und sprechenden Leib. Die Produktivität eines Ansatzes, der aus diesen Positionen einen neuen Blick auf Geschlecht gewinnt, wollen wir abschließend in einer knappen Lektüre von Kim de l’Horizons medial breit diskutiertem autofiktionalem Roman *Blutbuch* (2022) durchspielen.

1 Vgl. www.uni-bielefeld.de/zwe/izg/grk/index.xml [Zugriff: 09.06.2024]. Vgl. für eine erste Bestandsaufnahme den Sammelband Kallenberg/König/Erhart (2024).

1 Aktuelle Überlegungen zum Verhältnis von Sprache und Körper

In einem aktuellen Beitrag, der ebenfalls aus dem Kontext des Bielefelder Graduiertenkollegs stammt, denken Vanessa Lara Ullrich und Oliver Flügel-Martinsen (2024: 167) über das Verhältnis von Sprache und Körper nach. Ausgehend von der Bedeutung des Körpers in Protestbewegungen wie *Black Lives Matter* oder *Ni una menos* und deren theoretischer Reflexion kommen die beiden AutorInnen zu der Einschätzung, der Körper habe „in der Geschichte des politischen Denkens über Jahrtausende als Problem“ gegolten, werde aktuell aber zunehmend „zur Lösung“ erklärt und als „Quelle von Handlungsfähigkeit und Widerstand“ gefasst. Eine solche Auffassung vom Körper, so das Argument des Beitrags, verabsolutiere nun aber den Körper bloß, „so wie einst den Geist“, idealisiere ihn als „authentisch und unmittelbar“ (Ullrich/Flügel-Martinsen 2024: 168), denke ihn mithin nicht in gesellschaftlichen Vermittlungsverhältnissen. Dem setzen die AutorInnen ein Verständnis entgegen, das den Körper mit Walter Benjamin als „immer schon gesellschaftlich und historisch“, ja als „warenförmig“ versteht (Ullrich/Flügel-Martinsen 2024: 177).

Ohne an dieser Stelle auf die hier knapp skizzierte inhaltliche Argumentation einzugehen, ohne eine ortho- oder heterodoxe Stellungnahme also, wollen wir eine Passage in Ullrichs und Flügel-Martinsens Beitrag in den Blick nehmen, die das Verhältnis von Sprache und Körper betrifft. In einer Reihe von Formulierungen wird deutlich, dass die Überlegungen der beiden AutorInnen, da sie das Vermittlungsverhältnis von Körper und Sprache theoretisieren wollen, die Unterscheidung der Gegenstände Körper und Sprache voraussetzen. So heißt es etwa: „Politische Kämpfe zehren [...] sowohl von konkreten Körpererfahrungen [...] als auch von politischem Bewusstsein, Organisation und Sprache“ (Ullrich/Flügel-Martinsen 2024: 168). Körperliche Erfahrung und Sprache sind hier als voneinander unterscheidbare Bereiche vorausgesetzt.

Grundsätzlich gehen Ullrich und Flügel-Martinsen von der „Nicht-Identität von Sprache und Körper“ (Ullrich/Flügel-Martinsen 2024: 179) aus, die sie im Rekurs auf Georg Wilhelm Friedrich Hegels *Phänomenologie des Geistes* folgendermaßen erläutern: „Die partikulare Erfahrung, so sah es Hegel, lässt sich nicht einfach in das universelle Medium der Sprache übersetzen [...]. Das universelle Boot der Sprache zerbricht am partikularen Felskörper.“ (Ullrich/Flügel-Martinsen 2024: 168) In diesen Formulierungen wird ein Bild von außersprachlichen Gegenständen einerseits und der Sprache andererseits, die für den Transport der Gegenstände zu sorgen hätte, kenntlich. Sprache wird so als ein Medium (der Übersetzung) gefasst.

Das Scheitern der medialen Wirksamkeit von Sprache hat das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert seit Friedrich Nietzsches *Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* intensiv beschäftigt. Für Nietzsche ist Außersprachliches überhaupt der Sprache nicht zugänglich. Nur die „Relationen der Dinge zu den Menschen“ ließen sich bezeichnen, und auch dies nur im Rückgriff auf „die kühnsten Metaphern“ (Nietzsche 1999: 879). Sprache ist für Nietzsche fundamental metaphorisch. Es ist interessant, dass Ullrich und Flügel-Martinsen nun gerade an der Stelle, an der sie die Unmöglichkeit der sprachlichen Repräsentation körperlicher Erfahrung in der Sprache ansprechen, zu einer (im engeren Sinne) metaphorischen Formulierung greifen. Nach Nietzsche ist es ein

Potenzial der Kunst, den konventionellen Metaphern, aus denen Sprache bestehe, „neue Uebertragungen, Metaphern, Metonymien“ hinzuzufügen, die die „Rubriken und Zellen der Begriffe“ zu „verwirr[en]“ (Nietzsche 1999: 887) in der Lage seien. Den konventionell-metaphorischen Begriff des *Übersetzens* nehmen Ullrich und Flügel-Martins in einer kleinen Verschiebung des Akzents als *Übersetzen* beim Wort und gelangen so zu den Metaphern von Boot und Felskörper. Und tatsächlich lässt sich konstatieren, dass diese metaphorische Fassung der Entgegensetzung von Sprache und Körper die Rubriken verwirrt. Denn das Medium Sprache ist hier keineswegs abstrakt gedacht, als unsichtbare Struktur (die vielleicht eher durch Funk oder Internet metaphorisierbar wäre), sondern als ein konkreter physischer Corpus, der mit einem zweiten solchen ‚Körper‘ krachend kollidiert. Die Metapher offenbart, dass es für die beiden (endoxal einander entgegengesetzten) Entitäten Sprache und Körper eine Dimension der Ununterschiedenheit geben könnte.

Wenn Florian Kappeler in seinem Kommentar zu Ullrichs und Flügel-Martins Aufsatz mit Jacques Rancière die Frage formuliert, „wie körperliche Erfahrungen aus der Sprache *herausgeschriebe*n werden [...] und wie sie umgekehrt Teil einer politischen Artikulation werden können“ (Kappeler 2024: 186, Hervorh. im Original), dann folgt er zunächst der endoxalen Logik der Entgegensetzung von Sprache und Körper. Sein Rancière und Laura Quintana folgender Hinweis auf die Stimme als „Teil des Körpers wie auch der Sprache“ (Kappeler 2024: 186) eröffnet allerdings eine neue Perspektive. Die Möglichkeit, die endoxale Logik zu verlassen, gibt er aber dann wieder auf, wenn er in der Folge nur den Schrei als Artikulation körperlicher Erfahrung in den Blick nimmt, nicht aber die stimmliche Dimension des *Sprechens*.

Dass es einen Bereich der Ununterschiedenheit von körperlichem Erleben² und Sprache gibt (wir werden ihn gleich begrifflich präziser fassen), kann daran deutlich werden, dass das Sprachboot, das auf den „Felskörper“ trifft, gar nicht so vorbehaltlos universal ist, wie es dem endoxalen Blick erscheinen mag. Die Linguistik unterscheidet seit Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale*³ bekanntlich zwischen *langue* und *parole*, was sich als *Sprache* und *Sprechen* übersetzen lässt. Die Sprache ist nach dem *Cours* „die Summe der Wortbilder“ einer Sprachgemeinschaft und „ein grammatisches System, das virtuell [...] in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen existiert“. Das Sprechen ist dagegen „Ausübung“, die jeweilige konkrete Realisierung einer sprachlichen Äußerung. Als solche ist sie, wie der *Cours* betont, „immer individuell“ (Saussure 2001: 16). Aus dieser Sicht wäre das (noch endoxal gedachte) Verhältnis von Sprache und Körper also zu differenzieren. Sprache kann mit dem Körper nur als Sprechen in Berührung kommen. Das Sprachschiff wäre als ein *Sprechschiff* zu fassen. Aus der Sicht des *Cours* emergiert aus der unendlichen Vielzahl der Sprechschiffe erst

2 Mit dem Begriff des Erlebens benennen wir die unhintergehbare, spontane, spürbare Dimension von Erfahrung (vgl. Stoller 2010). Näheres dazu weiter unten.

3 Den *Cours de linguistique générale* veröffentlichten nach de Saussures Tod 1916 Albert Sechehaye und Charles Bally, die selbst an der Vorlesung nicht teilgenommen hatten, auf der Basis von Mitschriften anderer. Dieser *Cours* hat den Strukturalismus fundiert, auch wenn er sich vom tatsächlichen Denken de Saussures z.T. massiv unterscheidet. Vgl. zur Entstehung des *Cours* Jäger (2010: 156–172), zu den in der Rezeptionsgeschichte produzierten mehreren „Identitäten“ de Saussures Jäger (2010: 9–16). Angesichts dieser Lage wird im Folgenden möglichst ohne den Autornamen de Saussure vom *Cours* gesprochen.

das System Sprache. Das Sprechschiff, das am partikularen Felsen zerbricht, ist dagegen keineswegs universal. Es kann seine mediale Übersetzungsfunktion zwar natürlich nur mit Bezug auf ein Universales, die Sprache, erfüllen: „Die Sprache ist erforderlich, damit das Sprechen verständlich sei und seinen Zweck erfülle. Das Sprechen aber ist erforderlich, damit die Sprache sich bilde“ (Saussure 2001: 22). Das Sprechen selbst ist als konkrete Ausübung durch und durch partikular. Wenn wir berücksichtigen, dass der *Cours* von den Lauten ausgeht und diese als „akustische Einheiten, die das Ohr aufnimmt“ und die durch die „Stimmorgane“ produziert werden, fasst (Saussure 2001: 9), können wir noch weiter gehen: Das Sprechen ist nicht nur partikular, es ist auch leiblich.

Dieser Gedanke kann an neuere Überlegungen in der linguistischen Pragmatik, derjenigen Teildisziplin, die sich mit Sprache „nicht als System, sondern in ihrer Verwendung“ (Deppermann 2015: 325) befasst, anschließen. Am Beispiel des Transkripts einer konkreten Sprechsituation in einer Fahrstunde macht Arnulf Deppermann eindrücklich deutlich, dass die Reduktion des Sprechens auf aufschreibbare Wörter das Verstehen geradezu ausschließen kann.⁴ Die „multimodale Praxis“ (Deppermann 2015: 328) des Sprechens ist situiert in konkreten Situationen, von denen ein Gegenstand ‚Sprache‘ nicht abgetrennt werden kann. Sprachliches Handeln sei, so Deppermann (2015: 328), alles andere als „abstrakt“, vielmehr sei die „Leiblichkeit des Sprechens“ zu betonen. Für die sprachlichen Akteure sei „Sprechen eine Ressource unter anderen im Rahmen einer holistischen, situierten Praxis“ (Deppermann 2015: 328). Es wird deutlich, dass es einen Bereich gibt, an dem Sprechen und Leib nicht zu unterscheiden sind.⁵ Um diese Ununterschiedenheit, die die endoxale Unterscheidung von Sprache und Körper erschüttert oder unterläuft, in den Vordergrund zu stellen und um der Reduktion von Sprache und Sprechen auf sprachliche Zeichen entgegenzutreten, möchten wir den Begriff der Leibsprache einführen.

2 Ansätze zu einem para-doxen Denkweg

Für die Geschlechterforschung eröffnet ein Denken, das von der Ununterschiedenheit von Sprechen und Leib ausgeht, wichtige neue Erkenntnisräume. Denn wie wir im Weiteren zeigen wollen, können wir uns mit der Idee des sprechenden Leibes und der Leiblichkeit der Sprache – d. h. der Leibsprache – der Komplexität sowie den vielfältigen Bedeutungen *aller* geschlechtlichen Existenzweisen annähern, auch derer, die durch das Paradigma der hierarchisch-heteronormativen Geschlechterordnung verdeckt werden. Es ist der geschlechtliche Leib, der spricht, und es ist das Sprechen, das geschlechtlich-leibliche Erfahrung ist. Hierbei bezieht sich das geschlechtliche Sprechen auf eine durch ein zweigeschlechtliches Paradigma strukturierte Geschlechtersprache, die es voraussetzt und mit erzeugt, die es aber unter Umständen auch unterläuft und verfälscht.

Mit dem Begriff des Paradigmas schließen wir unmittelbar an den französischen Philosophen und Schriftsteller Roland Barthes an. Er definiert in einer Vorlesung, die er 1977/78 am Collège de France gehalten hat, das Paradigma getreu der Saussureschen

4 Der Transkript-Ausschnitt lautet: „DA ist meine Insel, / DA muss ich hin; / [...] / DA muss ich gucken, / SPIElen, / [...] SPIElen-“ (Deppermann 2015: 328; Zeilennummerierung getilgt).

5 Vgl. für eine phänomenologische Auffaltung dieses Gedankens Waldenfels (2000: 230–236).

Perspektive als „Opposition zweier virtueller Terme, von denen ich einen aktualisiere, wenn ich spreche, wenn ich Sinn erzeugen will“ (Barthes 2018: 32). So erzeugt die Aussage ‚ich bin eine Frau‘ in unserer Sprache Sinn, weil sie ausschließt, dass ich ein Mann bin. Wie lässt sich aus dieser semiologischen Perspektive der „unerbittliche Binarismus des Paradigmas“ (Barthes 2018: 33) auflösen? Barthes’ Antwort ist: durch das Neutrum: „Neutrum nenne ich dasjenige, was das Paradigma außer Kraft setzt“ (Barthes 2018: 33). Auf dieses Neutrum richte sich, so betont Barthes explizit sein „Begehren“, „alle Ordnungen, Gesetze, Drohungen, Anmaßungen, Terrorismen, Ermahnungen, Ansprüche, Formen des Bemächtigenwollens zu suspendieren“ (Barthes 2018: 42f.). Barthes geht von der (Denk-)Notwendigkeit eines „dritten Term[s]“ oder „*tertium*“ neben den Termen des Paradigmas aus und unterscheidet zunächst einen „komplex[en]“ von einem „amorphe[n], neutrale[n] Term“ (Barthes 2018: 33). Wichtig ist dabei, dass das Neutrum, in welcher Form auch immer es auftritt, das Paradigma nicht einfach verwirft – das wäre eine Scheinlösung –, sondern vielmehr stets auf es verwiesen bleibt: sei es im komplexen Grad, der auf den Zwang zur Entscheidung („A/B“) mit einer Kombination („A + B“) antwortet, sei es im neutralisierenden Grad, der in der Formulierung „weder A noch B“ negativ auf das Paradigma verwiesen bleibt (Barthes 2018: 33). Es geht Barthes also nicht um einen neuen fixierbaren wissenschaftlichen Begriff. Einem für Barthes’ Spätwerk charakteristischen Anliegen gemäß geht es vielmehr um das Nachdenken über und das Formulieren einer „ästhetisch-kulturellen Praxis“ (Tholen 2016: 318), um die existentielle Dimension des Schreibens (vgl. Ette 2013). Es geht um ein Leben, das nicht vom Paradigma verarmt wird, was immer auch mit Aggression und Arroganz verbunden ist, ein Leben „gemäß der Nuance“ (Barthes 2018: 40). Es ist unverkennbar, dass diese Gedanken hochgradig relevant für das Nachdenken über Geschlecht sind. Das wird ganz am Ende von Barthes’ *Das Neutrum* auch explizit deutlich. In der letzten Figur *Das Androgyne* fragt Barthes nach dem Neutrum des Geschlechts und skizziert es als eines, das „nicht das ‚weder ... noch‘, sondern das ‚sowohl ... als auch‘, ‚zugleich‘ oder ‚abwechselnd nacheinander““ (Barthes 2018: 312f.) sei. Auch hier entwirft er das Neutrum als eine „komplexe Form“, das „unentwirrbare, unzerlegbare Komplexe“. Das Neutrum, hebe „die Geschlechter nicht auf, sondern kombiniert sie, hält sie im Subjekt gegenwärtig, gleichzeitig, abwechselnd usw.“ (Barthes 2018: 313). Die Verweigerung der Entscheidung, die das Paradigma fordert, lässt sich für Barthes auch und gerade im Blick auf das Geschlecht, nicht durch die Konstruktion eines positiven neuen Dritten, sondern durch die Steigerung der Komplexität vollziehen. Am Ende von *Das Neutrum* steht das androgyne Lächeln der Figuren Leonardo da Vincis:

„Von daher können wir [...] vielleicht sagen, das Neutrum finde seine Darstellung, seine Geste, seine figurliche Modulation darin, daß es unnachahmlich ist. [...] [D]as genitale Paradigma [wird] nicht von einer Figur der Indifferenz, Unempfindlichkeit, Stumpfheit außer Kraft gesetzt (überschritten, verschoben) [...], sondern von einer Figur der Ekstase, des Rätsels, der sanften Ausstrahlung, des souveränen Guten.“ (Barthes 2018: 319f.)

Wie aber nähert sich Barthes dem Neutrum an? Einerseits setzt er sich über konventionelle wissenschaftliche Arbeitsmethoden hinweg, die als endoxale das Paradigma reproduzieren. Zum anderen ist eine Annäherung ans Neutrum nur in einem Denken, Schreiben und Sprechen (z. B. in der Vorlesung) möglich, die körperlich-leibliches Erle-

ben einbeziehen. Eine wichtige Voraussetzung hierfür ist eine Arbeit an der Aufhebung der endoxalen Entgegensetzung von Körper und Sprache, die sich durch Barthes' Werk zieht. Diese Arbeit leistet Barthes von zwei Seiten her: Ausgehend vom Text-Begriff der einflussreichen Gruppe Tel Quel, die den Text weniger als statisches Produkt denn als produktiven Prozess versteht (Barthes 2010: 80; vgl. Ette in Barthes 2010: 100f.), thematisiert Barthes die leiblichen Aspekte des Sprechens und Schreibens. Wie er in den 1973 entstandenen *Variationen über die Schrift* erläutert, „verteilt sich der Körper“ auf zwei „Sprachen“ („langages“), nämlich das mit dem Gesichtsfeld verbundene Sprechen und das mit dem Feld des Gestischen verbundene Schreiben (Barthes 2006: 54ff., vgl. auch 48ff., 168ff.). Schreiben und Sprechen rücken so nicht nur als leibliche Praktiken in den Blick, sondern werden auch mit der Wollust oder dem Genießen („jouissance“) verbunden (vgl. Barthes 2006: 134ff., 150ff.; Barthes 2010: 23f., 31f.). Andererseits lenkt Barthes den Blick auf die sinnliche Erfahrbarkeit der Zeichen selbst, etwa indem er in *Die Lust am Text* vom Text als einem „gewisse[n] Körper“ (Barthes 2010: 26, Hervorh. im Original) spricht, der seine Leser*innen zu affizieren in der Lage ist. Die Zeichen im Sprechen und Schreiben werden damit kenntlich nicht nur als Ausdruck oder Produkt eines (wie komplex auch immer gedachten) Subjekts, sondern selbst als sinnlich-dynamisch (Birk/Halawa/Weyand 2014; Ette 2019; Wolf 2023: 210ff.).

Während es in der Wissenschaft üblich ist, *über* einen Text oder *über* eine (eigene oder fremde) Erfahrung zu sprechen und zu schreiben, denkt Barthes in seinem gesamten Werk über Arten des Sprechens und Schreibens nach, die das gewöhnliche *Schreiben über* verlassen, und beginnt spätestens in den 1970er-Jahren ein „ethisches Projekt“ (Barthes 2018: 40) zu formulieren, das das Sprechen als körperlich-leiblichen Prozess ernst nimmt und auf den Vollzug des Lebens hin ausgerichtet ist (vgl. Ette 2013). Um Nuancen jenseits des Paradigmas wahrnehmen und artikulieren zu können, ist eine Aufmerksamkeit auf die unmittelbare Umgebung, die Barthes (2007: 184ff., 2018: 237, 241f.) in ihrer konkret-räumlichen Dimension unter dem Stichwort „Proxemie“ erörtert, und die je konkret-aktuellen eigenen „Neigungen“ und „affektiven Zustände“ nötig, die fortlaufende Frage, „was ich fühle, was ich begehre, wer mir etwas bedeutet, was ich affektiv besetze“ (Tholen 2016: 325). Dabei begründet diese Arbeit des Nuancierens oder der „Diaphorologie“ (Barthes 2018: 136, 148, vgl. auch 40) keinen Solipsismus, da sie „in ein Netz von affektiven Beziehungen eingelassen ist, das räumlich, zeitlich, dinglich und personal konkret situiert ist“ (Tholen 2016: 325). Barthes' Arbeit der unentwegten Differenzierung und Nuancierung ziele darauf, so Toni Tholen, „Texte aller Art daraufhin sprechend zu machen, wo in ihnen die Praktiken, aber vor allem auch die Wahrnehmungs- und Erfahrungsräume sowie die Affekte sichtbar, hörbar und genießbar werden, die ein schreibendes Leben jenseits von Macht und Zwang ermöglichen“ (Tholen 2008: 399). Das Begehren des schreibenden Subjekts muss dafür zum Ausgangspunkt gemacht werden. Denken und Schreiben geschehen aus „affektiver Fülle“ (Tholen 2008: 399).

Mit dem leiblichen Sprechen tritt die Bedeutung in den Vordergrund, die ein vergeschlechtlichter Körper für die Subjekte in ihren sozialen Kontexten hat. In diesem Punkt besteht eine große Nähe zum existentialphänomenologischen Konzept des *Körpers als Situation*,⁶ dem Simone de Beauvoir in *Das andere Geschlecht* eine feministische Wen-

6 Nur das Deutsche kennt die Möglichkeit der Unterscheidung von Körper und Leib. In diesem und dem folgenden Absatz vollziehen wir das nach und sprechen immer vom Körper.

„dung gegeben hat. Zentral ist die Annahme, dass ein Körper seine Bedeutung nicht einfach auf der Oberfläche trägt. Bedeutung entstehe vielmehr erst in der Art und Weise, wie wir Gebrauch von unserem Körper machen, in unseren Projekten. Toril Moi bringt dies an folgendem Beispiel anschaulich auf den Punkt:

„If your project is to climb, and my project is to enjoy the mountain view, then the very same crag would present itself to you as being easy or difficult to scale, and to me as ‘imposing’ or ‘unremarkable’. Faced with the same crag, our situations would be different because our projects are different. We are always in a situation, but the situation is always part of us.“ (Moi 2005: 65)

In der Synthese aus Faktizität (d. h. dem Gegebenen, hier dem Fels) und Freiheit (unseren verschiedenen Projekten) im Sinne Jean-Paul Sartres entsteht die Bedeutung, die ein geschlechtlicher Körper hat: „To claim that the body is a situation is to acknowledge that the meaning of a woman’s body is bound up with the way she uses her freedom“ (Moi 2005: 65).

Das Denken des in der phänomenologischen Tradition stehenden amerikanischen Philosophen und Psychotherapeuten Eugene T. Gendlin, der in der Geschlechterforschung bislang nur von Jäger (2014) rezipiert wurde, kann weitere wichtige Aspekte hinzufügen (siehe dazu auch Jäger/König 2020; König 2024). In seiner Theorie des Impliziten geht auch er davon aus, dass der lebendige, gespürte Körper nicht von seiner Umwelt getrennt zu denken ist. Jede Veränderung in der Umwelt impliziert eine Veränderung im Erleben im Sinne leiblicher Erfahrung. Aber das gilt auch umgekehrt: Die Situation verändert sich, je nachdem, wie sie sich für uns anfühlt. Wichtig ist, dass in dieser Vorstellung auch das Erleben und Spüren kein rein innerlicher Vorgang ist, sondern immer eine Interaktion mit der Welt:

„Your situation and you are not two things, as if the external things were a situation without you. Nor is your bodily sense separate from the situation and merely internal. [...] The body-sense is the situation, inherently an interaction, not a mix of two things.“ (Gendlin 1992: 347, Hervorh. im Original)

Weiter ist für unseren Kontext interessant, dass Gendlin das Hin und Her zwischen Spüren und Sprechen als einen Fortsetzungsprozess begreift. Beim Sprechen wird mit Bezug auf das Erleben der Prozess vorangetragen, in dem Bedeutungen entstehen: „Explizieren [ist] nicht gleichzusetzen mit dem, was implizit war“ (Gendlin 2015: 428). Das, was ich körperlich spüre, wird im Sprechen weiterentwickelt, vorangetragen („carried forward“). Das Erleben leitet die Wortwahl und in dem Moment verändert es sich auch. In der Regel beachten wir beim Sprechen und Denken das leibliche Erleben nicht. Wir sprechen *über* eine Erfahrung statt *aus* dem Erleben dieser Erfahrung. Erst wenn wir die Aufmerksamkeit auf das Erleben im Hier und Jetzt richten, kann im Moment des Sprechens die Bedeutung entfaltet werden, die die Situation, ein Wort, ein Konzept oder auch das Geschlecht für die sprechende Person hat.

Wenn wir geschlechtertheoretisch nicht von einer Unterscheidung von Körper und Sprache ausgehen, sondern die Leiblichkeit des Sprechens (die Leibsprache) ins Zentrum setzen, gelangen wir zu einem Blick auf die Sinnlichkeit der Zeichen, auf die konkrete Situation und die Möglichkeit eines Reichtums an Differenzen, der das verarmende Paradigma der Zweigeschlechtlichkeit weit übersteigt. Unsere folgende Lektüre von Kim de l’Horizons *Blutbuch* hat nicht den Anspruch, eine Gesamtdeutung dieses

Textes zu präsentieren. Vielmehr werfen wir punktuell Blicke auf einzelne Passagen dieses Textes und diskutieren sie im Zusammenhang eines Blickes auf die Struktur des Gesamttextes. Wir verstehen *Blutbuch* dabei zugleich als einen Gegenstand, an dem wir das entworfene theoretische Werkzeug erproben können, und als einen möglichen Beitrag zu dem theoretischen Gespräch, an dem wir uns beteiligen – freilich einen Beitrag, der in einem anderen Modus spricht als wir: in einem poetischen.

3 Kim de l'Horizons *Blutbuch* als Versuch, das Neutrum zu schreiben

Mit Kim de l'Horizons *Blutbuch* beziehen wir uns auf einen im Feuilleton breit diskutierten und 2022 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichneten Text. *Blutbuch* ist ein autofiktionaler Text: Einerseits äußert sich in dem Roman (2022: 257) ein Ich, das in einem Telefongespräch von seiner Mutter „Kim“ genannt wird; andererseits markiert der Text u. a. dadurch, dass er gegen Ende eine bereits erzählte Episode als erfunden zu erkennen gibt, dass er nicht als faktual zu lesen ist, und nennt sich selbst in einem für ihn typischen selbstreflexiven Gestus „autofiction“. Autofiktion gilt ihm dabei als „inherently queer“ (l'Horizon 2022: 270). *Blutbuch* lässt sich damit als die Inszenierung und Reflexion einer autobiografischen Arbeit am Selbst lesen – besonders in seinen geschlechtlichen Aspekten.

Die fünf Teile des Romans, zu denen ein Epilog kommt, unterscheiden sich untereinander stark. Während die ersten beiden Teile – teilweise in der direkten Ansprache an die Großmutter – Kindheit und Herkunftsfamilie reflektieren und dabei öfter an die Schreibweise der Autosozio-biografie anklingen, schildert der dritte Teil nach einem harten Schnitt sexuelle Erfahrungen des erzählten Ichs mit Männern. In diesen dritten Teil sind außerdem quasi-akademische Ausführungen zur Geschichte der Blutbuche einmontiert. Im vierten Teil werden von der Mutter geschriebene historische Recherche-texte zur weiblichen Familiengenealogie breit zitiert. Der fünfte Teil besteht aus Briefen an Großmutter und Mutter in englischer Sprache. Das Prinzip der Makrostruktur ist also die Montage.

In einem Abschnitt des zweiten Teils zeichnet der Text ein Bild von den Geschlechterverhältnissen, in die das erzählende Subjekt hineinsozialisiert wird. Im Zentrum dieser Verhältnisse steht, ganz im Sinne von Barthes' Begriff des Paradigmas, die Aufforderung zu einer Entscheidung:

„Das Kind fragt sich. Wann muss man sich entscheiden. Ob man Mann oder Frau wird? Es posiert oft vor dem Spiegel. Aber nie zu lange. Es hat Angst. Dass auch der Spiegel seinen Körper behält. Das Kind weiß: Es darf kein Mann werden. Meers Liebe ist riesig. Meers Liebe ist größer als das Land. Ein ganzes Leben reicht nicht, um aus Meers Liebe herauszukommen. Meers Liebe ist ein Ozean. Und sie hat eine einzige Küste: die Männlichkeit. Meer sagt: ‚Wenn Jungs Männer werden. Gehen sie wie Affen. Werden sie grob. Bekommen sie Akne. Ist ihr Gesicht so ungleichmäßig. Zerbricht ihnen die Stimme. Werden Frauen nur Gegenstände für sie.‘

Es darf aber auch keine Frau werden. Was würde der Peer. Aber Frauen haben so schöne Haare. Und sie dürfen sich schminken. Und sie dürfen farbige Stoffe tragen. Und sie dürfen singen. Und sie dürfen Hosen UND Röcke tragen. Und sie dürfen weinen, soviel sie wollen. Aber Männer haben schöne haarige Beine. Und schöne tiefe Stimmen. Und sie dürfen rülpfen.

Das Kind muss sich bald entscheiden. Die Leute fragen: NA DU WAS BIST DENN DU? BUB ODER MEITSCHI? Es schaut die anderen Kinder an. Die meisten haben sich schon entschieden. Sie stehen in der Zweierreihe und schauen erwartungsvoll.“ (l’Horizon 2022: 86f.)

Deutlich, beinahe überdeutlich, wird hier die Aufforderung zur Entscheidung für einen der beiden virtuellen Terme einer Opposition – „Mann oder Frau“ – formuliert. Das retrospektive autobiografische Subjekt schreibt über sich, wie an vielen anderen Stellen des Romans, in der grammatisch neutralen Form „das Kind“. Dabei sind dem Kind beide möglichen Terme verboten, der eine aufgrund der Ablehnung der Männlichkeit durch die Mutter, der andere durch den Verweis auf den Vater, der hier als Sprachrohr des gesellschaftlich Gewollten präsentiert wird: „Was würde der Peer.“ Die Ausgangslage des Kindes ist also die eines vom Paradigma ausgelösten Double-Binds: Es muss sich entscheiden, aber es darf sich für keine der beiden zur Verfügung stehenden Optionen entscheiden.

Diese Ausgangslage löst eine produktive Schreibbewegung aus, eine Suchbewegung nach Formen der Versprachlichung für das Erleben, das sich dem Paradigma nicht restlos unterwerfen lässt, dabei allerdings aufs Paradigma bezogen bleibt. Der Text findet Formen des Sprechens aus dem Erleben. So erinnert sich das Ich an einer Stelle ausdrücklich nicht daran, „einen Körper“ zu haben, sondern „eine Wahrnehmung zu sein, eine Feinheit unter den dräuenden Bäumen“. Es fokussiert sich mit anderen Worten als einen Leib, und zwar einen Leib in Situation:

„Mich gab es nicht; es gab mein Rennen, aber es gab keine Beine; es gab den Wind, den mensch beim Rennen spürt, aber kein Gesicht und keinen Nacken, die diesen Wind fühlen können; es gab die jauchzende Freude, die das Rennen auslöst, nicht aber den Bauch, in dem sich das Jauchzen kräuselt.“ (l’Horizon 2022: 24)

Auf das Paradigma bezogen bleibt diese Schilderung in dem Sinne, dass unmittelbar im Anschluss auf denjenigen „Körper“, den „die anderen“ haben, Bezug genommen wird, einschließlich des „Penis“ des Vaters und der „Brüste“ der Mutter (l’Horizon 2022: 24).

Als dritten Term bringt der Text u. a. die titelgebende Blutbuche ins Spiel: „Sie hatte etwas Monströses, Zwitterhaftes [...]. Sie war ein Dazwischen“ (l’Horizon 2022: 56). Die Lehre, die das Kind von der Blutbuche her empfängt, ist: „An neuem Laub arbeiten, ausschlagen, verwandeln“, was umgehend übersetzt wird in die Praxis des Schreibens:

„Ich vermute, dass es mich auch darum ins Schreiben zog, weil das Schreiben eine einzige Wellenlinie ist, eine von weither kommende Woge, die lange vor mir begonnen hat und lange nach mir weiterfließen wird. Weil das Element der Sprache das Flüssige ist. [...] Weil ich immer ein Wasser war, weil mein Körper immer spürte, wie sehr er ein Fließen ist, ein In-Bewegung-Sein.“ (l’Horizon 2022: 57)

Das Schreiben wird hier – ganz im Sinne Barthes’ – als eine Technik des Existierens gefasst, die in der Lage ist, an einer Aufhebung des Paradigmas zu arbeiten. Das macht sich auch auf der Ebene des Textes als Ganzem bemerkbar und spürbar: Ausgehend vom Double-Bind des Paradigmas kann der Text nicht zu einer abschließenden Formulierung der geschlechtlichen Position werden. Er selbst, als Textkörper, gestaltet sich als ein diskontinuierlicher, durch Widersprüche und Ambivalenzen gekennzeichneter Körper – und reflektiert dies zugleich:

„Ich weiss keine Sprache für meinen Körper. Ich kann mich weder in der Meersprache noch in der Peersprache bewegen. Ich stehe in einer Fremdsprache. Vielleicht ist das mit ein Grund für das Schreiben, für dieses zerstückelte, zerbröselnde Schreiben. Dafür, dass aus meinen Händen nur Bruchstücke kommen, deren Kanten so zersplittert sind, dass sich daraus keine schöne, smoothie, packende, glatt polierte Geschichte bauen lässt.“ (l’Horizon 2022: 58)

Dass die Position, die das Paradigma überschreitet, diskontinuierlich ist, wird für die Leser*innen des Romans am durch die Montage hergestellten diskontinuierlichen Textkörper spürbar.

Die Formulierung eines dritten Terms ist riskant. *Blutbuch* gelingt aufs Ganze gesehen die Konstruktion eines komplexen Terms. An der zitierten Stelle wird deutlich, wie die Formulierung eines konkreten dritten Terms, der Blutbuche, als Ausgangspunkt einer Schreibbewegung produktiv werden kann, die den dritten Term letztlich verwerfen muss. Es kommt auf dem Weg der Suchbewegung, die letztlich in der Makrostruktur einen komplexen Grad konstruiert, – vielleicht notwendigerweise – zu Festschreibungen, die vereindeutigen. Die Enttäuschung, die solche Festschreibungen dem das Neutrum Begehrenden bereiten müssen, illustriert Barthes anhand einer amüsanten Anekdote:

„Eines schönen Nachmittags [...] gehe ich aus, um mir Farben zu kaufen [...], Fläschchen mit Farbtönen: Aus reinem Vergnügen an den Namen [...] kaufe ich sechzehn davon. Beim Einräumen zu Hause stoße ich eines um [...]. Und nun werde ich Ihnen den offiziellen Namen der verschütteten Farbe nennen, aufgedruckt dort, wo bei den anderen Flaschen Zinnober, Türkis usw. steht: Es war die Farbe Neutrum [...]. Nun, ich wurde bestraft und enttäuscht: bestraft, weil dieses Neutrum spritzt und Flecken macht (es ist eine Art mattes Grauschwarz); enttäuscht, weil es eine Farbe wie alle anderen ist, die man kaufen kann (das Neutrum ist also nicht unverkäuflich): Das Unklassifizierbare ist klassifiziert“ (Barthes 2018: 97f., kursiv im Original).

In dieser Art enttäuscht auch die Entdeckung einer geschlechtlichen Authentizität gegen Ende von *Blutbuch*, einer Authentizität, die sich in ein mimetisches Verhältnis zu Naturelementen wie den „lichens“, die „neither fungi nor algae“ (l’Horizon 2022: 296) sind, setzt, und die im Zusammenhang schamanistischer Spiritualität erfahren wird. Emblematisch hierfür ist, dass das Ich, das im Blick aufs Schreiben ein ozeanisches Fließen erstrebte, sich am Ende des Romans in einem selbst ausgegrabenen seichten Tümpel (l’Horizon 2022: 282) wiederfindet:⁷ „Then I went in ‚our‘ pool. There, naked, shivering in the water, I was a fish, I was an awareness“ (l’Horizon 2022: 298). Der Versuch des Textes, eine (positive) Position außerhalb des Paradigmas zu formulieren, scheitert. Hier wiederholt sich unter den Vorzeichen sich wandelnder geschlechtlicher Koordinaten ein Scheitern, das 50 Jahre früher an einem der zentralen Texte der Zweiten Frauenbewegung der Bundesrepublik, Verena Stefans *Häutungen* (1975),⁸ schon bemerkt und kritisiert wurde: der Versuch, Weiblichkeit jenseits des Patriarchats zu formulieren, der

7 Vgl. Jonas Grethleins (unbeantwortete) Frage, „mit was für einem Gewässer das Blutbuch zu vergleichen sei“ (Grethlein 2023).

8 Mit Stefans *Häutungen* teilt *Blutbuch* neben der Anlage als autobiografischer Schreibansatz, der auf die Formulierung einer neuen geschlechtlichen Position abzielt, und der Hinwendung zur Natur gegen Ende einige weitere Züge, so die eingestreuten lyrischen Passagen, die Nennung des Namens der sonst namenlos bleibenden erzählenden Figur durch andere Figuren (Stefan 2015: 135; l’Horizon 2022: 231, 256, 257, 273). Auch die Laub-Metaphorik („Das Laub abwerfen. [...] An neuem Laub arbeiten“ (l’Horizon 2022: 57)) korrespondiert mit Stefans Häutungsmetapher.

auf Naturmetaphorik zurückgreift (so schon Classen/Goettle 1976).⁹ Als Nebenwirkung des Versuchs, eine Position außerhalb des Paradigmas positiv zu formulieren, dürften in *Blutbuch* die im zweiten Teil auftauchenden schwulenfeindlichen Passagen (l'Horizon 2022: 121–126) zu verbuchen sein. Die Kritik am im Text vorgenommenen Versuch, eine Position jenseits des Paradigmas zu fixieren, darf allerdings nicht übersehen, dass dieser Formulierungsveruch in einen Gesamttext eingebunden ist, der als ein diskontinuierlicher konstruiert ist.¹⁰ Der Text als Ganzes bedarf einer Leser*in, die sich auf den offenen Prozess einlässt, der dieser Text ist.

Das Zur-Sprache-Bringen von Geschlecht, als das wir *Blutbuch* lesen, ist kein Abbilden eines schon vorhandenen Musters, es ist vielmehr ein produktiver Prozess. Produktiv ist dieser Prozess nicht in dem Sinne, dass es neue ‚Identitätspositionen‘ hervorbringt – wo solche Versuche auftreten, kommt es im Text im Gegenteil zu einer Stillstellung des produktiven Prozesses und zur schwulenfeindlichen Aggression. Produktiv ist dieser Prozess des Zur-Sprache-Bringens vielmehr da, wo das Sprechen in der Auseinandersetzung mit den vergeschlechtlichten Gegebenheiten den Sinn weiterträgt. Anschaulich wird der komplexe Grad, der so erschrieben wird, nicht in der erzählten Welt, sondern vielmehr in der Sinnlichkeit des Textkörpers als Ganzem.

4 Schluss

Die Überlegungen, die wir in diesem Beitrag angestellt haben, verstehen sich als dynamische – para-doxe – Intervention in ein endoxales Feld. Sie zeigen, dass das Sprechen sich dem Körper nicht entgegensetzen lässt, dass vielmehr Sprechen und Schreiben leibliche Praxis ist, die konkret und akut erlebt wird. Damit verschiebt sich die Perspektive: Die Stelle, an der das Denken ansetzt, ist nicht mehr die Frage nach dem Aufeinandertreffen von Körper und Sprache, sondern die nach der Beziehung des leiblich-partikularen Sprechens und Schreibens zur Sprache.

Für den *Cours de linguistique générale* ist die Sprache

„ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse.“ (Saussure 2001: 16)

Hierin wird eine Bewegung kenntlich, die vom Sprechen zur Sprache und wieder zum Sprechen führt: Aus dem Sprechen emergiert die Sprache, die wiederum zur Voraussetzung des Sprechens in den Individuen wird. Das Verhältnis ist damit ein dynamisches, eines der ständigen Bewegung. Interessant ist, dass der *Cours* die Sprache hier als einen „Schatz“ bezeichnet. Bini Adamczak versteht „Geschlecht“ als „Reichtum an historisch gewachsenen affektiven, habituellen, professionellen, kognitiven Qualifikationen und Praxen sowie Techniken und Formen sozialer Organisation“ (Adamczak 2017: 108), einen Reichtum, der in Gesellschaften wie der unseren durch die gesellschaftlichen

⁹ Vgl. zur feministischen Kritik an Stefans *Häutungen* Behrens (2019: 81–84).

¹⁰ Entsprechend hat Svenja Behrens (2019: 84–91) für *Häutungen* gezeigt, dass der Text keinesfalls als Erzählung von einer *gelungenen* Emanzipation gelesen werden muss.

Bedingungen verknappt werde. Adamczak argumentiert also nicht für eine Abschaffung von Geschlecht, sondern für eine Abschaffung der Verknappung geschlechtlichen Reichtums. Im Anschluss daran lässt sich argumentieren: Leiblich-geschlechtliches Sprechen – im weitesten Sinn leiblich-konkreter sozialer Lebensäußerungen – ist Produktivkraft geschlechtlichen Reichtums. Wir knüpfen mit dieser Formulierung in einem erneuten Rekurs auf Literatur an einen Gedanken aus Irmtraud Morgners Roman *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura* an, in dem eine der beiden Hauptfiguren, Laura, die Hoffnung äußert, dass auf der Grundlage der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs (in der DDR 1972) „das weibliche Geschlecht“ lernen werde, „die Produktivkraft Sexualität souverän zu nutzen“ (Morgner 1976: 514). Morgners Figur konzipiert hier weibliche Sexualität im Rückgriff auf Marxsche Terminologie als eine, so Julia Meta Müller, „schöpferische Urkraft“, die für „gesellschaftliche Transformationsprozesse[]“ (Müller 2019: 220) mit konstitutiv sei. Daran anschließend verstehen wir also leiblich-geschlechtliches Sprechen überhaupt – als Produktivkraft, die geschlechtlichen Reichtum herstellt, und zwar auch und gerade durch den „über die langue hinausgehenden strukturellen Überschuss der Sprachverwendung, also der parole“, der „für die literarische Sprachverwendung eine zentrale Rolle spielt“, wie Till Dembeck (2017: 32) im Rekurs auf Jean-Jacques Lecercle formuliert.¹¹ Zum Kontext der Produktion gehören allerdings verdinglichte gesellschaftliche Beziehungen. Die künstliche, verdinglichende Verknappung der Sprechoptionen, die ihren deutlichsten Niederschlag im Paradigma männlich/weiblich findet, verhindert die Entfaltung des geschlechtlichen Reichtums. Es ginge in einer emanzipatorischen Perspektive darum, die Produktivkraft des leiblich-geschlechtlichen Sprechens gesellschaftlich anzueignen, seine endoxalen Verknöcherungen in Bewegung zu bringen, damit die Leibsprache des Geschlechts als das wirksam wird, was sie ist: ein Schatz.

Anmerkung

Für kritische Lektüren und Kommentare bedanken wir uns herzlich bei Heinke Deloch, Andrea Maihofer und Sonja Witte.

Literaturverzeichnis

- Adamczak, Bini (2017). *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Berlin: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (1976 [1970]). *S/Z*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (2006 [2002]). *Variations sur l'écriture. Französisch – Deutsch*. Mainz: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
- Barthes, Roland (2007 [2002]). *Wie zusammen leben. Simulationen einiger alltäglicher Räume im Roman. Vorlesung am Collège de France 1976–1977*. Hrsg. von Éric Marty. Texterstellung, Anmerkungen und Vorwort von Claude Coste. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

¹¹ Vgl. zu einem im Sprechen produzierten produktiven Überschuss mit etwas anderer Akzentsetzung auch König/Erhart (2023: 367f.).

- Barthes, Roland (2010 [1973]). *Die Lust am Text*. Kommentar von Ottmar Ette. Berlin: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (2018 [2002]). *Das Neutrum. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*. Hrsg. von Éric Marty. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Behrens, Svenja (2019). Wie politisch ist das Private? Verena Stefans „Häutungen“ und das Problem radikaler Subjektivität in emanzipatorischen Kämpfen. In Benedikt Wolf (Hrsg.), *SexLit. Neue kritische Lektüren zu Sexualität und Literatur* (S. 66–99). Berlin: Querverlag.
- Birk, Elisabeth; Halawa, Mark & Weyand, Björn (2014). Roland Barthes und die Sinnlichkeit der Zeichen: Eine systematische Einführung. *Kodikas/Code*, 37(3–4), 171–190.
- Bourdieu, Pierre (1976 [1972]). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1987 [1979]). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bublitz, Hannelore (2019). Diskurstheorie: zur kulturellen Konstruktion der Kategorie Geschlecht. In Beate Kortendiek, Birgit Riegraf & Katja Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 369–377). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_29
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Classen, Brigitte & Goettle, Gabriele (1976). „Häutungen“, eine Verwechslung von Anemone und Amazone. *Courage 1*, 44–45.
- Dembeck, Till (2017). Sprachliche und kulturelle Identität. In Till Dembeck & Rolf Parr (Hrsg.), *Literatur und Mehrsprachigkeit. Ein Handbuch* (S. 27–33). Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Deppermann, Arnulf (2015). Pragmatik revisited. In Ludwig W. Eichinger (Hrsg.), *Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven* (S. 323–352). Berlin, München, Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110401592.323>
- Ette, Ottmar (2013 [2011]). *LebensZeichen. Roland Barthes zur Einführung* (2. Aufl.). Hamburg: Junius.
- Ette, Ottmar (2019). Körper – Macht – Lust. Anmerkungen zu Figur 8 in Roland Barthes' *Le Plaisir du texte*. In Jörg Dünne, Kurt Hahn & Lars Schneider (Hrsg.), *Lectiones difficiliores – Vom Ethos der Lektüre* (S. 353–360). Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Gahlings, Ute (2016). Phänomenologie weiblicher Leiberfahrungen. In Hilge Landweer & Isabella Marcinski (Hrsg.), *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes* (S. 91–112). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839436394-005>
- Gendlin, Eugene T. (1992). The primacy of the body, not the primacy of perception. *Men and World*, 25(3–4), 341–353. <https://doi.org/10.1007/BF01252424>
- Gendlin, Eugene T. (2015). *Ein Prozess-Modell*. Hrsg. von Donata Schoeller & Christiane Geiser. Freiburg, München: Karl Alber. [Englische Originalfassung (1997). *A Process Model*, online: http://www.focusing.org/gendlin/docs/gol_2161.html].
- Grethlein, Jonas (2023). Was ist das mit dem Wasser, Junge. Das Ideal des flüssigen Stils in Kim de l'Horizons Roman „Blutbuch“ und in der antiken Literatur. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.10.2023, N 3.
- Hark, Sabine (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Herschberg Pierrot, Anne (2002). Barthes and Doxa. *Poetics Today*, 23(3), 427–442. <https://doi.org/10.1215/03335372-23-3-427>
- Jäger, Ludwig (2010). *Ferdinand de Saussure zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Jäger, Ulle (2014). Den Leib als Ort des Widerstands zum Sprechen bringen – mit Focusing. In Ulle Jäger, *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung* (2. Aufl.; S. 235–266). Frankfurt/Main: Helmer Verlag.

- Jäger, Ulle & König, Tomke (2020). Der Eigensinn des Leibes als Erkenntnisquelle: Soziale Ordnungen leiblich erkunden und verstehen. In Beatrice Müller & Lea Spahn (Hrsg.), *Den Leibkörper erforschen. Phänomenologische, geschlechter- und bildungstheoretische Perspektiven auf die Verletzlichkeit des Seins* (S. 85–112). Bielefeld: transcript.
- Kallenberg, Vera; König, Tomke & Erhart, Walter (Hrsg.). (2024). *Geschlecht als Erfahrung. Theorien, Empirien, politische Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Kappeler, Florian (2024). Kommentar: Vom Interpretieren zum Um-Üben. Emanzipatorische Körperpraxis. In Vera Kallenberg, Tomke König & Walter Erhart (Hrsg.), *Geschlecht als Erfahrung. Theorien, Empirien, politische Praxis* (S. 183–189). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839468142-013>
- König, Tomke (2024). Experiential Gender Research. The Body as a Source of Meaning and Change. In Vera Kallenberg, Tomke König & Walter Erhart (Hrsg.), *Geschlecht als Erfahrung. Theorien, Empirien, politische Praxis* (S. 111–129). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839468142-008>
- König, Tomke & Erhart, Walter (2023). Das Ich in der Geschlechterforschung. Zur Bedeutung von Erfahrung und Erleben für die Kritik der Geschlechterordnung – Soziologische und literaturwissenschaftliche Perspektiven. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 48(2), 356–378.
- Koller, Andreas (2011). Doxa (*doxa*). In Gerhard Fröhlich & Boike Rehbein (Hrsg.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (S. 79–80). Stuttgart, Weimar: Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-01379-8_17
- l’Horizon, Kim de (2022). *Blutbuch*. Köln: Dumont.
- Moi, Toril (2005 [1999]). *Sex, Gender, and the Body. The Student Edition of What is a Woman?*. Oxford: University Press.
- Morgner, Irmtraut (1976 [1974]). *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura. Roman in dreizehn Büchern und sieben Intermezzos* (4. Aufl.). Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Müller, Julia Meta (2019). Sehnsuchtsort Harlekin. Irmtraut Morgners utopische Freisetzung der Produktivkraft Sexualität in der Erzählung „Der Schöne und das Tier“. In Benedikt Wolf (Hrsg.), *SexLit. Neue kritische Lektüren zu Sexualität und Literatur* (S. 202–235). Berlin: Querverlag.
- Nietzsche, Friedrich (1999 [1896]). Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne. In Friedrich Nietzsche, *Kritische Studienausgabe*. Hrsg. von Giorgio Colli & Mazzino Montinari. Bd. I (S. 873–890). München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Saussure, Ferdinand de (2001 [1916]). *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hrsg. von Charles Bally & Albert Sechehaye. Berlin, New York: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110870183>
- Stefan, Verena (2015 [1975]). *Häutungen*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Stoller, Silvia (2010). *Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler*. München: Wilhelm Fink. <https://doi.org/10.30965/9783846749074>
- Tholen, Toni (2008). Ästhetik der Existenz. Zur literarischen Ethik des späten Roland Barthes. *Romanische Zeitschrift für Literaturgeschichte*, 32(3/4), 393–412.
- Tholen, Toni (2016). Kritik aus affektiver Fülle. Roland Barthes’ späte *écriture*. *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 66(3), 315–328.
- Ullrich, Vanessa Lara & Flügel-Martinsen, Oliver (2024). Kritik der Körperpolitik. Erfahrung, Sprache und politische Emanzipation. In Vera Kallenberg, Tomke König & Walter Erhart (Hrsg.), *Geschlecht als Erfahrung. Theorien, Empirien, politische Praxis* (S. 167–181). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839468142-012>
- Waldenfels, Bernhard (2000). *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Wolf, Benedikt (2023). Sechs wenig brauchbare Thesen wider die Verharmlosung der Lust am Text. Aus Anlass eines Gedichts von Giannis Ritsos. In Dorit Funke, Mona Körte, Marius Littschwager, Joachim Michael & Nils Rottschäfer (Hrsg.), *Aufruhr verZeichnen. 26 literaturwissenschaftliche Einsprüche* (S. 209–215). Düsseldorf: C.W. Leske.

Zu den Personen

Tomke König, Prof. Dr., Professorin für Geschlechtersoziologie, Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Geschlecht als Erfahrung, Familienforschung und geschlechtliche Arbeitsteilung, Eliten.

Kontakt: Universität Bielefeld, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld

E-Mail: tomke.koenig@uni-bielefeld.de

Benedikt Wolf, Dr., akademischer Rat, Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: literaturwissenschaftliche Geschlechter- und Sexualitätsforschung, literarische Mehrsprachigkeit, Antisemitismus- und Antiziganismusforschung.

Kontakt: Universität Bielefeld, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld

E-Mail: benedikt.wolf@uni-bielefeld.de

Eva Döhne, Lea-Sophie Schiel

Unruhe stiften. Entwürfe einer queerfeministischen Theaterwissenschaft

Zusammenfassung

Wie lassen sich gender- und queertheoretische Theorien, Methoden und Forschungsfragen, die sich durch ihren subversiven Charakter und ihren politischen Gestus der Kritik an jeglicher Normativität auszeichnen, konkret in die Praktiken der Theatertheorie integrieren? Dieser Herausforderung gehen wir anhand von exemplarischen Exkursen aus Theorie und der Besprechung von Performances nach. Eva Döhne schreibt über die Frage der Situierung und ausgehend von der Videoarbeit *A room of our own* von Swoosh Lieu über Räume des Denkens in der Theorie und Räume des Arbeitens im Theaterbetrieb. Lea-Sophie Schiel beschäftigt sich anhand des kommerziellen heterosexuellen Live-Sex-Chats von Rob und Blonde XXXRider mit der Frage, wie queere Theorien und Denkansätze helfen können, mit beunruhigenden Gegenständen umzugehen, und inwiefern sich daraus Veränderungen für die theaterwissenschaftliche Methode der Aufführungsanalyse ergeben.

Der Beitrag plädiert nicht primär für eine inhaltliche Neu-Ausrichtung theaterwissenschaftlichen Wissens, sondern praktiziert anhand unterschiedlichster Materialien eine Reflexion über methodische Vorgehensweisen, die jenseits oder quer zur hegemonialen Wissenschaftstradition einer deutschsprachigen Theaterwissenschaft stehen.

Schlüsselwörter

Queerfeministische Methoden, Situierung, Soziale Bewegungen, Theater als Dispositiv, Aufführungsanalyse, Sexualität

Summary

Creating unrest. Queer feminist thinking about theatre and performance

How can gender and queer theoretical theories, methods and research questions be integrated into the practices of theatre theory, including their subversive character and the political gesture of criticism of all forms of normativity? We take up this challenge by means of exemplary digressions from the field of theory and the discussion of performances. Eva Döhne writes about the question of situatedness and, based on the video work *A room of our own* by Swoosh Lieu, about spaces for thinking in theory and spaces for working in the theatre. Lea-Sophie Schiel uses the commercial heterosexual live sex chat by Rob and Blonde XXXRider to explore the question of how queer theories and approaches can help us to deal with unsettling objects and to what extent this must lead to changes in the method of performance analysis applied in theatre studies. The article does not primarily argue in favour of realigning the content of theatre studies knowledge, but instead uses a wide variety of materials to reflect on methodological approaches that go beyond or cut across the hegemonic academic tradition of German-language theatre studies.

Keywords

queer feminist methods, situating, social movements, theatre as a dispositive, performance analysis, sexuality



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH

erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

1 Verortung innerhalb der deutschsprachigen Theaterwissenschaft

Mit diesem Beitrag möchten wir die Produktivität von gender- und queertheoretischen Ansätzen im theoretischen Nachdenken über Theater bestärken und deren Relevanz innerhalb des Fachs betonen. Denn obwohl Forschungsansätze, die sich mit Gender- und Queer-Theorie auseinandersetzen, in der deutschsprachigen Theater- und Tanzwissenschaft in den letzten Jahren sichtbar geworden sind (Bruchner et al. 2024; Laufenberg/Trott 2023), lässt sich weiterhin auch deren Aussparung aus dominanten Theoriediskursen und scheinbar kanonischen Überblickswerken dieser Disziplin beobachten (Balme/Szymanski-Düll 2020; Whistutz/Hoesch 2020). Während im anglophonen Diskursraum dieses Paradox in den letzten Jahren durch eine Auffächerung multipler methodischer Ansätze entkräftet wurde (Ghaziani/Brim 2019; Browne/Nash 2016), bleibt besonders die Frage nach queeren Methoden im deutschsprachigen Raum in einzelnen Disziplinen noch weitgehend unbearbeitet – so auch in der Theaterwissenschaft.

Auch wenn in zwei neueren Methodenbänden (Balme/Szymanski-Düll 2020; Whistutz/Hoesch 2020) keinerlei tiefergehende Beschäftigungen mit queerfeministischen Perspektiven enthalten sind, findet die Auseinandersetzung innerhalb theaterwissenschaftlicher Forschung und Lehre mit queerfeministischen Inhalten vielfältig und zahlreich statt (Schrödl 2023a). Im Theaterbetrieb selbst und auf den Bühnen kommt es in den letzten Jahren regelrecht zu einem Boom in der Beschäftigung mit queeren Themen (Schrödl 2023b). In eben jener Widersprüchlichkeit zeigt sich sowohl die Wichtigkeit der theoretischen Konzeptionen um Queerness als auch von Praktiken des Queerens innerhalb der Disziplin.

Die zunehmende Sichtbarkeit von genderkritischer Forschung gilt es zu verstärken, aber auch einzuordnen und auf ihren kritischen Gehalt hin zu reflektieren.

Wie lassen sich gender- und queertheoretische Theorien, Methoden und Forschungsfragen konkret in die Praktiken der Theatertheorie integrieren, ohne dabei ihren oftmals subversiven Charakter und ihren politischen Gestus der Kritik an jeglicher Normativität aufzulösen? Dieser Herausforderung gehen wir anhand von exemplarischen Exkursen aus Theorie und der Besprechung von Performances nach. Eva Döhne schreibt im Folgenden über die Frage der Situierung und ausgehend von der Videoarbeit *A room of our own* von Swoosh Lieu über Räume des Denkens in der Theorie und Räume des Arbeitens im Theaterbetrieb und fragt danach, wie sich normative Hierarchien dabei aufbrechen lassen. Lea-Sophie Schiel beschäftigt sich anhand des kommerziellen heterosexuellen Live-Sex-Chats von Rob und Blonde XXXRider mit der Frage, wie uns queere Theorien und Denkansätze helfen können, mit beunruhigenden Gegenständen umzugehen, und inwiefern sich daraus Veränderungen für die theaterwissenschaftliche Methode der Aufführungsanalyse ergeben (vgl. Schiel 2019).

2 Bezüglichkeit, Situierung, Desorientierung

In Besorgnis gegenüber fundamentalistischen Ausrufen der Gegenwart, die über die Existenzberechtigung von genderorientierter Forschung polemisieren (Hark/Villa 2017),

ist es uns nicht nur ein wissenschaftstheoretisches, sondern auch ein gesellschaftspolitisch wichtiges Anliegen, die notwendige Hinwendung auf Gender- und Queer Studies innerhalb der Theaterwissenschaft zu bestärken. Denn theatertheoretische Forschung kann die Muster und zugleich die Decodierung von Repräsentation diskutieren und danach fragen, welche Geschichten, Perspektiven, Anliegen, Positionen nicht sichtbar sind oder innerhalb der Dominanzkultur nicht ausreichend genug wahrgenommen werden. Mit dieser „anderen Art des Denkens“ (de Lauretis 1991) ist der Anspruch verbunden, über Machtstrukturen, Hegemonie, Körper, Sexualität und Vergeschlechtlichung nachzudenken und sich bewusst Methoden und Gegenständen zuzuwenden, die quer zu hegemonialem Wissen und im Sinne Jack Halberstams quer zu einem Phantasma von *Mastery* (Halberstam 2011) stehen.

Unser Ausgangspunkt ist somit die Anerkennung von und das Arbeiten mit widersprüchlicher Vielheit, die jeder Theorieproduktion vorausgeht und die Situiertheit des eigenen Wissens mit einbezieht. Eine solche Ausrichtung erfordert eine Standortbestimmung der eigenen Position und setzt diese in Relation zu sozialen, politischen sowie gesellschaftlichen Ungleichheiten und Ausschlussmechanismen (vgl. Hark 2007: 12). Unruhe stiften leitet sich von *Unruhig bleiben* ab. Es ist die deutschsprachige Übersetzung des 2016 unter dem Titel *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene* erschienenen Buches von Donna Haraway (Haraway 2018). Das Wort *trouble* ist aus der Diskussion der Gender Studies spätestens seit *Gender Trouble* von Judith Butler 1990 nicht mehr wegzudenken. Bei Butler steht *trouble* für ihre breit angelegte Kritik all derjenigen Probleme, die mit dem System der Heteronormativität, der binären Opposition der Geschlechter und der Dominanz von Heterosexualität verbunden sind (Butler 1990: 175ff.).

Haraway hingegen leitet *trouble* aus dem Französischen ab und übersetzt es mit „aufwirbeln“, „wolkling machen“ oder „stören“ (Haraway 2018: 9). Das Durcheinander, die Unruhe und die Störung verwendet Haraway für ihr Denken in Verbindungen. Viele der Texte von Haraway sind Aufforderungen, Verantwortung für unser Handeln und Denken als Wissenschaftler*innen zu übernehmen. Haraway gibt permanent Anstöße, darüber nachzudenken, von welchem Standpunkt wir sprechen, handeln und denken und welche Perspektive wir einnehmen, wenn sich alles in Bewegung befindet und alles miteinander in Verbindung steht. Haraways Schreiben ist auch eine Aufforderung, Theater innerhalb dieser beweglichen Relationen zu denken und als Verhandlungsort jenseits dominanter und normativer Denkschemata zu entwerfen.

Auch unser Schreiben, unser Schauen und unser Denken stehen in einem unmittelbaren Verhältnis zu unserer individuellen, körperlichen, leiblichen und materiellen Weltwahrnehmung. Das schließt eine Sensibilität für die eigene Positionierung mit ein und kann als die Bewegung einer Wissenschaftspraxis, die als „embedded“ beschrieben wird, benannt werden (vgl. Darian 2020: 47; Bergermann/Heidenreich 2004: 9ff.).

Das Affiziert-Werden von den Gegenständen theaterwissenschaftlichen Forschens, genauso wie die eigene Verstrickung in wissenschaftliche Parameter und Anforderungen, sollten daher zur Verhandlung stehen. Wir behaupten keine methodische Allgemeingültigkeit, keine Universalität; wohl eher eine Form „feministischer verkörperter Objektivität“ (Haraway 2007: 307). Haraway beschreibt diese Form der Objektivität als „Demaskierung allgemeiner Objektivitätslehre“ (Haraway 2007: 307) und als eine

Art kollektiver Handlungsfähigkeit. Denn der Ansatz, Wissenschaft aus einer subjektiven Perspektive heraus zu betreiben, beruht auf der Einsicht, dass es keinen objektiven Standpunkt wissenschaftlicher Betrachtung geben kann; keine neutrale Position und also auch keinen ideologiefreien Raum. Was es allenfalls gibt, sind Praktiken stillschweigender Normierung und Normalisierung, die auch wissenschaftlich betrieben werden, wenn eben nicht die Positionierung der Forscher*in benannt wird und somit auch problematisiert werden kann (Klinger 1990).

In queerfeministischen Ansätzen gibt es vielfache Methoden, die unter dem Radar tradierter Wissenszugänge laufen und in der Theaterwissenschaft rezipiert werden (Haraway 1991; Halberstam 2011; Sedgwick 2003; Love 2013), wobei auch an theoretische Modelle aus dem Bereich der Feminist Postcolonial Studies zu denken wäre (Spivak 1988; Minh Ha 1989). So betont Sara Ahmed in *Queer Phenomenology*, wie zentral Desorientierungen als methodisches Konzept für diesen Anspruch sind: „A queer phenomenology would involve an orientation toward queer, a way of inhabiting the world by giving ‘support’ to those whose lives and loves make them appear oblique, strange, and out of place.“ (Ahmed 2007: 179) Eine solche queere Phänomenologie steht kritisch zur Heteronormativität und zur Dominanz des *Weißseins*, denn beide sind mit der Erzeugung von Lebenswelten verbunden, die für einige Subjekte immer wieder Gefühle des Unwohlseins hervorrufen, weil sie nicht dem normativen Ideal – *weiß* und *cis-hetero* – entsprechen. Desorientierung bedeutet, neue Wege und andere Pfade zu beschreiten, die die Behauptung einer geschlossenen Gegenwart aufsprengen können. Damit ließe sich viel stärker hervorheben, wie Körper, Dinge, Gegenstände, Wissen und Interpretationen historiografisch, analytisch, ästhetisch und politisch in den Vordergrund getreten sind, während andere Perspektiven zurückgedrängt und ausgeschlossen wurden.

3 Hierarchien im Denken und Arbeiten aufbrechen. *A room of our own* von Swoosh Lieu und Trouble im Theaterbetrieb

Virginia Woolf hat in dem 1929 veröffentlichten Text *A Room of One's Own* die enge Verbindung zwischen Fiktion im Schreiben und ihrem sozialen Leben als *Frau* herausgearbeitet (Woolf 1985). Woolf schreibt über die fiktionale Kraft der Imagination, auch wenn sie die soziale Position, aus der sie als *Frau* schreibt, klar benennt. Es ist Woolfs Beharren auf der Situiertheit ihrer weiblichen Schreibperspektive, die den Text bis heute zu einem grundlegenden Text feministischer Literatur macht. Mit der digitalen Videoperformance *A room of our own* geht das sich selbst als feministisch bezeichnende Performancekollektiv *Swoosh Lieu* der Frage nach, welche Vorstellungen der Geschlechterhierarchie auf den Formen und Raumverteilungen des institutionalisierten Theaters liegen und wie sich diese Hierarchien aufbrechen, neu und anders denken lassen. Die digitale Performance, auch als Film bezeichnet, wurde 2021 während der Covid-19-Pandemie veröffentlicht und als „Vorstellung für Browser*in und variables Publikum“ angekündigt. In ihrer Ankündigung schreiben die Künstler*innen: „Während wir in der Corona Krise einen antifeministischen Backlash erleben, verschließen sich für Frauen* immer wieder Türen, werden ihre Räume immer kleiner gemacht oder

ganz weggenommen“ (Swoosh Lieu 2021). Die Zugänglichkeit von Räumen und die damit verbundenen Raumhierarchien, wie sie sich besonders in der Pandemie, aber auch davor und danach als genderspezifische Ungleichheit zeigen, wird in dem Film auf den Raum des Theaters übertragen.

Der Film ist so konzipiert, dass er von einer Person allein vor einem Gerät mit zwei Kopfhörern auf den Ohren gestreamt werden kann. Die rechte und linke Seite der Kopfhörer sind in zwei Audiospuren getrennt. Dadurch entsteht ein räumlicherer, teils auch sich überlagernder Klang des Gehörten. Nachdem atmosphärische Musik erklingt, der Titel der Arbeit zu lesen ist und dann wieder ein schwarzer Bildschirm erscheint, ertönt eine als weiblich zu lesende Stimme aus dem Off: „Ich bin Judith. Ich bin 456 Jahre alt. Ich bin noch nicht geboren. Ich war immer schon da. Ich bin die Dissidentin des Systems, the Virus of the new world disorder, Saboteurin des Big daddy mainframe, ein Avatar für mich allein. Ich bringe keine Neuigkeit von den Rändern. Ich bringe ein Stück vom Horizont“ (Swoosh Lieu 2021). Die Referenz auf Judith Shakespeare, von der auch Virginia Woolf schreibt, stellt sich her. Der Text des Films ist oft poetisch und zusammengestellt aus zahlreichen Theorieverweisen, unter anderem mit Zitaten von Donna Haraway, Ursula K. Le Guin, Virginia Woolf. Die Stimme spricht die Hörer*innen direkt an und sagt: „Alles, was du dir vorstellen kannst, kann Wirklichkeit werden“, womit erneut eine Verbindung zu Woolfs Ausführungen über die Kraft der Imagination gezogen wird. Dann startet eine Visualisierung. Ein über den Boden schweifender Lichtspot in einem schwarzen Raum. Die Stimme fragt: „Wer ist da? [...] Ein leerer Raum, der sonst ein geteilter Raum ist.“ Der Scheinwerfer wandert. Während der Pandemie waren viele Theater geschlossen. Der Film begibt sich in dieser Anfangsszene, ausgehend von der Situation der geschlossenen Theaterhäuser, auf die Suche nach einem Theater, das die bisher nicht erzählten Geschichten von *Frauen* und *Queers* aufnimmt. Denn das Theater, das „ich vermisse, gibt es nicht“, erklingt es im Film durch die Stimme der Judith. Seit Jahrhunderten geistert sie durch die Hochkultur und suche dieses andere Theater. Sie sei dabei schon tausenden von *Queers* und *Frauen* begegnet, die entweder hinter oder neben der Bühne gestanden hätten, oder aber gar nicht da sind, „weil sie mit den Kindern spazieren gehen“. Die Stimme fragt danach, wo die Ungehörten und Ungesehenen sind, die bisher keinen Platz im Raum der sichtbaren Repräsentation haben.

An dieser Stelle wird nun eine Verbindung zum arbeitspolitischen Trouble im Theaterbetrieb geknüpft. Denn auch im Jahr 2024 sind LGBTQIA* im Theater-, Kunst- und Kulturbereich, sowohl in den künstlerischen als auch leitenden Spitzenpositionen, immer noch unterrepräsentiert, erhalten bei gleicher Arbeit geringere Löhne und haben sowohl hinter als auch auf der Bühne mit klischierten Rollenbildern und Präsentationsformen zu kämpfen. Dazu kommt, dass Machtmissbrauch, Homo- und Transphobie, Sexismus, Rassismus und andere Formen von Diskriminierung in Theaterinstitutionen häufig nicht öffentlich gemacht werden und Menschen mit intersektionaler Erfahrung viel zu selten präsent sind.

Am 4. Februar 2021 outeten sich im Magazin der Süddeutschen Zeitung 185 lesbische, schwule, bisexuelle, queere, nichtbinäre und trans* Schauspieler*innen und forderten mehr Anerkennung in Theater, Film und Fernsehen. Das Manifest brachte das Thema der Anerkennung queerer Menschen in die Öffentlichkeit. Die Debatten, die davon ausgingen, benannten die weit verbreitete Homo- und Transphobie und den

strukturellen Sexismus im Theaterbetrieb öffentlich. In den letzten Jahren gründeten sich mehrere soziale Bewegungen wie #Act Out, Bühnenwatch, ensemble netzwerk, Pro Quote Bühne, Bühnenmütter e.V., die gegen Machtmissbrauch und strukturelle Benachteiligungen im Theaterbetrieb kämpfen. Initial war dafür die bereits im Oktober 2017, beinahe zeitgleich mit der weltweit aufsehenerregenden #meToo-Debatte, Veröffentlichung der Ergebnisse des Forschungsprojekts *Frauen in Kultur und Medien – Ein europäischer Vergleich* (Schulz/Ries/Zimmermann 2016). Im Rahmen der Studie wurden Daten zu *Frauen* in Kulturberufen allgemein, zum Student*innenanteil in den verschiedenen künstlerischen Fächern, zum Einkommen von Künstler*innen, zur Vertretung von *Frauen* in Aufsichtsgremien von Rundfunkanstalten, zur Partizipation von *Frauen* an der individuellen Künstlerinnen- und Künstlerförderung und zur Präsenz von *Frauen* in Bundeskulturverbänden innerhalb der Jahre 1994–2014 zusammengestellt. Prägnante Ergebnisse der Studie für den Theaterbetrieb waren, dass 78% der Theater von Intendanten geleitet, 78% aller Inszenierungen auf den großen Bühnen von Regisseuren inszeniert und 75% der Stücke von *Männern* geschrieben wurden. Anders formuliert: 22% aller betrachteten Inszenierungen auf den großen Bühnen werden von Regisseurinnen inszeniert, 51% der Regieassistentinnen und 80% der Souffleusen sind *Frauen*.

Was sich an dieser kurzen Aufzählung zeigt, ist, dass trotz der wissenschaftlich mittlerweile breiten Etablierung genderkritischer Perspektiven der strukturellen Benachteiligung von LGBTQIA*, besonders von FLINTA*, diese bis heute ein wesentliches Problem der Theaterinstitutionen ist und sowohl auf als auch hinter der Bühne thematisiert werden muss. Auch wenn die strukturelle Diskriminierung und Benachteiligung von LGBTQIA* im Betrieb mehr Aufmerksamkeit bekommt und beispielsweise Schrödl hoffnungsvoll davon schreibt, dass queere Themen sowohl auf den Spielplänen der Produktionen der freien Szene als auch der Stadttheater vermehrt vorkommen, lässt sich die Notwendigkeit genderkritischer und queertheoretischer Perspektiven für das theatertheoretische Denken nicht oft genug betonen (vgl. Schrödl 2023b). Dabei bleibt zu hoffen, dass der Theaterbetrieb die häufig mit der Lebensrealität queerer Menschen eng verbundenen Fragen der Sexualität, Genderidentität, des Rassismus, der Ability und der Herkunft nicht einfach nur ökonomisch verwertet und sich aneignet, sondern dass es – wie es derzeit behauptet wird – zu langfristigen Veränderungen im Dispositiv des Theaters kommen wird. An dieser Stelle setzt auch die Relevanz von theatertheoretischer Forschung an. Denn Theater als Dispositiv verstanden versucht, die Gesamtheit der Bedingungen, aus denen Theater entsteht und in die es eingebettet ist, zu umfassen (Müller-Schöll 2017). Jene dispositive Anordnung von Theater noch stärker zu bedenken hätte wiederum großen Einfluss auf eine Neuausrichtung der Aufführungsanalyse.

4 Von unruhigen Gegenständen zu beunruhigten Analysen

Der zentrale Aspekt in der von Erika Fischer-Lichte beschriebenen Methode der Aufführungsanalyse ist die Betrachtung performativer Ästhetik (vgl. Fischer-Lichte 2004). Schrödl hat bereits darauf hingewiesen, dass die beiden vorwiegenden Begriffsauffassungen von Performativität und Ästhetik über Jahrzehnte Kategorien wie Gender, Race,

Class, Ability an den Rand gedrängt haben und diese folglich kaum in wissenschaftliche Analysen einfließen konnten. Daran ist zu problematisieren, dass sich oftmals auf die Beschreibung der Ästhetik des reinen Vollzugs von Handlungen konzentriert und nicht nach den Zusammenhängen von Ästhetik und Politik oder nach der Geschichte und Gewordenheit der vollziehenden Körper gefragt wurde (Sigmund 2006).

In vielen Studien scheinen politische und machtbezogene Fragestellungen, die von den untersuchten Performances formuliert werden oder die aus einer queerfeministischen Perspektive einer kritischen Problematisierung bedürfen, nicht in die Analyse der Inszenierung einzufließen. Gegenteilig kann sogar der Eindruck entstehen, dass die genannten Aspekte im besten Fall zwar erwähnt, aber bewusst aus der Analyse der Ästhetik herausgehalten werden. Zuweilen scheint es so, als kämen die Wissenschaftler*innen dem Inneren oder einer Erkenntnis über die Funktionsweise ebendieser Ästhetik nur durch eine strategische Reinhaltung ihrer Analysen „verschmutzender“ politischer Zusammenhänge und Diskurse auf die Schliche (Wihstutz/Hoesch 2020; Weiler/Roselt 2017). Anders als es ein flüchtigkeitsbezogener und semiotischer Begriff von Performativität nach Fischer-Lichte nahelegt (Fischer-Lichte/Czirak/Jost 2012), betonen zahlreiche queerfeministische Theorien die historische Gewordenheit, die Situierung und die Kontingenz von Ausdrucksformen sowie körperlichen und kulturellen Artikulationen. Der Prozess des Werdens sowie seine analytische Bearbeitung vereinen dabei widersprüchliche Aspekte im Begriff des Performativen: So geht es hier nicht nur um die Beschreibung historischer Manifestationen und körperlicher materieller Verfestigungen, sondern auch um das Potenzial ihrer Veränderung, ihrer Flüchtigkeit, ihrer Verflüssigung. Diese Perspektive ermöglicht eine detaillierte Beschreibung subversiver und reproduzierender Elemente performativer Ästhetik und macht diese fruchtbar (vgl. Holman Jones/Adams/Tony 2016). Gleichzeitig entwickelt sie eine (aus queerfeministischer Perspektive dringend notwendige) Politisierung theaterwissenschaftlicher Fragestellungen und die Analyse der politischen Dimension von Ästhetik. Hier setzen z. B. auch die wichtigen Ausarbeitungen von José Esteban Muñoz in Form der *queer of color critique* an, die dezidiert zeigen, wie minoritäre, rassifizierte Subjekte Welten erzeugen, die gegen die heteronormative, weiße Realität gerichtet sind. Muñoz akzentuiert die performative Kraft von Performances im gesellschaftlichen Gefüge, statt lediglich Ästhetiken zu beschreiben und ihre soziale Wirkkraft auszuklammern (Muñoz 1999; Ferguson 2004; Nyong'o 2018). Der politischen Dimension kommt spätestens dann zentrale Bedeutung zu, wenn die Gegenstände der wissenschaftlichen Auseinandersetzung uns moralisch oder ästhetisch beunruhigen, wenn sie in einer Weise Unruhe stiften, die bisherige wissenschaftliche Ansätze und Methoden vor Herausforderungen stellen. Exemplarisch wird daher nun der Untersuchungsgegenstand eines Live-Sex-Chats beschrieben, der sich in moralischen, ästhetischen und medialen Grenzbereichen verorten lässt. So sind Live-Sex-Chats zumeist kommerzielle Angebote, die sich dem Bereich der Sex-Arbeit zuordnen lassen. Die feministische und juristische Debatte hierzu besteht seit den 1970er-Jahren und wird bis heute erbittert geführt (Schiel 2020: 74ff.). Der Kauf sexueller Dienstleistungen wird von den Gegner*innen dabei oft mit Verweis auf eine ökonomische Zwangslage und Ausbeutungssituation für die anbietenden Frauen* abgelehnt (vgl. Schwarzer 2014). Auch in der Europäischen Union wird derzeit eine Kriminalisierung des Konsums sexueller Dienstleistungen nach sogenanntem

schwedischem oder skandinavischem Modell diskutiert. Demgegenüber argumentieren Befürworter*innen und Aktivist*innen, dass eine Kriminalisierung die Arbeitsbedingungen von Sex-Arbeiter*innen weiterhin prekarisieren und verschlechtern und somit die Stigmatisierung der Sex-Arbeit verstärken würde (Amnesty International 2015; Hydra e. V. 2012). Als Forscher*in den Blick auf Live-Sex-Chats zu wenden entspricht zudem einer Form der Desorientierung in Ahmeds Sinne, weil der Gegenstand zuweilen skurril wirken kann, die agierenden Performer*innen als prekarierte Sex-Arbeiter*innen stets um Anerkennung ihrer Arbeit und ihres gesellschaftlichen Platzes kämpfen müssen und ich mich als cis-weiblich sozialisierte Forscherin, die für cis-männliches Publikum produzierte Inhalte konsumiert, oft fehl am Platze, „out of place“, fühle.

In ästhetischer Hinsicht sorgen Live-Sex-Chats für Unruhe, weil sie Handlungen explizit zeigen, die sonst nicht gezeigt werden, also obszön sind (vgl. Schiel 2020: 85ff.). Dieser ästhetische Mechanismus des Verwerfens bestimmter Handlungen zeichnet die dann gezeigten Handlungen überhaupt erst als sexuelle aus (Butler 2011: xiii). Was sonst nicht zu sehen ist, ist nun überdeutlich sichtbar und als sexuell les-, erkenn- und konsumierbar. Der Mechanismus des Verwerfens ist dabei alles andere als zufällig: Denn Sexualität ist per se ein unruhiger Bereich unserer Kultur, unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens und individuellen subjektiven Seins. Kaum ein anderer Bereich unterliegt derart vielen Tabus und politischen Kämpfen wie dieser (vgl. Rubin 1993). Neben dem, was Butler als Gender-Trouble bezeichnet hat, besteht so etwas wie ein Sex-Trouble, dem wir alle gleichermaßen (wenn auch in völlig unterschiedlicher Art und Weise) ausgesetzt sind. Unruhig zu bleiben bedeutet hier, die Unruhe des Gegenstandes aufzunehmen und sie nicht zu verwerfen, sondern im Gegenteil ihr nachzuspüren, nach ihren Bedingungen zu forschen, sie zu kontextualisieren und die Ästhetik des Beunruhigenden und der Unruhe als politisches Phänomen zu begreifen.

Der ohnehin in der Theaterwissenschaft bereits bestehende Ansatz, subjektive Beschreibungen zum Ausgangspunkt der Analyse (sowohl bezogen auf Aufführungen, historisches sowie theoretisches Material) werden zu lassen, kann durch diese explizit gemachte Politisierung auch in einem sozialen Gefüge verortet werden: Wer bin ich hinsichtlich meiner gesellschaftlichen Zuschreibungen, Privilegien usw., die ich hier schreibe, die ich eine Aufführung besuche, eine Quelle betrachte oder eine Theorie rezipiere? Was fällt mir aufgrund meiner sozialen Prägungen auf? Was läuft Gefahr, unbewusst aus meinem Blick zu geraten? Eine solche transparente Einbettung der Forscher*innenperspektive ist nicht als Beschränkung oder Makel des von ihr*ihm erlangten Wissens zu betrachten, sondern als ein Zugewinn an Wissen darüber, wo sich das Wissen im Geflecht der Subjekte verorten lässt oder verorten lassen könnte. Was bedeutet es also als Forscherin, die Sex-Performance in Live-Sex-Chats analysiert, zur Konsumentin von Sex-Arbeit zu werden? Welche Bedeutung kommt hier der geschlechtlichen Sozialisierung zu? Inwiefern löst sie sich im Format des Chats auf? Diese Fragen möchte ich im Dialog mit der folgenden Rezeptionserfahrung eines Live-Sex-Chats aufnehmen.

In dem Live-Sex-Chat von BlondeRider und RobRider auf der Internetplattform chaturbate.com, den ich am 16.11.2017 um 16:50 Uhr betrete, öffnet sich ein Fenster, welches via Livestream das Bild von BlondeRider, der cis-weiblichen Darstellerin des Live-Sex-Chat-Paares, überträgt. Sie sitzt, augenscheinlich alleine, in einem weißen

Kleid vor der Kamera. Rechts neben dem Livestream-Fenster befindet sich eine Chatleiste. Darin posten User*innen Kommentare, oft als Komplimente verstanden, für die sie sich mündlich bedankt. Es ertönt ein Geräusch, das sich wie das Klingeln einer Kasse anhört. Im Chatfenster erscheint die Nachricht „User eurobonds won: Show and Play with your tits“. BlondeRider bedankt sich und öffnet ihr Kleid.

Sie entkleidet sich langsam. Wenig später entblößt sie ihre Brüste, beginnt sie zu streicheln und ihre Natürlichkeit anzupreisen. Ein sogenanntes Tipping Goal kommt kurz darauf zum Einsatz: Sobald alle User*innen gemeinsam eine bestimmte Summe an tokens, so heißt die virtuelle Währung auf chaturbate.com, gezahlt haben, versprechen die Performenden, eine bestimmte Handlung auszuführen. Sobald 499 tokens gesammelt sein werden (wobei 10 token ca. dem Wert von einem Euro entsprechen), wird die Darstellerin auf ihre Brüste spucken und das durch *tipping* steuerbare vibrierende Sex-Toy aktivieren. Fast eine halbe Stunde performt sie alleine vor der Kamera – eine Struktur, die sich bei vielen anderen heterosexuellen Live-Sex-Chats auf Chaturbate.com wiederholt. Die cis-weibliche Darstellerin scheint die Aufgabe zu haben, das Publikum ‚anzulocken‘. Auch während BlondeRiders Soloperformance strömen immer mehr User*innen in den Chat. Über dem Chatfenster wird die Zahl der Nutzer*innen angezeigt. Waren es zu Beginn noch ungefähr 1.200, sind es nach einer guten halben Stunde bereits 2.300; zur Spitzenzeit meiner Anwesenheit werden 10.589 User*innen im Chatroom sein. Nachdem sie ihre Schuhe und ihr Kleid sowie ihre Unterwäsche ausgezogen hat, zieht sie ein neues Kostüm an. Betont langsam und lasziv bekleidet sie sich mit roten Strümpfen, Strumpfhaltern sowie hochhackigen roten Lackschuhen. Für mich sehr unvermittelt taucht nun der cis-männliche Part RobRider im Bild auf. Er ist komplett nackt. Sein erigiertes Glied ist im Kamerabild zu sehen. Er bekommt Komplimente für die Größe seines Penis. Im Gegensatz zur Darstellerin ist er überwiegend bauchabwärts zu sehen; sein Gesicht ist kaum im Bild. Die Kameraperspektive wechselt von einer Halbtotale in die subjektive Kamera, auch *point of view shot* genannt. Es ist zu sehen, wie BlondeRider den Penis von RobRider oral umschließt, während sie vor ihm kniet und nach oben in Richtung Kamera blickt. Würgegeräusche sind zu hören. Ihre Augen werden feucht. Immer wieder schreiben die User*innen jetzt, wie gerne sie an der Stelle von RobRider wären und wie sehr sie ihn beneiden würden.

Gut eine weitere halbe Stunde wechseln die Darstellungen zwischen Fellatio und weiblicher Ejakulation. Dann ändert sich das Thema des Raumes erneut. In der Chatleiste wird eine Live-Sex-Show angekündigt, für die man ein sogenanntes Crazy Ticket für 49 tokens erwerben könne. BlondeRider und RobRider beginnen damit, genitale Penetration anzudeuten, ohne sie auszuführen. Immer wieder fordern sowohl das System als auch die Moderation die User*innen via Chat dazu auf, ein Crazy Ticket zu erwerben. Ich zögere. Nach neun Minuten wird das Kamerabild grau und die Nachricht „End of Public Show“ erscheint auf meinem Bildschirm. Ich melde mich mit einem Nickname und unter der Kategorie ‚Frau‘ an und erwerbe 200 tokens. Als ich die geforderten 49 tokens bezahlt habe, lüftet sich der graue Schleier und ich kann das Kamerabild wieder sehen. In den kommenden fünfzehn Minuten nehmen die Performer*innen verschiedene Kopulationsstellungen ein. Im Chat wünschen sich die User*innen *point of view*-Kamerareinstellungen und verschiedene Sex-Stellungen. Je nach token-Anzahl

kommen die Darstellenden diesen Wünschen nach. Mit der Ejakulation des cis-männlichen Darstellers endet der Chat.

Durch den Einsatz der Techniken von *point of view*-Kamera oder auch eines sogenannten Lovense, einem fernsteuerbaren, vaginal eingeführten Sexspielzeug, das durch die Zahlung von tokens von den Zuschauer:innen zum Vibrieren gebracht werden kann, macht die Performance auf der einen Seite deutlich, dass Penetration an sich eine Technik ist. Diese Technik strukturiert neben dem Blick-Raum-Verhältnis auch den vorgeführten heterosexuellen genitalen Geschlechtsverkehr. Auf der anderen Seite verschleiert die Sex-Performance eben diesen Technik-Charakter und inszeniert die Penetration als Höhepunkt und vermeintlichen, natürlichen harten Kern, als Hard Core der Sex-Performance. Die Technik wiederholt und (re)produziert auf diese Art und Weise im Moment ihrer Aufführung einen heterosexuellen Diskurs und manifestiert die Privilegierung cis-geschlechtlicher Genderidentität.

Irritierenderweise dienen die eingesetzten technischen Mittel also dazu, die Illusion einer ‚Natur des Sex‘ aufrechtzuerhalten. Obwohl die Sex-Performance zwischen Darstellenden und Publikum in einem ganz wörtlichen Sinn ‚ohne Organe‘ stattfindet, scheint die Inszenierung der Performance nahezu davon besessen zu sein, die ‚Natürlichkeit‘ und Organizität des Geschehens zu betonen. Nicht nur steht der genitale Sex im Zentrum, sondern es wird außerdem auch versucht, diese Performance, primär für den cis-männlichen und heterosexuellen User, so ‚real‘ wie möglich nachempfänglich zu machen. Anders als in Donna Haraways *Manifest für Cyborgs* beschrieben, erschaffen sich in dem von mir analysierten Live-Sex-Chat Mythos und Werkzeug nicht gegenseitig (Haraway 1995: 41). Durch den Einsatz zahlreicher medialisierter Technifizierungen innerhalb des Live-Sex-Chats birgt dieser zwar das Potenzial, sowohl den Technologie-Charakter von Sex im Allgemeinen als auch den Technik-Charakter der Penetration im Besonderen zu verdeutlichen, entfaltet dieses subversive Potenzial jedoch nicht. Denn tatsächlich liegt, mit Paul B. Preciado gedacht, eine Form der Hochtechnologie darin, sich selbst als „Natur“ zu präsentieren. Preciado schreibt: „Die ‚Geschichte der Technologien‘ zeigt, dass ‚die menschliche Natur‘ nur ein Effekt der permanenten Verhandlung der Grenzen zwischen Mensch und Tier, Körper und Maschine ist“ (Preciado 2003: 12).

Diesem hier vorgestellten Forschungsansatz wurde oft vorgehalten, dass die Forscher:in sich durch den Konsum dieser sexuellen Dienstleistung finanziell an einem Ausbeutungssystem beteiligt hätte. Dieser Vorwurf ist nicht vollständig von der Hand zu weisen, denn auch wenn ein Interview mit den beiden Darsteller:innen Einblicke in deren Produktionsalltag gibt, sind die Arbeitsbedingungen und Strukturen nicht vollständig zu rekonstruieren (Freixes 2017). Dieser Umstand trifft aber in der Theaterwissenschaft in Bezug auf die Aufführungsanalyse sehr oft zu. Selten fließen Fragen nach den Produktionsbedingungen, beispielsweise für die beteiligten Schauspieler*innen, in die Analyse ein. Aber folgende beispielhaft formulierte Fragen zeigen, wie sehr sowohl die Inszenierung und folglich auch die Aufführung, ihre Ästhetik und was in ihr vollzogen wird, von den Kontexten ihrer Entstehung abhängen: In welchem institutionellen Rahmen wurde die Produktion erarbeitet? Welche Macht-, Geschlechter- und Diversitätsverhältnisse herrschen hier? Auf welche Ressourcen kann die Produktion zurückgreifen? Im Stellen und Nachgehen dieser Fragen erscheint es sinnvoll, den unruhigen

Blick zu erweitern und die Produktionsbedingungen in die theaterwissenschaftliche Aufführungsanalyse einfließen zu lassen.

5 Fazit: Paradoxe Verhältnisse

Unser gemeinsames Forschungsinteresse bezeichnen wir als die Herstellung und Anordnung von Wissen zur Aufdeckung und Transformation epistemischer und sozialer Hierarchien, die auf patriarchale, heteronormative und kolonial normierte Diskurse sowie Repräsentationsweisen aufbauen. Diese Absicht führt zum Untersuchen und Decodieren der normierten Verfasstheit von sozialen Verhältnissen in Auseinandersetzung mit *sex/gender, race, class, body ability* in ihrem jeweiligen Kontext und ist zugleich eine Suche nach Orten, Praktiken und Strategien der Produktion neuer Relationen zu diesen von Dominanzverhältnissen gekennzeichneten Strukturen. Dieser Forschungsansatz lässt sich einerseits auf singuläre theaterspezifische Gegenstände beziehen, andererseits führt er aber auch zu einer inhaltlichen Verschiebung und Erweiterung des Fachs. Hier geht es nicht zuletzt um ein Hinterfragen, Verqueren (*queering*) und Veruneindeutigen des bisherigen Wissens.

Eva Döhne betont die Befragung der Situierung und in Auseinandersetzung mit der Videoarbeit *A room of our own* von Swoosh Lieu die Räume des Denkens von Theater, weitergehend aber auch die Räume des Arbeitens und damit den „trouble“ im Betrieb. Sie fragt danach, wie sich diese Räume des Denkens und Arbeitens aufbrechen und verändern lassen und welches Theater erträumt werden kann. Dazu schlägt sie die konkrete Befragung der dispositiven Bedingungen von Theater unter genderkritischer Perspektive vor. Denn damit, so die Überlegung, können die Produktionsverhältnisse, die Architektur, die Politik, die Leitungsintentionen, die philosophischen und politischen Implikationen, die künstlerischen, politischen, gesellschaftlichen und ästhetischen Strategien sowie die juristischen Reglementierungen und Ordnungen, aus denen Theater hervorkommt und durch die es bedingt ist, benannt und im besten Fall verändert werden. Damit verbunden ist die Hoffnung, dass der Theaterbetrieb die Fragen von Sexualität, Genderidentität, Rassismus, Ability und Herkunft nicht nur in die kapitalistische Verwertungslogik einspeist und sich aneignet, sondern dass es zu langfristigen Veränderungen kommen wird.

Die Analyse der Sequenz eines kommerziellen heterosexuellen Live-Sex-Chats von Rob und Blonde XXXRider zeigt, dass Gegenstände, die den herkömmlichen Rahmen von Aufführungen verlassen, eine Erweiterung der Methode der Aufführungsanalyse erfordern bei den Fragen nach Produktions- und Rezeptionsbedingungen. Zudem erscheint es sinnvoll, Performativität nicht nur als transformative, sondern auch als reproduzierende Kraft zu berücksichtigen. Gerade beunruhigende Gegenstände, die ethisch herausfordernd sind, Sexualität thematisieren, kommodifizieren und so in die Intimsphäre der Forschenden eindringen, zeigen, dass die Reflexion der eigenen Sozialisierung und affektive Involviertheit für jede theaterwissenschaftliche Auseinandersetzung von zentraler Bedeutung ist.

Die Existenz von Wissenschafts- und Rationalitätskritik innerhalb queerfeministischer Theorie und damit die radikale Kritik an abendländischen Denk- und Wissens-

konzepten verstehen wir als zentrale Prämissen einer kritischen, aber auch zukunftsorientierten Theaterwissenschaft. Uns scheint die Fähigkeit zur Reflexion und Revision grundlegender Annahmen über Subjektivität, Zeit, Raum, Identität, Verantwortung und Situierung dringend notwendig. Dieser Beitrag plädiert daher nicht primär für eine inhaltliche Neu-Ausrichtung theaterwissenschaftlichen Wissens, sondern praktiziert anhand unterschiedlichster Materialien eine Reflexion über methodische Vorgehensweisen, die jenseits oder quer zur hegemonialen Wissenschaftstradition einer deutschsprachigen Theaterwissenschaft stehen.

Für die Weiterentwicklung und Ausrichtung der Theaterwissenschaft können jene hier vorgeschlagenen subversiven Bezüge die Geschichte und Gegenwart von theatralen Anordnungen und performativen Praktiken jenseits institutionalisierter Ordnungen und tradierter ästhetischer und inhaltlicher Blickwinkel sichtbar machen und kritisch hinterfragen. Queerfeministische Theorie beinhaltet stets eine paradoxe Doppelung; sie ermöglicht sowohl eine Verneinung normativer, patriarchaler Ansätze als auch die Produktion neuer und sich immer wieder neu anordnender Relationen. Denn welche Methoden können Theorie(n) produzieren, deren zentraler Inhalt, wie es Judith Butler formuliert, „in der Gegenwart niemals vollständig in Besitz ist, sondern immer nur neu eingesetzt wird, umgedreht wird, durchkreuzt wird“ (Butler 1995: 313)?

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2007). *Queer phenomenology. Orientations, objects, others*. Durham: Duke University Press.
- Amnesty International (2016). *Für den Schutz der Menschenrechte von Sexarbeiterinnen und Sexarbeitern*. Zugriff am 28. Dezember 2023 unter www.amnesty.ch/de/themen/frauenrechte/dok/2016/position-sexarbeit.
- Balme, Christopher & Szymanski-Düll, Berenika (Hrsg.). (2020). *Methoden der Theaterwissenschaft*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Bergermann, Ulrike & Heidenreich, Nanna (2014). Embedded Wissenschaft. Universalität und Partikularität in post_kolonialer Medientheorie. In Ulrike Bergermann & Nanna Heidenreich (Hrsg.), *total.- Universalismus und Partikularismus in post_kolonialer Medientheorie* (5. Aufl., S. 9–44). Bielefeld: transcript.
- Browne, Kath & Nash, Catherine J. (Hrsg.). (2016 [2010]). Queer Methods and Methodologies: An Introduction. In Kath Browne & Catherine J. Nash (Hrsg.), *Queer methods and methodologies. Intersecting queer theories and social science research* (S. 1–23). London: Routledge.
- Bruchner, Rosemarie; Schrödl, Jenny; Döhne, Eva & Schiel, Lea-Sophie (2024). Arbeitsgruppe Gender. In Festschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft (unveröffentlichtes Manuskript).
- Bundesverband erotische und sexuelle Dienstleistung e.V. & Lilli (2019). *Das Schwedische Modell kriminalisiert Millionen: Sexworker kämpfen international um ihre Rechte*. Zugriff am 28. Dezember 2023 unter www.berufsverband-sexarbeit.de/index.php/2019/06/06/das-schwedische-modell-kriminalisiert-millionen-sexworker-kaempfen-international-um-ihre-rechte.
- Butler, Judith (1990). *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. London: Routledge.
- Butler, Judith (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen von Geschlecht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Butler, Judith (2011). *Bodies That Matter. On the Discursive Limits of "Sex"*. Abingdon, New York: Routledge.
- Chambers-Letson, Joshua (2018). *After the Party. A Manifesto for Queer of Color Life*. New York: NYU Press.
- Darian, Veronika (2020). Forschen als Geste – Gestisches in (Er)Forschung. Eine Entwerfung. In Veronika Darian & Peer de Smit (Hrsg.), *Gestisches Forschen. Praktiken und Perspektiven* (S. 47–77). Berlin: Neofelis.
- de Lauretis, Teresa (1991). Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction. In Teresa de Lauretis (Hrsg.), *Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities* (S. iii–xviii). Durham: University Press.
- Ferguson, Roderick (2004). *Aberrations in Black: Toward a Queer of Color Critique*. Minneapolis, London: University of Minnesota Press.
- Fischer-Lichte, Erika (2004). *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fischer-Lichte, Erika; Czirak, Adam; Jost, Torsten; Richards, Frank & Tecklenburg, Nina (Hrsg.). (2012). *Die Aufführung. Diskurs – Macht – Analyse*. Berlin: Wilhelm Fink.
- Freixes, Alejandro (2017). Wild Riders. XBiz Best Cam Duo BlondeRider and RobXXXRider Rev their Engines. *XBiz-Magazine*, (9). Zugriff am 07. Dezember 2017 unter www.xbizdigital.com/xw/2017-09/html5/index.html?page=50. Seite nicht mehr abrufbar.
- Ghaziani, Amin & Brim, Matt (2019). Queer Methods: Four Provocations for an Emerging Field. In Amin Ghaziani & Matt Brim (Hrsg.), *Imagining Queer Methods* (S. 3–27). New York City: NYU Press.
- Halberstam, Jack (2011). *The queer art of failure*. Durham: Duke University Press.
- Haraway, Donna (1991). *Simians, Cyborgs and Women. The Reinvention of Nature*. New York: Routledge.
- Haraway, Donna (1995). Ein Manifest für Cyborgs. In Donna Haraway, *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen* (S. 33–72). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Haraway, Donna (2007). Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In Sabine Hark (Hrsg.), *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie* (S. 305–322). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haraway, Donna (2018). *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. New York, Frankfurt/Main: Campus.
- Hark, Sabine (2007 [2001]). Einleitung. In Sabine Hark (Hrsg.), *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie* (S. 9–17). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hark, Sabine & Villa, Paula Irene (2017). *Anti-Genderismus*. Bielefeld: transcript.
- Holman Jones, Stacy & Adams, Tony E. (2016 [2010]). Autoethnography is a Queer Method. In Catherine J. Nash & Kath Browne (Hrsg.), *Queer Methods and Queer Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Theories* (S. 195–214). London: Routledge.
- Hydra e. V. (2012). *40 Jahre Hydra. Adventskalender 12.12*. Zugriff am 28. Dezember 2012 unter www.hydra-berlin.de/40-jahre-hydra/1212.
- Klinger, Cornelia (1990). Bis hierhin und wie weiter? Überlegungen zur feministischen Wissenschafts- und Rationalitätskritik. In Marianne Krüll (Hrsg.), *Wege aus der männlichen Wissenschaft* (S. 21–56). Pfaffenweiler: Centaurus.
- Laufenberg, Mike & Trott, Ben (Hrsg.). (2023). *Queer Studies. Schlüsseltexte*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Love, Heather (2013). Close Reading and Thin Description. *Public Culture*, 25(3), 401–434.
- Minh Ha, Trinh Thi (1989). *Woman, Native, Other. Writing Postcoloniality and Feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Müller-Schöll, Nikolaus (2017). Das Dispositiv und das Unregierbare. Vom Anfang und Fluchtpunkt jeder Politik. In Lorenz Aggermann, Georg Döcker & Gerald Siegmund (Hrsg.),

- Theater als Dispositiv. Dysfunktion, Fiktion und Wissen in der Ordnung der Aufführung* (S. 67–88). Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Muñoz, José E. (1999). *Cruising utopia. The then and there of queer futurity*. New York, London: New York University Press.
- Muñoz, José E. (2009). *Disidentifications. Queers of color and the performance of politics*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Nyong'o, Tavia (2018). *Afro-Fabulations. The Queer Drama of Black Life*. New York: NYU Press.
- Preciado, Paul (2003). *Kontrasexuelles Manifest*. Berlin: b books.
- Rubin, Gayle S. (1993). Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality. In Henry Abelove, Michèle Aina Barale & David M. Halperin (Hrsg.), *The Lesbian and Gay Studies Reader* (S. 143–178). New York: Routledge.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003). *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham: Duke University Press.
- Schiel, Lea-Sophie (2019). Gender*-Performativität – Aufführungsanalyse: Überlegungen zur Berücksichtigung von Gender*-Aspekten in der theaterwissenschaftlichen Aufführungsanalyse. In Irene Lehmann, Katharina Rost & Rainer Simon (Hrsg.), *Staging Gender – Reflexionen aus Theorie und Praxis der performativen Künste* (S. 25–47). Bielefeld: transcript.
- Schiel, Lea-Sophie (2020). *Sex als Performance. Theaterwissenschaftliche Perspektiven auf die Inszenierung des Obszönen*. Bielefeld: transcript.
- Schrödl, Jenny (2023a). Gender- und Queertheorien. In Beate Hochholding-Reiterer, Christina Thurner & Julia Wehren (Hrsg.), *Theater und Tanz. Handbuch für Wissenschaft und Studium* (S. 321–326). Baden-Baden: Rombach Wissenschaft.
- Schrödl, Jenny (2023b). Vielleicht ein Aufbruch. Queeres Theater erlangt eine immer größere Vielfalt: ein Überblick. *Theater der Zeit*, (9). Zugriff am 01. Januar 2024 unter <https://tdz.de/artikel/afd7ec67-1f74-41dc-92b7-b0b57f6ad311>.
- Schulz, Gabriele; Ries, Carolin & Zimmermann, Olaf (2016). *Frauen in Kultur und Medien. Ein Überblick über aktuelle Tendenzen, Entwicklungen und Lösungsvorschläge*. Zugriff am 26. Januar 2023 unter www.kulturrat.de/publikationen/frauen-in-kultur-und-medien.
- Schwarzer, Alice (2014). *Schwedischer Weg & deutscher Irrweg. EMMA*, 14. März 2014. Zugriff am 28. Dezember 2023 unter www.emma.de/artikel/schwedischer-weg-deutscher-irrweg-316663.
- Siegmund, Gerald (2006). *Abwesenheit. Eine performative Ästhetik des Tanzes*. Bielefeld: transcript.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988). Can the Subaltern Speak? In Cary Nelson & Lawrence Grossberg (Hrsg.), *Marxism & The Interpretation of Culture* (S. 271–313). London: Macmillan.
- Stewart, Kathleen (2008). Weak Theory in an Unfinished World. *Journal of Folklore Research*, 45(1), 71–82.
- Swoosh Lieu (2021). *A room of our own. Vorstellung für Browser:in und variables Publikum* (Film). Premiere: 22. Januar 2021, Mousonturm Frankfurt am Main.
- Weiler, Christel & Roselt, Jens (Hrsg.). (2017). *Die Aufführungsanalyse. Eine Einführung*. Tübingen: utb.
- Wihstutz, Benjamin & Hoesch, Benjamin (Hrsg.). (2020). *Neue Methoden der Theaterwissenschaft*. Bielefeld: transcript.
- Woolf, Virginia (1985 [1929]). *A room of one's own*. London: Grafton Books.

Zu den Personen

Eva Döhne, Dr. des., Postdoc am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt. Arbeitsschwerpunkte: zeitgenössisches Theater und Performance, Avantgarde, feministische Literaturwissenschaft, Psychoanalyse, Kritische Theorie, Neuer Materialismus, Posthumanismus.

Kontakt: Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Norbert-Wollheim-Platz 1, 60323 Frankfurt am Main

E-Mail: doehne@tfm.uni-frankfurt.de

Lea-Sophie Schiel, Dr., freischaffende Theaterwissenschaftlerin und Performance-Künstlerin bei dem Kollektiv Hysterisches Globusgefühl. Arbeitsschwerpunkte: Lehre und Forschung an der Schnittstelle von feministischer Theorie und Praxis, Sexualität, Gender, Diversität und Performance, Porn Studies, Theater und Politik, studentisches Theater in der BRD, künstlerische Forschung, kollektive ästhetische Praxis.

E-Mail: leasophie.schiel@gmail.com



Christian Efing, Sarah Heinemann (Hrsg.)

Geschlechterstereotype in den Medien

**Genderlinguistische Einblicke in aktuelle
Diskurse und Kommunikate**

Wie wird Geschlecht in den Medien dargestellt? Wie werden dabei Stereotype reproduziert? Der Band versammelt Untersuchungen Studierender zu genderlinguistischen Fragestellungen. Im Fokus stehen Geschlechterstereotype und ihre Darstellung und Reproduktion in Print-, Audio- und audiovisuellen Medien sowie insbesondere in der Werbung. Die Ergebnisse leisten einen Beitrag zum Ausbau der aktuell noch dünnen empirischen Datengrundlage zu genderlinguistischen Themen in der Sprachwissenschaft.

verfügbar im Open Access

2024 • ca. 270 S. • kart. • 68,00 € (D) • 70,00 € (A)
ISBN 978-3-96665-083-0 • eISBN 978-3-96665-902-4



Sophie Ruby

Geschlechterverhältnisse jenseits der Norm

**Eine theoretisch-empirische Modellierung
zur Sichtbarmachung von Vielfalt**

Wie ist ‚Anderes‘ neben patriarchalen Geschlechterverhältnissen und hegemonialer Männlichkeit möglich? Wie können Geschlechterverhältnisse soziologisch erfasst werden, um Herrschaftsbeharrung und andere Aspekte zu analysieren? Verortet im Dreieck von Frauen- und Geschlechterforschung, Männlichkeitssoziologie und queere feministischen Perspektiven entwickelt die Autorin eine soziologische Modellierung, die verschiedene Geschlechterrelationen und deren Gefüge differenziert. Dabei betrachtet sie geschlechtersoziologische Konzepte machtanalytisch und fundiert sie mit einem vielfältigen Geschlechterbegriff.

verfügbar im Open Access

2024 • 201 S. • kart. • 53,90 € (D) • 54,50 € (A)
ISBN 978-3-96665-085-4 • eISBN 978-3-96665-907-9



Jana Rückert-John, Carla Wember (Hrsg.)

Geschlecht und Ernährung **Perspektiven sozialen Wandels**

Geschlechterforschung für die Praxis, Band 6

2024 • ca. 300 S. • kart. • ca. 38,00 € (D) • ca. 39,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2643-1 • eISBN 978-3-8474-1809-2

Ernährung ist nicht bloß eine physische Notwendigkeit, sondern eine soziale Praxis und somit eng mit Geschlechterverhältnissen verschränkt. Das betrifft die Produktion und Distribution von Lebensmitteln, die Zubereitung von Speisen und die Ausgestaltung der Mahlzeiten sowie die Vermittlung und mediale Aushandlung von Ernährungswissen. Der Sammelband beleuchtet diese Verschränkungen aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven und fragt, wie und ob Geschlechterverhältnisse sich in verändernden globalen, gleichwohl regional und sozial differenzierten Ernährungsregimen wandeln. Was lässt sich daraus für nachhaltige Ernährungsregime und Geschlechtergerechtigkeit ableiten?

Weitere aktuelle Titel aus der Reihe:

Erlebnispädagogik und Gender, ISBN 978-3-8474-2759-9, Band 8

Gender in Kinderkrippen, ISBN 978-3-8474-2692-9, Band 7

Frauen und Armut – Feministische Perspektiven, ISBN 978-3-8474-2203-7, Band 5

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Schwerpunkte der letzten Ausgaben

- 2|24 **Intersektionalität und Soziale Arbeit**
- 1|24 **Reproduktionspolitiken und Selbstbestimmung**
- 3|23 **Frauenbewegungen und Feminismen im kulturellen Gedächtnis**
- 2|23 **Politik in der Populärkultur**
- 1|23 **Digitale Transformation und Gender Bias**
- 3|22 **Ernährungspraxis im Wandel**
- 2|22 **Männlichkeit und Sorge**
- 1|22 **Prostitution und Sexarbeit**
- 3|21 **Soziale Mobilität und Geschlecht**
- 2|21 **Das gute Leben in der Krise – Geschlechterverhältnisse auf dem Prüfstand**
- 1|21 **Genderperspektiven für die European Studies**
- 3|20 **Inklusion und Intersektionalität in Bildungskontexten**
- 2|20 **Geschlecht, Arbeit, Organisation**
- 1|20 **Raumstrukturen und Geschlechterordnungen**
- 3|19 **Gender, Technik und Politik 4.0**
- 2|19 **Verwandtschaftsverhältnisse – Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert**
- 1|19 **Hochschule und Geschlecht**
- 3|18 **Mode und Gender**
- 2|18 **Flucht – Asyl – Gender**
- 1|18 **Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken**
- 3|17 **Gender und Design – zum vergeschlechtlichten Umgang mit dem gestalteten Alltag**
- 2|17 **Schwangerschaft, Geburt und Säuglingszeit**
- 1|17 **Geschlechterverhältnisse verhandeln – arabische Frauen und die Transformation arabischer Gesellschaften**

Sonderheft 2021

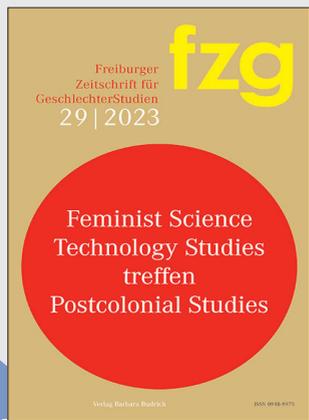
**Mobilisierungen gegen Feminismus und ‚Gender‘ –
Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien**

Sonderheft 2020

**Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität
und Zweigeschlechtlichkeit**

Bestellungen von Abonnements und Einzelheften über www.budrich-journals.de
und unter www.gender-zeitschrift.de. Bezugsbedingungen siehe Impressum.

Gender Studies im Verlag Barbara Budrich



Verlag Barbara Budrich
Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen
Tel.: +49 (0)2171 79491 50
info@budrich.de
www.budrich-journals.de
www.shop.budrich.de

Unsere Zeitschriften aus dem Fachbereich Gender Studies finden Sie auf Budrich Journals unter:
www.budrich-journals.de

Sie können sich auch zu unseren Zeitschriften-Alerts anmelden: budrich.de/zeitschriften-alerts